

Markus Herrmann

Das fehlende Auge Gottes

Identität · Tatsachen · Idealismus

Dissertationsschrift zur Erlangung der Doktorwürde der
Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg

September 2013

Für meine Eltern Franz und Maria Herrmann

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	vii
Zitationshinweise.....	viii
Vorwort.....	ix

Einleitung..... 1

§ 1. Idealismus vs. Realismus: Ein abgeschlossener Streit?.....	1
§ 2. Zielsetzung: Ein neuer (alter) Weg zum Idealismus.....	3
§ 3. Methodisches.....	6
§ 4. Begriffserläuterungen.....	12
§ 5. Nochmals Zielsetzung: Der Kern der Auseinandersetzung.....	26

Teil I. Die Identität der Dinge.....29

Kapitel 1. Vorüberlegungen..... 30

§ 6. Hinführung: Das Schiff des Theseus.....	30
§ 7. Allgemeines zum Begriff der Identität.....	32

Kapitel 2. Ununterscheidbarkeit und Identität..... 37

§ 8. Reine Einzeldinge: Die Identität des Ununterscheidbaren.....	37
§ 9. Inhaltlicher Exkurs I: Die Antinomie des Ununterscheidbaren.....	39
§ 10. Diachroner Hyperessenzialismus: Was besagt die Ununterscheidbarkeit des Identischen?.....	63
§ 11. Inhaltlicher Exkurs II: Die Asymmetrie von Raum und Zeit.....	66
§ 12. Essenzialismus: Privilegierte Eigenschaften.....	80

Kapitel 3. Relative Identität..... 92

§ 13. Relative Identität nach Geach: Wörterbucheinträge und Nachmenschen.....	92
§ 14. Relative Identität als Essenzialismus: Ruderer und Menschen.....	97

Teil II. Der Idealismus der Dinge.....101

Kapitel 1. Der begriffliche Relativismus: Äquivalent, aber inkompatibel?..... 102

§ 15. Hinführung: Putnams und Goodmans Neustart des Idealismus.....	102
§ 16. Was heißt „Inkompatibilität“ und „Äquivalenz“?.....	103
§ 17. Belege des begrifflichen Relativismus.....	106
§ 18. Schlussfolgerungen aus dem begrifflichen Relativismus.....	116

Kapitel 2. Relativismus der Einzeldinge..... 119

§ 19. Äquivalente wesentliche Eigenschaften: Die Tafelrunde.....	119
§ 20. Die Zurückweisung feststehender Wesenseigenschaften.....	123
§ 21. Tiefgreifende Veränderung: Wenn ein Gegenstand ein anderer wird.....	126
§ 22. Ursprungessenzialismus: Eine Beschreibung gemäß unseren Intuitionen?.....	129

Kapitel 3. Vom Relativismus zum Idealismus.....	134
§ 23. Die Kriterien der Identität: Die Identitätspositionen unserer Interessen.....	134
§ 24. Der logische Ort der Identitätspositionen: Raumzeitliche und intentionale Logik.....	138
§ 25. Relativismus ohne Idealismus.....	143
§ 26. Materielle Konstitution und kontingente Identität.....	145
§ 27. Die Gesamtzahl der Einzeldinge.....	150
§ 28. Inhaltlicher Exkurs III: Kulturrelativismus.....	152

Teil III. Das Sein der Tatsachen.....155

Kapitel 1. Tatsachenontologie vs. Objektontologie.....	156
§ 29. Die grundlegenden Begriffe der Ontologie.....	156
§ 30. Die Existenz von Tatsachen und Objekten.....	159
§ 31. Die starke These der Tatsachenexistenz.....	160
§ 32. Objektexistenz und Universalienstreit.....	163
Kapitel 2. Tatsachenontologie vs. Existenzontologie	169
§ 33. Drei Seinsformen.....	169
§ 34. Negative Tatsachen und Wahrmachertheorien.....	170
§ 35. Gegen negative Wahrmacher.....	172
§ 36. Die Irreduzibilität negativer Wahrmacher.....	176
§ 37. Tatsachen, Prädikation und Existenz.....	182
Kapitel 3. Die Folgen der Tatsachenontologie.....	184
§ 38. Tatsächlichkeit, Inferenz und „komische“ Tatsachen.....	184
§ 39. Systematisierung der grundlegenden Begriffe der Ontologie.....	187
§ 40. Nachtrag zur Objektontologie.....	191
§ 41. Der globale Idealismus.....	193
§ 42. Inhaltlicher Exkurs IV: Die Anomalie des Subjekts.....	193

Teil IV. Die Apologie des Idealismus.....201

Kapitel 1. Idealismus, Irrtumsimmunität und Multiperspektivität.....	202
§ 43. Zwischenüberlungen: Ein Sieg nach Punkten.....	202
§ 44. George Berkeleys esse est percipi.....	203
§ 45. Irrtum und widersprüchliche Perspektiven: Wenn zwei sich streiten.....	204
§ 46. Irrtum und unterschiedliche Identitätspositionen.....	209
Kapitel 2. Idealismus und fehlende Subjektivität.....	212
§ 47. Verschwindet die Welt, wenn niemand hinsieht?.....	212
§ 48. Zurückweisung des Problems fehlender Subjektivität.....	217

Schlusswort.....225

Literaturverzeichnis.....	226
---------------------------	-----

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Blacks Zweikugelwelt.....	43
Abbildung 2: Der Punkt X in Blacks Zweikugelwelt.....	44
Abbildung 3: Die Figur H.....	58
Abbildung 4: Die Figur F.....	59
Abbildung 5: Räumliche Individuierung.....	72
Abbildung 6: Die Tafelrunde am Morgen.....	121
Abbildung 7: Die Tafelrunde am Abend.....	122

Zitationshinweise

Bei Quellenangaben fremdsprachlicher Texte ist in eckigen Klammern zusätzlich die Belegstelle der deutschen Übersetzung angegeben, insofern eine solche beim Erstellen der Arbeit vorlag.

Auf standardisierte Werke wird anhand der folgenden Abkürzungen verwiesen:

3D 234	Berkeley, George	<i>Three Dialogues Between Hylas And Philonous</i> , S. 234 der maßgeblichen Ausgabe von Luce und Jessop.
Diog. Laert. VII.104	Diogenes Laertios	<i>Die Leben herausragender Philosophen</i> , Buch 7, Paragraph 104.
E 4.2	Hume, David	<i>An Enquiry Concerning Human Understanding</i> , Kapitel 4, Teil 2.
KrV, B 44	Kant, Immanuel	<i>Kritik der reinen Vernunft</i> , S. 44 nach der Zählung der B-Ausgabe.
<i>Meditationes</i> I.1	Descartes, René	<i>Meditationes de prima philosophia</i> , erste Meditation, Paragraph 1.
P § 20	Berkeley, George	<i>A Treatise Concerning the Principles of Human Understanding</i> , Paragraph 20.
PC 429a	Berkeley, George	<i>Philosophical Commentaries</i> , Eintrag Nr. 429, Abschnitt a.
PhdG 48	Hegel, Georg Wilhelm Friedrich	<i>Phänomenologie des Geistes</i> , S. 48 der kritischen Ausgabe von Bonsiepen und Heede.
Plat. <i>soph.</i> 247d	Platon	<i>Sophistes</i> , S. 247d der maßgeblichen Stephanus-Zählung.
Plut. <i>Theseus</i> 23	Plutarch	<i>Theseus</i> , Kapitel 23.
PU 67	Wittgenstein, Ludwig	<i>Philosophische Untersuchungen</i> , Paragraph 76.
SuZ 66	Heidegger, Martin	<i>Sein und Zeit</i> , S. 66 der Niemeyer-Ausgabe.
T 1.2.6	Hume, David	<i>A Treatise Of Human Natur</i> , Buch 1, Kapitel 2, Abschnitt 6.

Vorwort

Ich blicke inzwischen mit gemischten Gefühlen auf dieses Dissertationsprojekt zurück. Obwohl formal erfolgreich und obschon ich denke, dass es inhaltlich stellenweise von großem Wert ist, bin ich mittlerweile der Überzeugung, dass ich bei der Hauptzielsetzung (einen Beleg für den Idealismus anhand eines idealistischen Identitätsbegriffs zu entwickeln) irreparabel gescheitert bin. Mir fiel auf, dass sich eine Lösung der in der Arbeit dargestellten Rätsel der Identität auch ohne idealistische Implikationen gewinnen lässt, wenn man die Position Geachs (siehe Paragraph 13) derart modifiziere, dass sie nur diachron (und nicht synchron) gelte, und außerdem noch raumzeitliche Kontinuität als Bedingung dazutue.

Da ich den Schaden, wie bereits erwähnt, für irreparabel erachte, habe ich davon Abstand genommen, die Arbeit entsprechend abzuändern – es wäre nicht mehr viel von ihr erhalten geblieben. Gerade aber weil ich im Gegenzug denke, dass die Arbeit eben in Detailfragen von großem philosophischen Wert ist, wäre eine solch radikale Kürzung fatal. Es gingen auch einige jener Stellen verloren, die unabhängig von der Hauptzielsetzung der Arbeit von bleibendem Wert sind.

Die vorliegende Arbeit begann als eine Vertiefung der Magisterarbeit zum Thema *Wie viel Idealismus verträgt die Wahrheit?*, die im Sommersemester 2007 an der damaligen Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Tübingen eingereicht wurde. Von diesem Ausgangspunkt ist nicht mehr viel erhalten geblieben. Lediglich Teile des Paragraphen 3a zur Methode des semantischen Aufstiegs sowie einige exegetische Absätze in den Paragraphen 44, 45 und 47 zur Philosophie George Berkeleys und im Paragraphen 48 zu Henry Allisons Kant-Interpretation stützen sich auf die Arbeit von damals. Sämtliche Übernahmen sind als solche kenntlich gemacht. Außerdem war die Argumentation des Kapitels 2 im vierten Teil dieser Arbeit bereits in Grundzügen vorgezeichnet – wenn auch nur sehr verworren und metaphorisch.

Die Erstellung einer Arbeit wie der vorliegenden kommt nicht ohne Hilfe von unterschiedlicher Seite aus. Ich danke der *Studienstiftung des deutschen Volkes*, die mir durch ein großzügiges Promotionsstipendium diese Arbeit erst ermöglicht hat.

Für inhaltliche Anregungen gilt mein Dank den Teilnehmern der Kolloquien *Probleme der ersten Philosophie* an der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg unter der Leitung von Prof. Dr. Anton Friedrich Koch. Ebenfalls bedanke ich mich für inhaltliche Anregungen bei Christian Baier, Michael Hoppmann und den Besuchern meiner Seminare, die ich im Sommersemester 2009 und dem Wintersemester 2009/2010 am Philosophischen Seminar der Universität Tübingen gehalten habe.

Die publizierte Version dieser Arbeit profitierte nochmals dank der Anmerkungen und Anregungen der beiden Gutachter Prof. Dr. Anton Friedrich Koch, Prof. Dr. Peter McLaughlin und des Vorsitzenden der Disputation PD Dr. Wolfgang Freitag. Auch hierfür möchte ich mich nochmals gesondert bedanken.

Mein Dank gilt Christian Baier, Nikola Huzarski und Ulrike Single für ihre ausdauernde Hilfe bei der orthographischen und stilistischen Korrektur sowie meinem Bruder René Herrmann für die Gestaltung der Abbildungen. Zudem danke ich meiner Familie für ihre Unterstützung. Ganz besonders möchte ich meinen Eltern Franz und Maria Herrmann danken, die – obwohl selbst nie zur Welt der Gymnasien und Universitäten gehörig – dennoch an meinen für ihre Lebenswelt ungewöhnlichen Werdegang geglaubt haben.

Markus Herrmann

Heidelberg, 2013

Einleitung

§ 1. Idealismus vs. Realismus: Ein abgeschlossener Streit?

Angenommen, ein Wanderer erklimmt die Akropolis und sieht den Parthenon: Was sieht er *wirklich*? Wenn wir die Philosophen um Rat fragen, so hören wir unter anderem von der Theorie, dass die Realität in eine Innen- und eine Außenwelt zerfalle.¹ Die Innenwelt sei die Welt unseres Geistes. Sie enthalte unsere Empfindungen, Gedanken, Erinnerungen und was sich sonst noch so alles in unserem Geist tummle. Die Außenwelt dagegen sei die objektive Welt: Sie sei die eigentliche Realität, sie enthalte die Materie, die Wälder, Städte und Berge, aber auch unseren Körper mitsamt seinem Gehirn. Unseren Zugang zur Außenwelt stellten die *Repräsentationen* der materiellen Welt in unserem Geist dar. Man kann sie sich als Abbilder der Außenwelt vorstellen. Wenn wir uns an diese Position halten, können wir die Frage, was unser Wanderer auf der Akropolis *wirklich* sieht, leicht beantworten: Er sieht nicht den Parthenon selbst, sondern vielmehr ein Abbild des altvorderen Tempels in seinem Geist.²

Als Ursprung dieser Position, welche die Wirklichkeit in Innen- und Außenwelt aufspaltet, wird das „argument from illusion“ angeführt:³ Angenommen, unser Wanderer befände sich gar nicht auf der Akropolis, sondern phantasiiere nur, dass er den Parthenon betrachte. In diesem Fall bestünde aus seiner Perspektive kein Unterschied zu der Situation, wenn er sich wirklich auf der Akropolis befände und wirklich den Parthenon sähe. Subjektiv sei sein Sinneseindruck der gleiche. Wenn aber der Gehalt seiner Wahrnehmung im Fall der Illusion wie auch im Fall der Wirklichkeit gleich sei – so das Argument –, dann könne der Gegenstand seiner Wahrnehmung nicht der Parthenon selbst sein, sondern nur eine Repräsentation des Tempels *in seinem Geist*. Und damit wäre die Trennung in Innen- und Außenwelt erreicht.

Aber die Position hat dem Anschein nach noch eine weitere Stärke: Sie vermag uns zu erklären, warum Illusionen und letztlich Irrtum möglich sind. Eine Fehlwahrnehmung liegt vor, wenn das Abbild im Geist nicht dem abgebildeten Gegenstand der Außenwelt *entspricht*. Würde der Wanderer umgekehrt den Parthenon selbst und nicht nur sein Abbild sehen, so wäre fraglich, wie es überhaupt zu dem Fehler kommen könnte.

Bei all seinen Stärken hat der Innen-/Außenweltdualismus aber einen großen Nachteil, auf den schon der irische Bischof George Berkeley zu Beginn des 18. Jahrhunderts hinwies:⁴ Wenn wir die Außenwelt nicht wahrnehmen können,

1 Dieser Innen-/Außenweltdualismus wird häufig auf die ersten beiden Meditationen von Descartes zurückgeführt (cf. *Meditationes* I und II).

2 Ein Vertreter des Innen-/Außenweltdualismus muss zur Erklärung des Begriffs der Repräsentation nicht zu einer Abbildtheorie Zuflucht nehmen. Da eine solche aber besonders anschaulich ist, soll sie uns hier genügen. Eine Alternative wäre beispielsweise die klassische Korrespondenztheorie der Wahrheit (cf. § 34 dieser Arbeit).

3 Cf. WILLASCHEK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 97-102 und 220.

4 Cf. P § 20.

warum glauben wir dann, dass es sie gebe? Wir könnten schließlich nie zu ihr selbst vordringen. Wenn wir überprüfen wollten, ob eine Außenwelt hinter unseren Repräsentationen existiere, wäre das einzige, was wir tun könnten, uns weitere Abbilder der Außenwelt anzuschauen, um zu sehen, ob sie wirklich da sei. Aber damit dringen wir wiederum nicht zu ihr vor.

Berekeleys Lösung für die verfahrenere Situation war denkbar radikal: Es gibt tatsächlich keine Außenwelt. Alles sei im Geist, alles sei Vorstellung. *Esse est percipi* („Sein ist Wahrgenommenwerden“) lautet das berühmte Motto, das man auf ihn zurückführt.⁵ Die Existenz der Dinge fällt demnach mit ihrer Wahrnehmung zusammen. Berkeleys Position, nach der alles Vorstellung, alles *Idee* sei, ging in die Philosophie als *Idealismus* ein – eine Bezeichnung, die man nicht mit dem Begriff des Idealismus im modernen Deutsch verwechseln darf. Der philosophische Idealismus hat nichts mit „hehren Idealen“ zu tun.

So radikal Berkeleys Idealismus ist, so viel Widerspruch erregt er auch. Wenn alles nur Vorstellung ist, ist dann alles wahr, was ich mir vorstelle? Und was, wenn zwei Personen unterschiedliche Vorstellungen haben? Außerdem: Zu einer Zeit, in der es noch keine Menschen gab und noch niemand sich etwas vorstellte: Existierte da wirklich nichts?

Auch wenn Berkeleys Position wenige Anhänger fand, war der idealistische Stein in Rollen gebracht. Fortan fand eine philosophische Auseinandersetzung um den Realitätsgehalt der Außenwelt statt. Auf der einen Seite befanden sich die Realisten, welche für eine unabhängige Außenwelt eintraten, auf der anderen Seite standen die Idealisten, welche ihre Unabhängigkeit bestritten. Doch die Grenzen dieses Disputs waren – und sind heute noch – nicht leicht zu ziehen. Schon Kant sah sich als *empirischen Realisten*, aber *transzendentalen Idealisten*.⁶

In seiner Folge kam es zum *Deutschen Idealismus*, der mit Namen wie Fichte, Hegel und Schelling verbunden ist. Das 20. Jahrhundert sah innerhalb der sogenannten analytischen Philosophie⁷ eine lebhaft Diskussions des Idealismus – dort meist als *Antirealismus* bezeichnet.⁸ Namen wie Michael Dummett, Richard Rorty, Nelson Goodman und Hilary Putnam werden mit einem solchen Antirealismus in Verbindung gebracht. Doch dieser hatte sich seit Berkeley immens gewandelt – und dies nicht nur hinsichtlich seiner konkreten Thesen. Auch neue Argumentationsstränge wurden als Beleg angeführt.⁹

5 Tatsächlich hat er diese griffige Lösung so nie formuliert und seine eigene Position ist ein wenig vielschichtiger (cf. § 44 dieser Arbeit).

6 Cf. KrV B 43f. u. 52.

7 Der Begriff „analytische Philosophie“ wird im Folgenden in einer weiten Bedeutung gebraucht. Er bezeichnet nicht nur Philosophie, die von der Methode der Sprachanalytische Gebrauch macht, sondern die gesamte philosophische Tradition, die von Philosophen wie Gottlob Frege, Bertrand Russell, dem Wiener Kreis und Ludwig Wittgenstein geprägt wurde (auch wenn sie heute in ihren Ansichten und Methoden von den genannten Philosophen bisweilen stark abweicht).

8 Für die Verwendung der Begriffe „Idealismus“ und „Antirealismus“ cf. § 4c dieser Arbeit.

9 Für eine kurze Übersicht der wichtigsten Argumente, die in der analytischen Philosophie diskutiert wurden, cf. KHELENTZOS, *Naturalistic Realism*, 5-10.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war innerhalb der analytischen Philosophie ein besonders starker Zulauf zum Idealismus (beziehungsweise Antirealismus) zu verzeichnen. Ende der achtziger Jahre stellt John Heil fest, dass „anti-realistische Abhandlungen sowohl in ihrer Zahl als auch in ihrem schieren Umfang die beständigen, aber vergleichsweise bescheidenen Veröffentlichungen der Realisten erdrücken.“¹⁰ Doch dann kam in den neunziger Jahren der Umschwung. Es setzte sich die Erkenntnis durch, dass das Problem nicht der Realismus sei, sondern vielmehr der Innen-/Außenweltdualismus. Dem Idealismus wäre die Grundlage entzogen, wenn sich diese Unterscheidung überwinden ließe. So wurde der Ruf nach einem „Realismus ohne Repräsentation“¹¹ zunehmend lauter und der Idealismus verlor seine Anhänger. Mit der Jahrtausendwende kehrten sich die Verhältnisse schließlich um. Seitdem geben die Realisten innerhalb der analytischen Philosophie den Ton an.¹² Bedeutende theoretische Ansätze haben Alternativen zum Innen-/Außenweltdualismus und den vermittelnden Repräsentationen hervorgebracht.¹³ Der philosophische Streit zwischen Idealisten und Realisten, der das letzte Jahrhundert so stark prägte, ist merklich abgekühlt. Man hat sich anderen Themen zugewandt. Der Idealismus scheint nicht mehr hoffähig zu sein.

Doch wenn wir einmal außer Acht lassen, dass sich der Innen-/Außenweltdualismus scheinbar auch für den Realisten überwinden lässt, wenn wir die Frage, was der Wanderer auf der Akropolis wirklich sieht, einmal beiseite schieben: Ist der Niedergang des Idealismus berechtigt oder gibt es vielleicht nicht sogar gewichtigere Argumente, die für ihn sprechen?

§ 2. Zielsetzung: Ein neuer (alter) Weg zum Idealismus

Ziel dieser Arbeit ist es, den Idealismus als konkurrenzfähiges philosophisches System zu re-etablieren. Diese Zielsetzung zerfällt in zwei Unterziele: Auf der einen Seite gilt es, den Idealismus jenseits der Diskussion über den Innen-/Außenweltdualismus zu fundieren. Einen hinreichenden Beleg für den Idealismus zu in seiner Tiefe zu auszubuchstabieren ist die *affirmative* Zielsetzung der vorliegenden Arbeit.

Da der Idealismus jedoch abstruse Konsequenzen nach sich zu ziehen scheint, wurde seit jeher die Diskussion recht hitzig geführt. Daher ist es notwendig,

10 HEIL, *Recent Work In Realism And Antirealism*, 65; Übersetzung vom Verfasser.

11 DEVITT, *Realism Without Representation* oder HABERMAS, *Wahrheit und Rechtfertigung*, 40-48.

12 Mit Hilary Putnam verlor der Idealismus (wie in dieser Arbeit verstanden) einen seiner bedeutendsten Fürsprecher (cf. PUTNAM, *Simon Blackburn On Internal Realism und The Threefold Cord*). Allein ein Blick auf die Monographien, die seit den neunziger Jahren zum Thema veröffentlicht wurden, zeigt, wie sich der Schwerpunkt verlagert hat. Besonders aufschlussreich ist, dass die sehr junge *Stanford Encyclopedia of Philosophy* zwar einen Eintrag zum Stichwort „Realism“ hat, aber entsprechende Gegenstücke wie „Idealism“ oder „Antirealism“ fehlen (cf. ZALTA, *Stanford Encyclopedia of Philosophy*).

13 Cf. beispielsweise SOTERIOU, *The Disjunctive Theory of Perception*, PUTNAM, *The Threefold Cord* oder im deutschsprachigen Raum WILLASCHKE, *Der mentale Zugang zur Welt*, 207-288.

der affirmativen Zielsetzung eine *apologetische* anzuschließen. Es soll erwiesen werden, dass die im Hinblick auf die affirmative Zielsetzung entwickelte Position nicht von den vermeintlichen Absurditäten des Idealismus geplagt wird.

a. Die affirmative Zielsetzung: Das fehlende Auge Gottes

In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelten Nelson Goodman und Hilary Putnam neben dem Argument des Innen-/Außenweltdualismus ein weiteres Argument, das für den Idealismus zu sprechen schien.¹⁴ Es besagt, dass nicht nur eine wahre Beschreibung der Welt möglich sei, wie sie sich dem *Auge Gottes*¹⁵ darböte. Vielmehr seien viele wahre, aber zueinander inkompatible Beschreibungen zulässig. Es gebe nicht den Blickwinkel des Gottesauge, von dem sich alle theoretischen Fragen entscheiden ließen, sondern vielmehr sei unser menschlicher Blickwinkel von Nöten.

Als jedoch der Realismus mit der Überwindung des Innen-/Außenweltdualismus wieder an Fahrt gewann, verlor dieses *Argument äquivalenter Beschreibungen*¹⁶ ebenfalls an Bedeutung. Grund dafür mag sein, dass manche Philosophen solch äquivalente Beschreibungen für prinzipiell mit dem Realismus vereinbar halten oder dass die prominenten Versuche, eine solche Beschreibung zu liefern, gescheitert sind.¹⁷

Die affirmative Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist es, den Gedanken zu re-vitalisieren, dass für *die eine wahre Beschreibung*¹⁸ der raumzeitlichen Welt der Blickwinkel des Gottesauge fehle. Das Argument äquivalenter Beschreibungen soll einer grundlegenden Änderung unterzogen und zum Erfolg geführt werden. Der Ansatzpunkt für diese Erneuerung des Arguments wird die *diachrone* Identität von Gegenständen sein. Ihr werden wir uns in den ersten beiden Teilen der Arbeit widmen. Im dritten Teil werden wir der Frage nachgehen, welche Folgerungen sich aus den gewonnenen Erkenntnissen über das Wesen von Gegenständen für die gesamte Wirklichkeit ergeben und somit den affirmativen Schritt der Zielsetzung abschließen. Im vierten Teil der Arbeit soll dann der apologetischen Zielsetzung Genüge getan werden.

b. Die apologetische Zielsetzung: Die Gigantomachie um den „gesunden Menschenverstand“

Der Disput zwischen Realisten und Idealisten wurde seit jeher für die Philosophie ungewohnt emotional geführt. Seit Jahrhunderten beanspruchen beide Seiten den sogenannten „gesunden Menschenverstand“ für sich – oder lehnen ihn

14 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit Goodmans und Putnams Thesen cf. §§ 15-18 dieser Arbeit.

15 Cf. PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 73 [105]; Übersetzung vom Verfasser.

16 Das Argument geht im Kern auf Nelson Goodman zurück, wurde aber besonders von Hilary Putnam stark gemacht (cf. §§ 15-18 dieser Arbeit). Die Benennung des Arguments ist jedoch vergleichsweise jung und stammt von Drew Klentzos (*Naturalistic Realism*, 206-224; Übersetzung der Benennung vom Verfasser).

17 Für letzteres cf. *ibid.* und für ersteres WILLASCHECK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 127-131.

18 Die Formulierung ist angelehnt an PUTNAM, *Reason, Truth and History*, 73 [105].

in der Diskussion als deplatziert ab. Man geht sogar soweit, der Gegenseite zu unterstellen, närrisch oder – schlimmer noch – beschämend zu sein.¹⁹

Diese Schlacht um das Anrecht auf den „gesunden Menschenverstand“ begann schon mit der Geburtsstunde des Idealismus. Bereits Berkeley lässt ohne jegliche Zurückhaltung verlauten:

*Some truths are so near and obvious to the mind, that a man need only open his eyes to see them. Such I take this important one to be, to wit, that all the choir of heaven and furniture of the earth, in a word all those bodies which compose the mighty frame of the world, have not any subsistence without a mind, that their being is to be perceived or known; [...].*²⁰

Er ging sogar so weit, anzuzweifeln, dass die Mehrheit geschlossen hinter dem Realismus stehe.²¹ Doch die Kritik kam prompt. Gottsched nannte seine Thesen „wunderlich“ und Diderot „närrisch“.²² Hegel dagegen nahm eine dritte Position ein: Er lehnte den „gesunden Menschenverstand“ für philosophische Forschung in Gänze ab.²³

Die Jahrhunderte vermochten dem Streit nicht seine Hitze zu nehmen: George Edward Moore meinte eine Außenwelt beweisen zu können, indem er seine zwei Hände in die Luft halte.²⁴ Hilary Putnam sieht sich als Verfechter des „Common Sense“, wenn er die Teilung von Innen- und Außenwelt ablehnt,²⁵ und Marcus Willaschek verwendet zahlreiche Seiten seiner Monographie darauf nachzuweisen, dass der Realismus den „Common Sense“ auf seiner Seite habe.²⁶ Besonders laut tönend in der Auseinandersetzung gibt sich Michael Devitt: „There is something a little *shameful* about spending one’s time defending *something so apparently humdrum* as the independent existence of the familiar world.“²⁷ Er geht sogar zu Psychologisierungen über, die sich bestenfalls noch als gewagt beschreiben lassen: Während den Europäern aufgrund der nebelbedeckten, grünen Landschaften der Realitätssinn entgleite und sie daher zu Idealisten würden, seien die Australier (eine Hochburg der Realisten) dagegen gefeit – mit der Ausnahme von Melbourne, wo die Sonne nicht so sehr scheine.²⁸

In diesem Reigen wechselseitiger Beschwörungen, um den „gesunden Menschenverstand“ ins eigene Lager zu locken, sei frank und frei zugestanden: Der

19 Siehe unten.

20 P § 6.

21 Cf. P § 54.

22 Cf. DIDEROT, *Brief über die Blinden*, 74. Für Gottscheds Kommentar cf. Gottscheds Marginalie in BAYLE, *Zeno*, 547.

Allerdings fand Berkeley auch seine Freunde. So spricht ihm Schopenhauer das „unsterbliche Verdienst“ zu, den Satz „Kein Objekt ohne Subjekt“ aufgestellt zu haben (SCHOPENHAUER, *Gegen Kant*, 398.)

23 Cf. PhdG 48.

24 Cf. MOORE, *Proof Of An External World*, besonders 165f.

25 Cf. PUTNAM, *The Threefold Cord*, 44.

26 Cf. WILLASCHEK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 39-88.

27 DEVITT, *Realism and Truth*, vii. Hervorhebung nicht im Original.

28 Cf. *ibid.* und *op. cit.*, x. Der Fairness halber sei angemerkt, dass die Schärfe der Polemik Devitts teilweise dem Versuch geschuldet ist, besonders geistreiche Wortspiele zu kreieren.

innerhalb dieser Arbeit entwickelte Idealismus hat weder den „Common Sense“ auf seiner Seite noch kann er von sich behaupten, so offensichtlich zu sein, dass er schon wieder belanglos sei. Es sei der Gegenseite zugestanden, dass die Präsumptionen auf ihrer Seite liegen.²⁹ Der „Mann auf der Straße“ müsste schon viel Freizeit im philosophischen Lehnstuhl verbracht haben, wenn er unserer Position zustimmen sollte. Viel wahrscheinlicher ist, dass er den Absurditätsverdacht bekräftigte, der dem Idealismus anhaftet.

Wenn wir dies der Gegenseite zugestehen, so heißt das nicht, dass wir so verfahren, um im nächsten Atemzug den „gesunden Menschenverstand“ als irregeleitet abzulehnen. Im apologetischen Schritt dieser Arbeit sollen vielmehr die Gründe expliziert und fundiert werden, weswegen sich unsere alltäglichen Intuitionen sträuben und die Realisten den Idealisten Irrsinn vorgeworfen haben. Unser Ziel dabei ist jedoch zu zeigen, dass diese vermeintlich gewichtigen Gründe sich nicht gegen den in dieser Arbeit vertretenen Idealismus in Stellung bringen lassen. Wenn man mit dem Gedanken ernst macht, dass wir nicht versuchen dürfen, die Perspektive des Auge Gottes einzunehmen, lassen sich die Bedenken zerstreuen.

§ 3. Methodisches

a. Der semantische Aufstieg

Ontologische Diskussionen neigen bisweilen dazu, „luftig“ zu werden. Wenn man die Frage stellt, ob Zahlen existieren oder ob die Wirklichkeit geistesunabhängig ist, besteht die Gefahr, dass nicht nur die Antwort, sondern die Frage selbst unklar ist. Während „Existiert die Akropolis?“ sich vergleichsweise einfach beantworten lässt, drohen sich unsere Begrifflichkeiten bei „Existiert die Vergangenheit?“ zu verfangen. Die wohl erste Reaktion auf solch eine Frage wäre die Gegenfrage, was mit „existiert“ gemeint sei?

Der philosophische Streit über ontologische Existenzfragen veranlasste Willard van Orman Quine dazu, das Konzept des semantischen Aufstiegs zu thematisieren.³⁰ Die Streitigkeiten, die beim Rasonieren über die Existenz von Gegenständen wie Zahlen, Maßeinheiten oder der Vergangenheit entstünden, seien Großteils dem Umstand geschuldet, dass die Begriffe, mit denen dieser Streit geführt werde, entgegengesetzte Verwendungsweisen aufwiesen.³¹ Als Remedur des Problems fordert Quine den semantischen Aufstieg.³²

29 Es soll nicht verschwiegen werden, dass es auch eine alte Tradition gemäßigter Töne in der Auseinandersetzung gibt. So zeigt Kant schon Verständnis dafür, wie es zu Berkeleys Position kommen konnte (auch wenn er sie ablehnt; cf. KrV B 70). In jüngster Zeit ist Drew Khlentzos positiv zu erwähnen, der als Realist seiner eigenen Seite religiöses Gebaren vorwirft und darum bemüht ist, die Gegenseite verständlich zu machen (cf. KHLENTZOS, *Naturalistic Realism*, vii).

30 Cf. QUINE, *Word And Object*, 270f. [466].

31 Cf. *op. cit.*, 272 [468].

32 Cf. *op. cit.*, 274 [472]. Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 25.

Die Menschen haben ihm zufolge unterschiedliche Begriffsschemata.³³ Das heißt, dass wir nicht über dieselben Begriffe verfügen, und die uns zu Verfügung stehenden Wörter bisweilen unterschiedlich gebrauchen. Um dennoch miteinander kommunizieren zu können, sind gewisse Mindestübereinstimmungen notwendig. Im semantischen Aufstieg steigen wir nun bis zu diesen Übereinstimmungen auf. Wir nehmen davon Abstand, uns über die Gegenstände selbst zu streiten und untersuchen stattdessen die Wörter, mit denen wir uns auf sie beziehen. Das heißt, wir untersuchen ihre Verwendungsweise in Bezug auf die Gegenstände.³⁴

*The strategy of semantic ascent is that it carries the discussion into a domain where both parties are better agreed on the objects (viz., words) and on the main terms concerning them.*³⁵

Quine gibt ein Beispiel dafür, wie seiner Meinung nach der semantische Aufstieg funktioniert:

*Consider what it would be like to debate over the existence of miles without ascending to talk of „mile“ . „Of course there are miles. Wherever you have 1760 yards you have a mile.“ „But there are no yards either. Only bodies of various length.“ „Are the earth and moon separated by bodies of various lengths?“ The continuation is lost in a jumble of invective and question-begging. When on the other hand we ascend to „mile“ and ask which of its contexts are useful and for what purposes, we can get on; we are no longer caught in the toils of our opposed uses.*³⁶

Mit einer semantischen Reformulierung soll sich der Streit über die Existenz von Kilometern beilegen lassen. Was ist damit gemeint? Wenn man eine solche semantische Reformulierung versucht, tun sich gewisse Schwierigkeiten auf. Ist die Frage nach der Existenz von Kilometern identisch mit der Frage, ob man berechtigt sei, den Begriff „Kilometer“ zu verwenden, um beispielsweise den Abstand zwischen zwei Städten anzugeben? Wenn ja, hätte die Diskussion wohl ihr Ende gefunden. Es bliebe bei einem solchen Vorgehen jedoch ein schaler Beigeschmack. Wer die Existenz von Kilometern bestreitet, fände seine Erkenntnis sicherlich nicht adäquat in dieser Lösung ausgedrückt. Dass man berechtigt oder dass es nützlich sei, Abstandsangaben in Kilometern vorzunehmen, ist nicht der Streitpunkt, den die Existenzfrage aufwerfen sollte. Sie so zu verstehen, würde ihren philosophischen Kern verkennen. Es wäre keine Reformulierung der Frage mit semantischen Mitteln, sondern ein Ausweichen der Frage.

Tatsächlich kann auch Quine durch den semantischen Aufstieg ontologische Existenzfragen nicht verbannen wollen. Denn er selbst bezieht eine solche Position, wenn er die Existenz von Eigenschaften ablehnt.³⁷ Wenn aber obige Refor-

33 Cf. QUINE, *Word And Object*, 272 [469].

34 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 25.

35 QUINE, *Word And Object*, 272 [468f.].

36 *Ibid.*

37 Cf. S. 165f. dieser Arbeit.

mulierung unbefriedigend ist, stellt sich die Frage, wie beim semantischen Aufstieg ontologische Streitfragen bewahrt werden können. Als Antwort wollen wir zwei weitere Reformulierungen der Streitfrage über die Existenz von Kilometern vorschlagen:

- (a2) Bedeutet der Begriff „existieren“ in den beiden Sätzen „Berge existieren“ und „Kilometer existieren“ dasselbe?

Hier wird der Streit über die Existenz von Kilometern zu einem Streit über die Bedeutung des Existenzbegriffs. Die *Sache* wird verhandelt, indem man die *Bedeutung der Begriffe* von der Sache verhandelt. Die zweite Reformulierung:

- (a3) Lässt sich die Bedeutung des Satzes „Kilometer existieren“ auf die Bedeutung eines Satzes reduzieren, der nicht von der Existenz von Kilometern handelt?³⁸

Auch in dieser Reformulierung wird wieder über die Sache gestritten, indem man Bedeutungsfragen klärt. Im Unterschied zur Reformulierung *a2* handelt es sich aber nicht um einen Streit über die Bedeutung von *Begriffen*, sondern über die Bedeutung von ganzen *Aussagen*. Es wird verglichen, ob Sätze unter den gleichen Bedingungen wahr sind und welche logische Struktur ihnen zu Grunde liegt.

Keiner der beiden Reformulierungen soll hier der Vorzug gegeben werden. Denn beiden gelingt es den Streit über die Existenz von Kilometern auf eine Stufe zu heben, wo die Argumentation mit mehr Klarheit ihren Gang nehmen kann, ohne dass die Antwort trivial wird. Im Verlauf dieser Arbeit werden wir von beiden Techniken, ontologische Streitfragen zu reformulieren, Gebrauch machen.

Gegen die Methode des semantischen Aufstiegs ließe sich *prima facie* einwenden, dass Bedeutungen von Begriffen oder Aussagen eins sei, die Wirklichkeit aber doch etwas anderes.³⁹ Was sichert uns zu, dass die Struktur unserer Sprache und die der Welt nicht eklatant auseinanderklaffen? Dieser Einwand verstößt aber in seinem Kern gegen eines der wichtigsten Rationalitätsprinzipien: Ockhams Rasiermesser.⁴⁰

b. Ockhams Rasiermesser

In jüngster Zeit wurden vermehrt Zweifel daran geäußert, dass es zulässig sei, die Struktur unserer Sprache auf die der Welt zu übertragen.⁴¹ Es sei zwar möglich, wahre Überzeugungen zu haben und wahre Sätze zu äußern – dieser Zwei-

38 Oder präziser: Lässt sich die Bedeutung des Satzes „Kilometer existieren“ auf die Bedeutung eines Satzes reduzieren, der nicht über Kilometer quantifiziert?

39 Noch radikaler wäre ein Einwand wie ihn wahrscheinlich Carnap tätigen würde: nämlich dass die Rede über eine Welt außerhalb der linguistischen Rahmenwerke sinnlos sei (cf. *Empirism, Semantics and Ontology*, 14-17 [259-267]). Quine (dessen ontologische Positionen stark durch die Diskussion mit Carnap geprägt wurde) weist jedoch Carnaps Position mit dem Hinweis darauf zurück, dass als Entscheidungskriterium für die Weiterentwicklung linguistischer Rahmenwerke eine Welt jenseits der Worte notwendig sei (cf. *Word And Object*, 271 [466-467]).

40 Cf. HOFWEBER, *Logic and Ontology*, Kap. 4.5 für die Diskussion anderer Gründe, die sich gegen ein Auseinanderklaffen von Sprache und Welt vorbringen lassen.

41 Für solche Zweifel cf. § 35 dieser Arbeit.

fel ist also kein Wahrheitsskeptizismus, der unsere Sprache für eine Beschreibung der Welt als gänzlich ungeeignet erachtet –, aber Sprache und Logik seien dabei nur Beschreibungsmittel. Sie seien dem Beschriebenen nicht inhärent.

Intuitiv scheint dies eine ganz einleuchtende und vernünftige Position zu sein. Wenn wir uns in Erinnerung rufen, wie hilflos unsere Vorstellungskraft den bahnbrechenden Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaften hinterher eilt, wie sehr gekrümmter Raum und verlangsamte Zeit und wie sehr Quantensprünge unser gewohntes Bild der Welt sprengen, so scheint es auf den ersten Blick völlig berechtigt, Sprache und Welt zu trennen. Unsere Vorstellungen von Raum, Zeit und Bewegung haben kein entsprechendes Gegenstück in der Welt, warum sollte es bei unserer Sprache und Logik anders sein?

Hier ist jedoch Vorsicht geboten. Die Verbindung von Sprache und Welt ist nicht lediglich eine weitere Alltagsvorstellung, welche die Forschung zu korrigieren vermag. Die Verbindung von Sprache und Welt ist viel tiefer gehend. Denn während wir ohne Probleme eine gekrümmte Raumzeit und Quantensprünge beschreiben können, ist fraglich, wie eine Wirklichkeit aussehen soll, die nur mithilfe der Logik beschrieben wird, selbst aber nicht gemäß der Logik aufgebaut ist. Wir können uns im Fall von Raum und Zeit vielleicht nicht *vorstellen*, wie sie gekrümmt sein können, aber dies ist ein *psychologisches* Problem. Eine Auftrennung von Sprache und Wirklichkeit suspendiert jedoch nicht nur unsere Vorstellungskraft, sondern jegliche sinnvolle Aussagemöglichkeit.

Einigen mag dies nicht wie ein allzu großer Verlust vorkommen. Man könnte es als „wissenschaftliche Bescheidenheit“ ansehen, eine Welt anzunehmen, die derart komplex sei, dass unsere Sprache und Logik nur an ihrer Oberfläche zu kratzen vermochten, ihr Kern uns aber prinzipiell verschlossen bliebe. Solch eine „Bescheidenheit“ wäre jedoch viel, nicht aber wissenschaftlich. Sie stünde im eklatanten Widerspruch zu einem der fundamentalen Prinzipien der Rationalität: dem Prinzip von Ockhams Rasiermesser.

Dieses Prinzip – auch bekannt als das Prinzip ontologischer Sparsamkeit – wird auf den mittelalterlichen Philosophen William von Ockham zurückgeführt. In einer seiner bekanntesten Formulierungen lautet es: „*entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*“⁴² („Die Dinge sind nicht ohne Not zu vervielfältigen“). Das Prinzip soll an folgender Überlegung veranschaulicht werden:

Angenommen, an Weihnachten liegen Geschenke für eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder unter dem Weihnachtsbaum. Beide freuen sich ungemein, aber nachdem die Eltern den Raum verlassen haben, kommt es zum Streit, wie die Geschenke unter den Baum geraten sind. Die Schwester meint, die Eltern hätten sie dorthin gelegt. Der Bruder aber entgegnet trotzig, dass sie der Weihnachtsmann gebracht habe. Als die Schwester hämmisch fragt, weshalb sie beobachten konnte, dass die Mutter die Geschenke gekauft und der Vater sie ordentlich unter dem Baum aufgereiht habe, kontert der Bruder mit einer spitzfindigen Lösung: Der Weihnachtsmann sei völlig unsichtbar und immateri-

42 Die Formulierung stammt allerdings nicht von Ockham selbst, sondern kam erst später auf (cf. THORBURN, *The Myth Of Occam's Razor*, besonders 347).

ell. Er habe zudem die Eigenschaft, „Geschenke auszutauschen“. Immer wenn man an Weihnachten Geschenke unter einen Baum lege, komme der Weihnachtsmann, und tausche sie, ohne dass Zeit vergehe, gegen solche aus, die exakt gleich seien. Die Schwester solle nun einmal beweisen, dass es solch einen Weihnachtsmann nicht gebe und die Geschenke unter dem Baum wirklich von den Eltern seien.

Einen solchen Beweis anzutreten, wird der Schwester sichtlich schwer fallen. Der Bruder hat seinen Weihnachtsmann so gestrickt, dass es ihr *prinzipiell* unmöglich sein wird, einen empirischen Beweis dafür anzutreten, dass dieser Weihnachtsmann nicht an der besagten Zeit am besagten Ort war. Denn die Weihnachtsmann-Theorie des Bruders ist so konzipiert, dass sie zu den gleichen bekannten Fakten führt wie die Behauptungen der Schwester. Dennoch erscheint uns die Weihnachtsmann-Theorie sehr befremdlich, gar lächerlich zu sein. Weshalb? Der Einwand, dass ein immaterieller und unsichtbarer Weihnachtsmann ein wohl merkwürdiges Leben führen müsste, hilft hier nicht weiter. Der Bruder könnte ihm beliebig viele weitere Eigenschaften zusprechen, mit denen er all unseren Einwänden entgegen könnte, dass Naturgesetze gebrochen würden. Das Problem bei der Weihnachtsmann-Theorie ist anderweitig auszumachen: Sie ist schlicht und ergreifend *unnötig*. Sie muss eine ganze Menge mehr Annahmen machen als die Theorie der Schwester – beispielsweise dass es einen Weihnachtsmann gebe und dass dieser darüber hinaus noch eine ganze Menge skurrile Eigenschaften wie Unsichtbarkeit und Immaterialität besäße. Aber bei all diesen zusätzlichen Annahmen vermag sie die bereits bekannten Fakten nicht besser zu erklären als die Erklärung der Schwester. Damit sind diese zusätzlichen Annahmen überflüssig und mit Ockhams Rasiermesser wegzuschneiden. Nicht mehr „Dinge“⁴³ sollte man für eine Erklärung heranziehen, als notwendig sind – eben: „*entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*.“

Wenn man dieses Prinzip ontologischer Sparsamkeit missachtet, kommt man in Teufels Küche. Denn dann ließen sich zu jeder Erklärung beliebig viele Alternativerklärungen abgeben, ohne dass man eine Handhabe hätte, die beste von ihnen auszuwählen. Besonders schwerwiegend wäre dies bei Prognosen über die Zukunft. Angenommen, man fabulierte Theorien über die Welt, welche den bisherigen Verlauf der Dinge ebenso erklärten wie unsere bestehenden Theorien, aber völlig absurde Ereignisse in der Zukunft prognostizierten. In solch einem Fall wüssten wir ohne Ockhams Rasiermesser nicht, nach welcher Theorie wir unser zukünftiges Handeln ausrichten sollten. Wir wären bei jeder möglichen Handlung zur Entscheidungsunfähigkeit verdammt.

Genau einen solchen Verstoß gegen Ockhams Rasiermesser begeht man auch, wenn man sich mit vermeintlicher Bescheidenheit schmückt und eine vielschichtigere Wirklichkeit jenseits unserer Sprache und der Logik annimmt. In wilder

43 Der Begriff „Dinge“ ist hier bewusst vage gehalten. Da es sich um ein *ontologisches* Prinzip handelt, werden sie auch ontologischer Natur sein müssen. Zwar enthält der Satz „Der Papst ist ein Junggeselle“ mehr „Dinge“ als der Satz „Der Papst ist Junggeselle“, doch wird es sich bei dem Wörtchen „ein“ kaum um einen ontologisch relevanten Gegenstand handeln. Einer Ausarbeitung der ontologischen Kategorien widmet sich der dritte Teil dieser Arbeit.

Spekulation nimmt man weitere „Dinge“ an, die prinzipiell unserer Erkenntnis unzugänglich sind – wie der Bruder den unsichtbaren und immateriellen Weihnachtsmann, nämlich den Teil der Welt jenseits von Logik und Sprache. Solche Spekulation hat keinen Mehrwert. Weder erlaubt sie empirische Prognosen aufzustellen, noch wird unser Verständnis der Wirklichkeit dadurch gemehrt. Genau genommen ist das Gegenteil der Fall: Man kapituliert vor der Wirklichkeit und nimmt sie als prinzipiell unverständlich hin. Dies ist keine wissenschaftliche Bescheidenheit, sondern die Abwesenheit von Wissenschaft. Die Wirklichkeit wird zum Mystizismus.

Wie sich im Laufe dieser Arbeit zeigen wird, gibt es aber ein stattliche Anzahl von Theorien, die dennoch von einer Mystifizierung der Wirklichkeit Gebrauch machen.⁴⁴ Was führt zu dieser Versuchung? Ein Grund dafür dürfte sein, dass sich somit inhaltliche Schwierigkeiten scheinbar umgehen lassen. Indem man als Grund für einen Sachverhalt eine komplexere, aber unzugängliche Wirklichkeit anführt, nimmt man sich selbst aus der Erklärungspflicht. Die Lösung ist gleichsam hinter einer Tür, zu der es keinen Schlüssel gibt. Die Schwierigkeit solcher Lösungen ist jedoch, dass es für sie keine *unabhängigen Belege* gibt. Man spricht von *ad hoc*-Erklärungen. Aus ihnen lässt sich immer nur der *eine* Sachverhalt ableiten, der zur Diskussion steht, niemals aber weitere Erkenntnisse, wodurch sie sich bestätigen ließen.

Die Position, dass eine komplexere, aber unzugängliche Wirklichkeit abzulehnen sei, wollen wir im Folgenden *Antimystizismus* nennen. Dieser ist von einer stärkeren Position zu unterscheiden, die ihm auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich sieht: dem Verifikationismus. Der Verifikationismus ist der These verpflichtet, dass in irgendeiner Form „dubios“ sei, was sich nicht *beweisen* lasse. Eine verifikationistische Position ist, dass man berechtigt sei, unbeweisbare Thesen für falsch zu halten oder dass sie weder wahr noch falsch seien. Manche Philosophen gehen sogar soweit, sie als sinnlos zu bezeichnen.⁴⁵

Wir wollen für die Zwecke unserer Überlegungen zwischen einem starken und einem schwachen Verifikationismus unterscheiden:⁴⁶

Starker Verifikationismus: Thesen, die sich *faktisch* nicht beweisen lassen, sind „dubios“.

Schwacher Verifikationismus: Thesen, die sich *prinzipiell* nicht beweisen lassen, sind „dubios“.

Ob die Anzahl der Haare auf Perikles' Kopf ungerade war, als er den Epitaphios hielt, lässt sich heute nicht mehr beweisen.⁴⁷ Dennoch ist die Frage nicht *prinzipiell* ohne begründbare Antwort. *Hätte* jemand damals die Haare akribisch gezählt und *wäre* die Information auf einem verlässlichen, die Jahrtausende über-

44 Cf. §§ 8, 9 und 35 dieser Arbeit. In der Philosophie des Geistes wurde eine solche Position von Colin McGinn populär gemacht (cf. MCGINN, *Can We Solve The Mind-Body Problem*).

45 Cf. CARNAP, *Überwindung der Metaphysik*.

46 Eine andere Unterscheidung wäre die zwischen einem empirischen Verifikationismus („Thesen, die sich nicht *auf empirischem Wege* belegen lassen, sind „dubios“) und einem allgemeinen („Thesen, die sich *auf keinem Wege* belegen lassen, sind „dubios“).

47 Das Beispiel wurde an eines bei Diogenes Laertios angelehnt (cf. Diog. Laert. VII.104).

dauernden Weg uns tradiert worden, *ließe* sich heute belegen, wie viele Haare Perikles damals hatte. Als Beispiel für prinzipiell nicht zu beweisende Thesen lässt sich dagegen die Vorstellung anführen, dass das Universum und alle Gegenstände in ihm (seien es die größten Sterne, die kleinsten Elementarteilchen, oder gar die Naturkonstanten) kontinuierlich wüchsen. Denn alle Messinstrumente, die uns zur Verfügung stehen, würden ebenfalls entsprechend wachsen, sodass kein Unterschied festzustellen wäre.⁴⁸ In die gleiche Kategorie fiele auch die Theorie vom unsichtbaren und immateriellen Weihnachtsmann. Ockhams Rasiermesser verpflichtet uns auf einen schwachen Verifikationismus, demgemäß wir solche Thesen berechtigt für falsch halten dürfen. Denn zusätzliche „Dinge“ (hier das Wachstum des Universums oder der Weihnachtsmann) werden ohne Not in unsere Theorie der Welt eingeführt.

Doch die Rede von einer komplexeren, unzugänglichen Wirklichkeit geht noch weit über das hinaus, was nach dem schwachen Verifikationismus abzulehnen ist: Die unzugängliche Wirklichkeit ist nicht nur nicht zu *beweisen*, sie ist nicht einmal zu *beschreiben*. Uns fehlen die Worte, um etwas Sinnvolles über sie sagen zu können – abgesehen davon, dass wir nichts Sinnvolles über sie sagen können. Damit folgt ein Antimystizismus aus dem schwachen Verifikationismus. Und dieser ergibt sich wiederum aus dem Prinzip von Ockhams Rasiermesser. Der Antimystizismus ist jedoch schon alles, was wir benötigen, um die Methode des semantischen Aufstiegs zu rechtfertigen. Wenn unsere Sprache und Logik nicht prinzipiell von der Welt verschieden sind, sondern ausdrücken, wie die Welt ist, so lassen sich Fragestellungen über die Welt auch in Fragestellungen über die Bedeutung von Begrifflichkeiten und über logische Gesetzmäßigkeiten auf semantischer Ebene reformulieren.

Der semantische Aufstieg, wie wir ihn in dieser Arbeit verstanden wissen wollen, ist jedoch nicht mit der These zu verwechseln, dass die Struktur unserer Sprache *exakt* auf die der Welt übertragen werden darf. Dies gibt das Prinzip von Ockhams Rasiermesser nicht her. Nur die Strukturen, welche der Sprache *notwendigerweise* zu Grunde liegen, also die Strukturen, von denen wir uns logisch nicht trennen können, dürfen wir als Strukturen der Wirklichkeit betrachten.⁴⁹ Wesentliche Teile dieser Arbeit werden sich mit der Frage beschäftigen, ob wir es bei bestimmten sprachlichen Erscheinungen nur mit der Oberflächenstruktur oder der logischen Tiefenstruktur zu tun haben.

§ 4. Begriffserläuterungen

Nachdem Zielsetzung und Methode umrissen sind, ist es notwendig, einige Begriffe zu fixieren, bevor die eigentliche inhaltliche Arbeit verrichtet werden kann. Die Auseinandersetzung zwischen Idealisten und Realisten wird innerhalb der Philosophie im Bereich der *Ontologie* beziehungsweise der *Metaphysik* ver-

48 Das eigentliche Problem dieser These ist, dass sie von einem unzulässigen Raumbegriff Gebrauch macht (cf. § 9d, Punkt *i* dieser Arbeit). Sie ist daher als falsch abzulehnen.

49 Ein Beispiel dafür, wie die Sprache die logische Tiefenstruktur vor uns verbergen kann, sind Kennzeichnungen. Russells Analyse versucht uns zu zeigen, wie logische und sprachliche Struktur auseinanderklaffen (cf. RUSSELL, *On Denoting*).

ortet. Um den Kern der Diskussion besser zu verstehen, ist kurz anzureißen, wovon diese philosophische Disziplin handelt. Da wir bereits angekündigt haben, einem Idealismus der Gegenstände das Wort zu reden, ist im Anschluss daran der Gegenstandsbegriff zu umreißen.

Der Hauptteil der folgenden Begriffserläuterungen wird sich jedoch auf die Begriffe „Idealismus“ und „Realismus“ konzentrieren. Da sie bisher innerhalb dieser Arbeit quasi *en passant* und lediglich anhand von Beispielfällen eingeführt wurden, steht es noch aus, sie eindeutig zu bestimmen.

a. Ontologie, Metaphysik und Wirklichkeit

Wie bei den meisten Begriffen, die eine gewisse Tradition mit sich bringen, fällt es auch bei „Ontologie“ und „Metaphysik“ nicht leicht, strenge Definitionen zu geben. Eine Anmerkung im Vorfeld: Im Folgenden wollen wir keinen Unterschied zwischen beiden Begriffen ziehen und sie austauschbar verwenden. Allerdings ein Blick in die Philosophiegeschichte zeigt, dass eine trennscharfe Unterscheidung zwischen ihnen schwer fällt.⁵⁰ Eine Auffälligkeit gibt es jedoch: Der Begriff Metaphysik wird häufiger ablehnend gebraucht.⁵¹ Ihm haftet etwas Spekulatives an. Metaphysik so verstanden ist Philosophie auf Abwegen. Diese pejorative Verwendung des Begriffs wird seiner Geschichte kaum gerecht oder ist an Positionen geknüpft, die in dieser Arbeit nicht geteilt werden. Daher werden wir „Ontologie“ und „Metaphysik“ gleichbedeutend verwenden.

Man könnte Metaphysik als die Disziplin der Philosophie bezeichnen wollen, welche von der Wirklichkeit handelt. Doch gilt dies nicht auch für andere Wissenschaften? Erforscht ein Physiker nicht die Wirklichkeit? Und selbst wenn dem so wäre: Ist der Begriff der Wirklichkeit soviel klarer als die zu bestimmenden Begriffe?

Immerhin haben wir für ihn alltägliche Verwendungsweisen, beispielsweise wenn wir einen Satz äußern wie „In der Vergangenheit *behauptete* man, die Erde sei eine Scheibe. Aber heute wissen wir, dass *die Wirklichkeit* anders aussieht“. Aussagesätze können demnach *die Wirklichkeit ausdrücken* – und dies kann auch misslingen. Nur *wahre* Sätze drücken die Wirklichkeit aus. Der Begriff der Wirklichkeit ist folglich mit dem der *Wahrheit* verknüpft. Wir können eine erste Näherung an den Begriff der Wirklichkeit im semantischen Aufstieg vornehmen:

Charakterisierung von „Wirklichkeit“ im semantischen Aufstieg
(1): Die Wirklichkeit ist, was sich in wahren Aussagesätzen ausdrücken lässt.

⁵⁰ Als Beispiel mag dienen, dass im „Historischen Wörterbuch der Philosophie“ unter dem Lemma „Ontologie“ Themen verhandelt werden, die man häufig unter dem Schlagwort „Metaphysik“ findet (cf. WOLF, *Ontologie*). Dies ist auch insofern nicht verwunderlich, da die Geschichte des Begriffs „Metaphysik“ bis in die Antike zurückreicht, der der Ontologie zur Bezeichnung einer Ersten Philosophie dagegen erst in der Neuzeit geprägt wurde.

⁵¹ Cf. RENTSCH, *Metaphysikkritik I* und CLOEREN, *Metaphysikkritik II*.

Daraus folgt, dass wir Grundsätzliches über die Wirklichkeit erfahren können, indem wir die logische Struktur des Aussagesatzes und ihre Implikationen offenlegen.⁵²

Der Begriff der Wahrheit stellt also einen idealen Ausgangspunkt dar, um die Begriffe „Metaphysik“ und „Ontologie“ zu fixieren und letztlich um auf diesen Gebieten philosophisch zu forschen. So wurden im 20. Jahrhundert zurecht viele metaphysische Positionen anhand von wahrheitstheoretischen Fragen erörtert.⁵³ Allerdings ist für die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit dieser Weg nur beschränkt gangbar. Da wir die Frage stellen, inwiefern die Wirklichkeit auf den „Geist“ angewiesen ist, erweist sich der Begriff der Wahrheit als schwierig. Denn die Eigenschaft, wahr zu sein, kommt Aussagen, Meinungen etc. zu. Der Begriff der Wahrheit impliziert also von vornherein den mentale Begriffe. Allzu verführerisch wäre es, von der trivialen Geistesabhängigkeit der Wahrheit auf auf die der Wirklichkeit zu schließen.

Wir werden den Begriff der Wirklichkeit anderweitig im semantischen Aufstieg fassen müssen. Wenden wir uns nochmals den Aussagesätzen zu. Sie versuchen wiederzugeben, was der Fall *ist*. Der Begriff „Sein“ ist für sie von zentraler Bedeutung. Wir sagen, dass etwas so oder so *ist*, zum Beispiel, dass die Akropolis aus Stein *sei*. Wir verwenden diesen Begriff, um Gegenständen Eigenschaften zuzusprechen. Aber wir verwenden ihn auch, um Existenzaussagen zu tätigen – wenn wir beispielsweise sagen, dass auf der Akropolis ein Tempel *sei*. Und selbst Aussagesätze, welche nicht explizit den Begriff „Sein“ verwenden, lassen sich ohne Veränderung ihrer Wahrheitsbedingungen entsprechend erweitern: „Theseus segelt“ ist unter denselben Bedingungen wahr wie „Es *ist* so, dass Theseus segelt“ oder „Es *ist* der Fall, dass Theseus segelt“.⁵⁴

Eine zweite Charakterisierung der Wirklichkeit im semantischen Aufstieg wäre demnach:

Charakterisierung von „Wirklichkeit“ im semantischen Aufstieg
(2): Der Begriff „Wirklichkeit“ impliziert den Begriff „Sein“ und umgekehrt.

Doch der Begriff „Sein“ ist ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten. Gerade in seiner nominalisierten Form ist er weniger innerhalb der Alltagssprache als in philosophischen Traktaten zu finden. Daher ist diese Charakterisierung als vorläufig anzusehen. Im dritten Teil dieser Arbeit werden wir uns ausführlich mit dem Begriff des Seins auseinandersetzen.

Gehen wir zur Frage über, worin der Unterschied besteht, wenn ein Physiker die Wirklichkeit erforscht und wenn ein Metaphysiker dies tut. Zur Verdeutlichung wollen wir zwei Beispielfragen heranziehen. Die erste ist mit physikalischen Mitteln zu beantworten, die zweite mit metaphysischen:⁵⁵

(a) Existieren Zentauren?

52 Hofweber weist darauf hin, dass bereits Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ so vorgegangen ist (cf. HOFWEBER, *Logic And Ontology*, Kap. 4.5).

53 So wird beispielsweise die Diskussion um negative Tatsachen anhand sogenannter Wahrmachertheorien geführt (cf. §§ 34-36 dieser Arbeit).

54 Wir werden später ausführlicher auf dieses sogenannte Äquivalenzschema zurückkommen (cf. § 31 dieser Arbeit).

(b) Existieren moralische Tatsachen?

Beide Sätze fragen nach der Existenz von irgendwelchen „Dingen“. Doch nur die zweite Frage ist ontologisch beziehungsweise metaphysisch. Was unterscheidet die beiden Sätze? Als Unterschied ließe sich anführen, dass sich der erste Satz *empirisch*, also mittels der Erfahrung, verifizieren lasse, der zweite dagegen nicht. Über Stühle und Tische könne man stolpern, bei moralischen Tatsachen sei dies nicht möglich (Verstöße gegen sie, welche einen das politische Amt kosten, einmal ausgenommen). Dabei zeigt sich ein Unterschied zur Frage, ob Zentauren existieren. Wenn Zentauren existieren, so ist es auch möglich, empirische Belege für sie anzuführen. Wer dagegen die Existenz moralischer Tatsachen in Abrede stellt, vertritt die stärkere These, dass es *prinzipiell* nicht möglich sei, moralische Tatsachen wahrzunehmen (auch nicht abgeleitet), und dass daher die Rede von ihrer Existenz verkehrt sei. Ob dieses Argument korrekt ist, sei einmal dahingestellt. Das Wesen von empirischen und metaphysischen Existenzaussagen tritt aber deutlich zu Tage: Empirische Wissenschaften fragen unter anderem, was *faktisch* der Fall ist. Eine metaphysische Frage hat zum Gegenstand, ob etwas *notwendig* oder *unmöglich* der Fall ist. Metaphysik hat somit *modalen* Charakter.

Doch wiederum gilt, dass nicht jede modale Aussage eine metaphysische Aussage ist. Mathematische Gleichungen sind modal ($1 + 1$ ist *notwendigerweise* 2), ebenso die Aussage, dass es keine eckigen Kreise geben kann. Und es gibt überzeugende Argumente dafür, dass entgegen Humes Ansicht auch Kausalgesetze modalen Charakter haben.⁵⁶ Im Unterschied zu solchen modalen Aussagen leitet sich jedoch die Modalität von metaphysischen Aussagen aber aus dem Begriff der Wirklichkeit selbst ab. Der Begriff der Wirklichkeit verlangt, dass dieses oder jenes der Fall ist.

Unsere bisherigen Überlegungen ermöglichen uns, Metaphysik im semantischen Aufstieg auf zwei Arten zu fassen. Die erste nimmt ihren Ausgang bei der Erkenntnis, dass sich die Wirklichkeit in Aussagesätzen ausdrücken lässt:

Metaphysik im semantischen Aufstieg (1): Die Metaphysik leitet aus der allgemeinen logischen Struktur von Aussagesätzen ab, was *notwendigerweise* der Fall ist.

Die zweite Bestimmung der Metaphysik macht von der Erkenntnis Gebrauch, dass sich die Begriffe Sein und Wirklichkeit wechselseitig implizieren:

Metaphysik im semantischen Aufstieg (2): Die Metaphysik leitet aus dem Begriff des Seins ab, was *notwendigerweise* der Fall ist.

So verstanden würde man den Begriff der Ontologie („Lehre des Seins“) wörtlich nehmen. Implikationen und Voraussetzungen des Begriffs „Sein“ offenzulegen, wäre demnach ein Weg, Ontologie beziehungsweise Metaphysik zu betreiben.⁵⁷

55 Vorausgesetzt die Physik ist die grundlegende der Naturwissenschaften, aus der sich auch die Biologie ableiten lässt.

56 Cf. HUME, E 4.2 und HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 133-174, besonders 160-163.

b. Gegenstand, Eigenschaft, Einzelding

Für das Begriffspaar von Gegenstand und Eigenschaft haben wir ein intuitives Verständnis. An paradigmatischen Fällen lässt es sich aufzeigen: Wenn wir einen Satz nehmen wie „Die Erde ist rund“, so haben wir mit der Erde einen Gegenstand und mit „rund sein“ eine seiner Eigenschaften. Der Begriff des Gegenstands ist so verstanden durch die Rolle bestimmt, *Träger von Eigenschaften* zu sein.⁵⁷ Dies ist auf den ersten Blick eine äußerst weite Verwendung des Gegenstandsbegriffs. Man könnte den Begriff auch enger fassen wollen: beispielsweise als *materielle* Gegenstände. Gegenstände wären demnach nur, was aus Materie besteht. Auf den ersten Blick müssen sich diese zwei Gegenstandsbegriffe (der des Gegenstands als Träger von Eigenschaften und der des Gegenstands als aus Materiestücke bestehend) nicht widersprechen: Je nachdem, was man als Eigenschaft zulässt, könnten lediglich solche Eigenschaften übrig bleiben, die nur materiellen Gegenständen zugesprochen werden können.

Aber weder auf solch einen engen Gegenstands- noch auf solch einen engen Eigenschaftsbegriff wollen wir uns zum jetzigen Zeitpunkt festlegen. Vorerst genügt ein vorläufiger, und allgemeiner Gegenstandsbegriff:

Vorläufiger Gegenstandsbegriff (1): Ein Gegenstand ist all das, was Träger von Eigenschaften sein kann.

Betrachten wir einige Beispielsätze, um klar zu machen, wie weit wir diesen vorläufigen Gegenstandsbegriff verstanden wissen wollen:

- (a) Die Akropolis ist in Athen.
- (b) Athen beherbergt die Akropolis.
- (c) Die Tatsache, dass sich die Akropolis in Athen befindet, ist vielen Menschen unbekannt.
- (d) Viele Menschen leben in Athen.
- (e) Rot ist kein akustischer Ton.

Im Satz *a* hat die Akropolis die Eigenschaft, in Athen zu sein. Sie ist somit nach unserem vorläufigen Verständnis ein Gegenstand. Umgekehrt folgt der Satz *b* aus dem ersten. Hier ist Athen Träger der Eigenschaft, die Akropolis zu beherbergen. Also ist auch Athen ein Gegenstand.

Aber nicht nur raumzeitlich klar umrissene Gegenstände sind nach diesen Beispielsätzen Träger von Eigenschaften. Auch eine *Tatsache* kann ein Träger von Eigenschaften sein. Im Satz *c* hat eine Tatsache die Eigenschaft, vielen Menschen unbekannt zu sein.

57 Ontologie oder Metaphysik muss sich allerdings nicht im Aufspüren solcher Implikationen oder Voraussetzungen erschöpfen. So ließe sich Martin Heideggers Ontologie besser damit beschreiben, dass sie durch aufmerksame Betrachtung der Phänomene (welche wir in Aussagesätzen ausdrücken) unser Verständnis des Begriffs des Seins schärft (für ein solches Vorgehen cf. beispielsweise *SuZ*, 66-72).

Außerdem ist hier anzumerken, dass nach dieser Metaphysikdefinition auch die gesamte formale Logik Metaphysik ist – eine Position, der sicher nicht jeder Philosoph zustimmen dürfte.

58 In der Philosophie spricht man auch bisweilen davon, dass ein Gegenstand eine Eigenschaft *instantiiert*. Er ist somit eine *Instanz* dieser Eigenschaft.

Ein Gegenstand, wie er vorläufig verstanden werden soll, muss jedoch nicht *eins* sein: Im Satz *d* bildet eine Gruppe von Menschen einen Gegenstand, der Träger der Eigenschaft ist, in Athen zu leben. Und im Satz *e* ist der Träger der Eigenschaft, kein akustischer Ton zu sein, nicht einmal zählbar. Man kann zwar einzelne Gegenstände zählen, die rot sind, jedoch nicht die Farbe Rot selbst. Es ergibt keinen Sinn zu sagen, dass etwas ein Rot sei und hier oder dort noch ein Rot sei.

Bei genauer Betrachtung fällt auf, dass wir bei den Sätzen *a* bis *e* alles als Gegenstand bezeichnet haben, was das *grammatikalische Subjekt* eines Satzes ist. Dies ermöglicht uns eine zweite Formulierung unseres vorläufigen Gegenstandsbegriffs:

Vorläufiger Gegenstandsbegriff (2): Ein Gegenstand ist all das, was an der grammatikalischen Subjektstelle eines sinnvollen Satzes stehen kann.

Wie ein vorläufiger Gegenstandsbegriff entwickelt wurde, ist auch ein vorläufiger und allgemeiner Eigenschaftsbegriff auszuarbeiten. Genau genommen haben wir dies bereits getan, als wir den vorläufigen Gegenstandsbegriff umrissen haben. Bei den fünf Beispielsätzen haben wir all das als Eigenschaft bezeichnet, was über einen Gegenstand ausgesagt werden kann. So verstanden umfasst der Eigenschaftsbegriff auch Eigenschaften, die ein Verhältnis zu anderen Gegenständen sind (Der Gegenstand Akropolis hat die Eigenschaft, Teil des Gegenstandes Athen zu sein). Sogar negative Eigenschaften („kein Ton zu sein“) sind Eigenschaften.

Vorläufiger Eigenschaftsbegriff: Eine Eigenschaft ist all das, was in einem sinnvollen Satz über sein grammatikalisches Subjekt ausgesagt werden kann.

Nachdem wir den Gegenstands- und Eigenschaftsbegriff auf diese Art sehr weit fixiert haben, ist es notwendig, für die folgenden Überlegungen auch einen engeren Gegenstandsbegriff einzuführen. Eine bestimmte Gruppe von Gegenständen unseres weiten Gegenstandsbegriffs weist eine semantische Besonderheit auf. Ziehen wir wieder zwei Sätze heran:

(f) Der Parthenon ist ein Tempel.

(g) Ein Tempel ist ein Gebäude.

Der Begriff „Tempel“ kann einmal an der Subjektstelle stehen und einmal zur Konstruktion einer Eigenschaft gebraucht werden. Vom Parthenon können wir jedoch nicht in gleicher Weise reden. Zwar kann der Parthenon an der grammatikalischen Subjektstelle stehen, doch können wir nicht sagen, dass etwas „ein Parthenon“ sei. Der Parthenon bildet keine Gattung im Gegensatz zum Begriff des Tempels, fällt aber unter die Gattung der Tempel. Solche Gegenstände sind Einzeldinge:

Einzelding: Ein Einzelding fällt zwar unter Gattungen, bildet selbst aber keine Gattung.

Damit wären die Begriffe von Gegenstand, Eigenschaft und Einzelding umrissen, sodass wir uns den zentralen Begriffen dieser Arbeit zuwenden können.

c. Idealismus, Realismus, Antirealismus

Den Begriff „Idealismus“ zu bestimmen, birgt einige Schwierigkeiten. Zum einen ist der Begriff mit historischen Positionen wie der Berkeleys oder denen der deutschen Idealisten verbunden. Zum anderen gibt es den verwandten, vielleicht sogar deckungsgleichen Begriff des Antirealismus, wie er in der analytischen Philosophie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Michael Dummett zur Abgrenzung vom Realismus fixiert wurde.⁵⁹ Damit beginnen aber schon die Schwierigkeiten: Dummetts Charakterisierung des Antirealismus dreht sich weite Strecken über ein meist ablehnendes Verhältnis zur Zweiwertigkeit der Logik, also dem Prinzip, dass vollständige Aussagesätze entweder wahr oder falsch seien.⁶⁰ Doch dies ist nicht als Definition geeignet. Einige der bekanntesten Gegner des Realismus wären keine Antirealisten – beispielsweise Berkeley.⁶¹ Der Antirealismus wäre so definiert nicht *die* Gegenposition zum Realismus, sondern lediglich *eine* unter vielen. Inzwischen wird der Begriff des Antirealismus unabhängig vom Bivalenzprinzip verwendet. Er dient häufig als Oberbegriff für alle Alternativen zum Realismus – eine Bedeutung, die bisweilen auch der Begriff des Idealismus hat.⁶²

Ebenfalls nicht erleichtert wird die Aufgabe, den Begriff des Idealismus durch die großen Monographien zu bestimmen, welche jüngst zum Thema erschienen sind. Da sie mit einem realistischen Impetus verfasst wurden, ist ihr Interesse, einen präzisen Begriff des Idealismus (oder des Antirealismus) zu gewinnen, nur zweitrangig.

Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, als die Arbeit an den Begriffen grundlegend von Neuem aufzurollen. Als Ausgangspunkt werden einzelne Positionen dienen, anhand derer sich Unterscheidungen im Begriffsfeld veranschaulichen lassen. Dem Begriff des Antirealismus wird innerhalb dieser Arbeit entgegen dem heutigen Gebrauch nur eine geringere Bedeutung zukommen als dem des Idealismus. Zwar handelt es sich dabei nur um einen Streit um Worte, aber mehrere Gründe lassen uns diese Sprachregelung vorziehen: Zuerst scheint uns der Begriff „Antirealismus“ weniger prägnant zu sein als „Idealismus“. Denn er verhält sich parasitär zum ebenfalls wenig aussagekräftigen Begriff des Realismus. Während der Begriff des Idealismus bereits klare Akzente setzt, nämlich dass dem „Geist“ in irgendeiner Form eine besondere Bedeutung zukommt, ist dies

59 Cf. DUMMETT, *Realism*.

60 Cf. *ibid.* 69. Dummett behauptet allerdings nicht, dass jeder Antirealismus das Bivalenzprinzip ablehnen müsse.

61 Außer man liest Berkeley phänomenalistisch, wogegen allerdings gewichtige Gründe sprechen (cf. § 44 dieser Arbeit). Ebenfalls geben weder Goodman noch der „antirealistische“ Putnam der achtziger Jahre die Zweiwertigkeit der Logik auf. Hier ist anzumerken, dass Putnam sich zu dieser Zeit zwar einen „internen Realisten“ nannte (cf. PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 60 [88]), aber von den Realisten nicht in ihren Reihen akzeptiert wird (cf. beispielsweise DEVITT, *Realism And Truth*, 220f. und KHELENTZOS, *Naturalistic Realism*, 7). Willaschek lehnt dagegen den Streit um Worte ab und bezeichnet Putnams Position als einen „schwachen Realismus“ (cf. WILLASCHKE, *Der mentale Zugang zur Welt*, 49), wobei er den für ihn interessanten Antirealismus dann letztlich doch so definiert, dass Putnams Position darunter fällt (cf. *op. cit.*, 11f.).

62 Für ersteres cf. *ibid.*, KHELENTZOS, *Naturalistic Realism* (dort schon im vollen Titel), DEVITT, *Realism And Truth*, vii. Für letzteres cf. HIRST, *Realism*, 260.

beim Begriff des Antirealismus nur sehr begrenzt der Fall. Idealisten (oder „Antirealisten“) werden sich nicht durch die These wiedergegeben sehen, dass sie gegen die Realität seien. Zweitens legt die Benennung „Antirealismus“ nahe, dass es sich um eine rein negative Position handle, nur um die Verneinung einer anderen. Tatsächlich ist es aber umgekehrt. Der sogenannte Antirealismus stellt (zumindest in manchen Fällen) eine gehaltvolle These zum Wesen der Realität dar, wo es zuvor keine explizite Gegenposition gab. John Heil weist schon auf die irreleitende Natur des Begriffs „Antirealismus“ hin und bemerkt, dass die Antirealisten, diejenigen seien, die Systeme errichteten, und nicht etwa die Realisten.⁶³ Drittens ist der Begriff „Antirealismus“, wie wir oben gesehen haben, von Michael Dummett in einer engeren Bedeutung definiert worden. Umgekehrt kann der Begriff des Idealismus auf eine lange Tradition zurückblicken, die ihm ein breites Bedeutungsfeld einräumt: Kant verwendet ihn einerseits, um Berkeleys Philosophie zu bezeichnen, aber andererseits auch für seinen *transzendentalen Idealismus*, den er scharf gegenüber Berkeley abgrenzt.⁶⁴ Als letzter Grund für die in dieser Arbeit verwendete Sprachregelung ist anzuführen, dass der Begriff „Antirealismus“ von seinen Wortbestandteilen her negativ aufgeladen zu sein scheint. Er suggeriert, dass der „Antirealist“ *gegen* die Realität sei oder sich ihr verschließe.⁶⁵ Das Begriffspaar „Idealismus“ und „Realismus“ scheint uns dagegen gleich positiv (oder negativ) konnotiert zu sein.

Von der Sprachreglung zur Sache selbst: Als erster Fall zur Klärung des Begriffsfeldes wird die oben schon zitierte These dienen, die man George Berkeley zuspricht:

Berkeley'scher Idealismus: esse est percipi (Sein ist Wahrgenommenwerden).

Auf der einen Seite steht mit „Wahrgenommenwerden“ ein Begriff zur Bezeichnung eines *mental*en Ereignisses, hier das mentale Ereignis der Wahrnehmung. Auf der anderen Seite steht dagegen mit „Sein“ ein Begriff, der auf den ersten Blick mit geistigen Erscheinung nicht mehr zu tun hat als mit allen anderen. In der Berkeley zugesprochenen These werden nun beide Begriffe miteinander identifiziert.

Betrachten wir nun eine zweite Position:

Idealismus der Vergangenheit: In der Vergangenheit ereignete sich nur, was sich auch heute noch beweisen lässt.

Wiederum befindet sich auf der einen Seite der These ein Begriff, der einen mentalen Vorgang bezeichnet, nämlich unsere Praxis, Dinge zu beweisen. Und ebenfalls befindet sich auf der anderen Seite mit „Vergangenheit“ ein Begriff, der auf den ersten Blick keinen besonderen Bezug auf geistige Zustände oder Ereignisse vermuten lässt.

In beiden Fällen wird behauptet, dass „etwas“ von „etwas Geistigem“ abhängig sei. Die Rede von „Abhängigkeit“ ist jedoch mehrdeutig und verlangt der Klä-

63 Cf. HEIL, *Recent Work In Realism And Anti-Realism*, 101.

64 Cf. KrV, B 274f. und B 518f.

65 Es ist eine Ironie des Schicksals, dass gerade der Antirealist Dummett den Begriff aufbrachte, und dass im Gegenzug der Begriff des Idealismus ursprünglich pejorativ geführt wurde (cf. ZELTNER, *Idealismus*, 30).

rung. Nehmen wir einmal das Verhältnis zwischen einem Menschen und einem Baum, den er vor langer Zeit pflanzte. So mag der Baum von dem Menschen *kausal* abhängig sein. Ohne den Menschen gäbe es den Baum in seiner heutigen Form immerhin nicht. Man würde jedoch jemanden, der die Abhängigkeit des Baumes von dem Menschen (also von jemandem, der „einen Geist hat“) so beschreibt, kaum als einen Idealisten dieses Baumes bezeichnen wollen. Die Abhängigkeit, die für Idealismen wesentlich ist, ist demnach eine andere: Ihnen allen liegt eine *begriffliche* Abhängigkeit zu Grunde. Unter begrifflicher Abhängigkeit soll in dieser Arbeit verstanden werden, was Brandom Sinnabhängigkeit nennt:

Begriffliche Abhängigkeit (Sinnabhängigkeit): „Ein Begriff P ist sinnabhängig [begrifflich abhängig] von einem Begriff Q, genau dann wenn man P nicht verstehen kann, ohne Q zu verstehen.“⁶⁶

So ist beispielsweise der Begriff des Junggesellen vom Begriff der Ehe abhängig. Denn wenn ich angeben möchte, was ein Junggeselle ist, muss ich den Begriff der Ehe (zumindest mittelbar) ins Spiel bringen.

Sollten die Begriffe *wechselseitig* voneinander abhängig sein, so bilden sie ein holistisches Begriffscluster⁶⁷. Keiner der Begriffe kann (zumindest mittelbar) ohne den anderen definiert oder erläutert werden. So benötigt der Begriff der Eltern den des Kindes und umgekehrt. Keiner der beiden kann ohne den anderen auskommen.

Jeder Idealismus formuliert eine begriffliche Abhängigkeit, aber nicht notwendigerweise ein holistisches Begriffscluster. Es wird behauptet, dass ein bestimmter Begriff auf einen „geistigen“ angewiesen sei. Umgekehrt muss nicht Gleiches gelten.

Den Begriff des Geistes wollen wir im Folgenden durch den des *Subjekts* ersetzen. Subjekte sind jene besonderen Einzeldinge, die sich auf verschiedene Weise auf die Welt beziehen: Sie fürchten etwas, lieben anderes. Sie nehmen Dinge wahr und treffen Aussagen. Diese Arten, wie sich Subjekte auf die Welt beziehen, werden in der Philosophie auch intentionale Akte genannt. Wir können also den Begriff des Subjekts wie folgt fassen:

Subjekte: Subjekte sind Einzeldinge, die mittels intentionaler Akte auf Gegenstände Bezug nehmen können.

Die begriffliche Abhängigkeit von Subjekten ermöglicht eine erste Formulierung für idealistische Theorien zu finden:

Idealismus (vorläufig): Idealistische Theorien behaupten eine nicht-triviale⁶⁸ Abhängigkeit eines Begriffs vom Begriff des Subjekts.

In dieser Form ist der Begriff des Idealismus allerdings noch zu weit. Denn der Begriff „Subjekt“ wird von all seinen Unterbegriffen impliziert. Wenn beispielsweise Menschen oder Töchter Arten der Gattung der Subjekte sind, so implizie-

66 BRANDOM, *Holism and Idealism in Hegel's Phenomenology*, 78. Übersetzung vom Verfasser.

67 Der Begriff und das folgende Beispiel sind von Marcus Willaschek übernommen (cf. *Der mentale Zugang zur Welt*, 215-217).

ren sie den Subjektsbegriff. Zu behaupten, dass Töchter Subjekte sind, würde einen demnach zum Töchter-Idealisten machen.

Das gesuchte begriffliche Abhängigkeitsverhältnis ist also ein anderes als die triviale Abhängigkeit der Art von der Gattung, also der Unterkategorie von der Oberkategorie: Es ist *transkategorial*. Die gesuchte allgemeine Idealismusdefinition lautet daher:

Idealismus (allgemein): Idealistische Theorien behaupten eine nicht-triviale transkategoriale Abhängigkeit eines Begriffs vom Begriff des Subjekts.⁶⁹

Die These, dass *jeder* Idealismus eine begriffliche Abhängigkeit formuliert, darf jedoch nicht so verstanden werden, dass jeder Idealismus sich in einer solchen bereits *erschöpft*. Manche Idealismen verbinden die begriffliche Abhängigkeit mit einer kausalen. Angenommen, man entwickelte die (äußerst skurrile) Position, derzufolge die Wirklichkeit nichts anderes sei, als was man sich willentlich vorstelle. Dass der Parthenon auf der Akropolis stünde, wäre demzufolge der Fall, weil es sich jemand bewusst imaginierte. Der Standort des Parthenon wäre kausal abhängig von einem Vorstellungsakt. Aber dennoch läge auch diesem Idealismus eine begriffliche Abhängigkeit zugrunde. Denn der Begriff der Wirklichkeit implizierte die Begriffe „Wille“ und „Vorstellung“, also intentionale Akte von Subjekten.

Soweit zu den Gemeinsamkeiten idealistischer Positionen, nun zu den Unterschieden. Vergleicht man den Berkeley zugesprochenen Idealismus mit dem der Vergangenheit, so treten drei bedeutende Unterschiede zu Tage. Zuerst identifiziert der Idealismus der Vergangenheit die Vergangenheit nicht mit mentalen Begrifflichkeiten. Er behauptet in der obigen Form nicht, dass die Vergangenheit mit ihrer Beweisbarkeit *identisch* sei. Beweisbar zu sein, ist nur eine *Bedingung* für die Vergangenheit. Natürlich ist auch bei *esse est percipi* die Wahrnehmung eine notwendige Bedingung für das Sein. Aber diese These geht noch viel weiter: Sein lasse sich vollständig auf Wahrnehmung reduzieren. Während beim Idealismus der Begriff der Vergangenheit lediglich von dem Begriff des Beweises *abhängig* ist, liegt bei Berkeley eine *Reduktion* des Begriffs „Sein“ auf den

68 Was ist mit dem Zusatz „nicht-trivial“ gemeint? Dass eine nicht-triviale Abhängigkeit gefordert wird, ist dem Umstand geschuldet, dass man eventuell ohnehin über den Begriff des Subjekts verfügen muss, um Begriffe zu verstehen. Ob dem so ist, soll hier nicht weiter verhandelt werden. Der Zusatz bedeutet in dieser Begriffsbestimmung lediglich, dass solch eine triviale Voraussetzung, nicht schon einen Idealismus aller Begriffe zur Folge hat.

Es ließe sich auch die These vertreten, dass alle Begriffe trivialerweise vom Begriff des Subjekts abhängig seien, da Begriffe mentale Entitäten seien. Das mag richtig sein, aber wäre in diesem Fall keine *begriffliche* Abhängigkeit wie die Abhängigkeit des Begriffs des Junggesellen von dem der Ehe. Hier würde man zwei Ebenen vermischen: In diesem Falle wäre lediglich der *Begriff des Begriffs* begrifflich vom Begriff des Subjekts abhängig.

69 Diese Definition des Idealismus ist sehr allgemein gehalten. Genau genommen folgt aus ihr ein Idealismus aller Artefakte oder auch einer der Wörter. Allerdings wird es bei einer engeren Definition kaum möglich sein, einen Idealismus wie den Berkeleys, einen Idealismus der Zeit und Kants transzendentalen Idealismus unter einer übergeordneten Kategorie zu subsumieren.

intentionalen Akt der Wahrnehmung vor. Es lässt sich also zwischen *reduktiven* und *Abhängigkeitsidealismen* unterscheiden. Der reduktive ist dabei die weitergehende These, welche den Abhängigkeitsidealismus einschließt:

Reduktiver Idealismus: Ein Begriff lässt sich auf den Begriff eines intentionalen Akts reduzieren.

Der Abhängigkeitsidealismus als Minimum, das jedem Idealismus zugrunde liegt, fällt in seiner Formulierung dagegen mit dem oben aufgeführten, allgemeinen Idealismus zusammen.

Zum zweiten Unterschied zwischen *esse est percipi* und dem Idealismus der Vergangenheit: Während der Berkeley zugesprochene Idealismus mit dem Begriff „Sein“ den Begriff der *Wirklichkeit* auf einen intentionalen Akt reduziert, beschränkt sich der Idealismus der Vergangenheit lediglich auf einen Aspekt der Wirklichkeit: nämlich den der Vergangenheit. In Anlehnung an Anton Friedrich Koch wird ersterer im Folgenden als ein *globaler Idealismus*, letzterer als ein *regionaler* bezeichnet.⁷⁰

Globaler Idealismus: Der Begriff „Sein“ ist von dem Begriff des Subjekts nicht-trivial abhängig.

Ein regionaler Idealismus dagegen verlangt:

Regionaler Idealismus: Ein Begriff, von dem der Begriff „Sein“ unabhängig ist, ist nicht-trivial transkategorial von dem Begriff des Subjekts abhängig.

Es gibt eine Vielzahl solch regionaler Idealismen. In der Philosophie wird beispielsweise über die Geistesunabhängigkeit der Moral, der Zeit oder der Gegenstände der Elementarphysik gestritten.⁷¹

Der dritte und letzte bedeutende Unterschied zwischen den beiden von uns aufgeführten Positionen betrifft den Grad an Allgemeinheit einer idealistischen Theorie. Bei *esse est percipi* sind *bestimmte* Gegenstände von *bestimmten* Wahrnehmungen abhängig. Wenn eine bestimmte Person einen bestimmten Gegenstand wahrnimmt, dann existiert er auch. Anders dagegen beim Idealismus der Vergangenheit. Hier ist ein Ereignis in der Vergangenheit nicht von einem *bestimmten* Beweis abhängig, sondern lediglich von seiner *prinzipiellen* Beweisbarkeit in der Gegenwart. Wir können also zwischen einem partikularisierenden Idealismus und einem prinzipiellen Idealismus unterscheiden. Der prinzipielle Idealismus fällt dabei mit dem zusammen, was Brandom Referenzabhängigkeit nannte:

Partikularisierender Idealismus (Referenzabhängigkeit): „Ein Begriff *P* ist referenzabhängig von einem Begriff *Q*, genau dann

⁷⁰ Cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 58ff. und 65.

⁷¹ Cf. JOYCE, *Moral Anti-Realism*, MACTAGGART, *The Unreality Of Time* und CHAKRAVARTTY, *Scientific Realism*. Es ist anzumerken, dass nach den bisherigen Ergebnissen prinzipiell ein Idealismus der Moral zu vertreten ist, da der Begriff der Moral von dem des handelnden Subjekts abhängig ist. Dies darf aber nicht mit der stärkeren These eines reduktiven Idealismus der Moral verwechselt werden.

wenn *P* nicht auf etwas zutreffen kann, ohne dass *Q* auf etwas zutrifft.⁷²

Wie bei der Unterscheidung zwischen reduktivem und Abhängigkeitsidealismus fällt auch hier die schwächere These, der prinzipielle Idealismus, mit dem allgemeinen Idealismus, wie oben formuliert, zusammen.

In Anbetracht der drei herausgearbeiteten Unterscheidungen idealistischer Positionen ist *esse est percipi* ein globaler, reduktiver und partikularisierender Idealismus, während der Idealismus der Vergangenheit ein regionaler und prinzipieller Abhängigkeitsidealismus ist. Die drei Unterscheidungsachsen lassen sich beliebig kombinieren.

So viel zum Idealismus. Der Gegenbegriff des Realismus ergibt sich aus der Verneinung idealistischer Positionen. Wenn ich Realist bezüglich der Vergangenheit bin, so lege ich mich auf die These fest, dass der Begriff der Vergangenheit nicht von dem Begriff des Subjekts abhängig ist. Bei Realismen ergibt es wenig Sinn, zwischen reduktiven oder partikularisierenden Positionen zu unterscheiden. Wer einen reduktiven Idealismus ablehnt, aber den der Abhängigkeit befürwortet, ist ebenfalls noch Idealist – eben nur ein Abhängigkeitsidealist. Der Realist ist hingegen auf eine vollständige begriffliche Unabhängigkeit festgelegt. Allerdings ergibt es Sinn, zwischen regionalen und globalen Realismen zu unterscheiden:

Globaler Realismus: Der Begriff „Sein“ ist auf nicht-triviale Art von dem Begriff des Subjekts unabhängig.

Dagegen lautet der regionale Realismus:

Regionaler Realismus: Ein bestimmter Begriff, von dem der Begriff „Sein“ unabhängig ist, ist auf nicht-triviale Art von dem Begriff des Subjekts unabhängig.

Ein globaler Realismus ist mit regionalen Idealismen verträglich. Man kann Idealist im Bezug auf abstrakte Dinge wie Zahlen sein, also die Meinung vertreten, dass der Begriff der Zahl von dem Begriff des Subjekts abhängig ist. Dies steht nicht im Widerspruch zur These, dass der Begriff „Sein“ von dem Begriff des Subjekts unabhängig ist.⁷³ Und wahrscheinlich werden sehr viele Menschen den einen oder anderen regionalen Idealismus vertreten (beispielsweise davon ausgehend, dass der Begriff des Artefakts, also des von Menschen auf einen Zweck hin geschaffenen Gegenstandes, von dem Begriff des Subjekts abhängig ist).

Die Frage, ob der globale Idealismus mit regionalen Realismen unverträglich ist, soll hier offen gelassen werden. Dies hängt davon ab, ob Begriffe prinzipiell vom Begriff „Sein“ abhängig sind. Ist dies der Fall, so ist gemäß dem globalen Idealismus jeder einzelne Begriff von dem Begriff des Subjekts abhängig, da jeder einzelne Begriff von dem Begriff „Sein“ abhängig ist. Ganz gleich wie man diese Frage beantwortet, lässt sich jedoch eine Verträglichkeit des globalen Idealismus mit *regionalen Quasirealismen* vertreten: Die Überzeugungen, dass die Begriffe „Vergangenheit“, „Zahl“ etc. *nicht mehr als andere Begriffe* auf den Be-

72 BRANDOM, *Holism and Idealism in Hegel's Phenomenology*, 79. Übersetzung vom Verfasser.

73 Vorausgesetzt der Begriff der Wirklichkeit ist nicht vom Begriff der Zahl abhängig.

griff des Subjekts angewiesen sind, steht in keinem Widerspruch zu dem globalen Idealismus. Vielmehr sind sogar globale Idealismen denkbar, die erst regionale Quasirealismen ermöglichen.⁷⁴

In der Forschung ist es weit verbreitet, den Realismus über zwei Merkmale zu charakterisieren. Zu der hier bereits aufgeführten begrifflichen Unabhängigkeit trete noch die sogenannte „Existenz-Dimension“.⁷⁵ Demnach ist ein Realismus nicht nur der These verpflichtet, dass ein Teil der Wirklichkeit von unserem Geist unabhängig sei, sondern dass dieser Teil letztlich auch existiere. Ein Realist der Vergangenheit vertritt diesem Verständnis nach nicht nur die These, dass der Begriff der Vergangenheit von mentalen Begrifflichkeiten unabhängig sei, sondern auch dass die Vergangenheit *existiere*⁷⁶. Der Idealismus ist nach diesem Verständnis lediglich eine von zwei Gegenpositionen zum Realismus, nämlich die, welche die Unabhängigkeit in Frage stellt. Die Position, welche dagegen die Existenz in Frage stellt, nennt man *Eliminativismus*.⁷⁷

Im Folgenden soll dafür argumentiert werden, dass der Begriff des Eliminativismus in einer Begriffstaxonomie von Realismus und Idealismus nichts verloren hat. Dafür wollen wir zwei unterschiedliche Bedeutungen des Eliminativismus herausarbeiten und für jede zeigen, dass sie in der Begriffstaxonomie ein Fremdkörper ist.

Wenn man unter Eliminativismus versteht, dass es keine Gegenstände gibt, die unter einen Begriff fallen, so schließen sich Idealismus und Eliminativismus nicht aus. Es ist durchaus denkbar, dass ein bestimmter Begriff vom Begriff des Subjekts abhängig ist, dagegen aber nichts existiert, was unter ihn fällt. Wenn wir den Begriff „Illusion“ heranziehen, so ist festzuhalten, dass er vom Begriff der *Wahrnehmung* (oder bei einer abstrakteren Verwendung von dem der *Meinung*) abhängig ist. Er ist also von intentionalen Akten und somit vom Begriff des Subjekts abhängig. Es ist daher angebracht, einen Illusionenidealismus zu vertreten. Angenommen wir lebten in einer Welt, in der niemand Illusionen hätte. In dieser Welt wäre es angebracht, die eliminative Position zu vertreten, dass es keine Illusionen gebe, obwohl man zugleich auch Illusionenidealismus sein kann. Darüber hinaus setzt der Illusionenidealismus aber keinen Illusioneneliminativismus voraus und umgekehrt. Kurz: Die beiden Positionen haben nichts miteinander zu tun.

Aber vielleicht hat uns auch eine unzutreffende Beschreibung des Eliminativismus in diese Situation gebracht. Meine Überzeugung, dass es in dieser Welt keine Illusionen gibt, hat *empirische* Gründe. Es lässt sich durch Beobachtung und Erfahrung feststellen, ob es eine Illusionen gibt. So verstanden wäre es also ein *empirischer Eliminativismus* und keine metaphysische These. Will man dagegen

74 Sollte man beispielsweise in Anlehnung an Berkeley einen (zugegeben abstrusen) Idealismus formulieren, dass alles der Fall sei, was man für wahr hält, so gäbe es keinen Grund mehr, der Vergangenheit ein Mehr an Idealität zuzuweisen als der Gegenwart.

75 Cf. DEVITT, *Realism And Truth*, 13-25, WILLASCHECK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 8-13 und MILLER, *Realism*, Einleitung.

76 Vielleicht ist bei diesem speziellen regionalen Realismus eher angebracht zu behaupten, dass sie *existierte*.

77 Cf. WILLASCHECK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 11f.

einen *metaphysischen Eliminativismus* formulieren, so sind die Ergebnisse des letzten Abschnitts von Bedeutung: Metaphysische Thesen sind modale Thesen. Wer einen metaphysischen Eliminativismus für den Begriff der Illusion vertritt, ist kein empirischer Wissenschaftler, der behauptet, dass es *zufälligerweise* keine Illusionen gebe, sondern er behauptet, dass es prinzipiell keine Illusionen geben *könne*. Metaphysische Eliminativisten lehnen einen Begriff ab. Im semantischen Aufstieg hieße dies:

Metaphysischer Eliminativismus im semantischen Aufstieg: Ein Begriff wird als *sinnlos* zurückgewiesen.

Den Begriff des eckigen Kreises zurückzuweisen, wäre demnach ein (plausibler) metaphysischer Eliminativismus.

Doch auch den metaphysischen Eliminativismus in die Begriffstaxonomie von Idealismus und Realismus aufzunehmen und mit dem Idealismus als Gegenpositionen zum Realismus (also als Nicht-Realismen) zusammenzufassen, hat einen schalen Beigeschmack. Es stellt sich die Frage, warum man nicht ebenso gut Realismus und metaphysischen Eliminativismus als Gegenposition zum Idealismus (sozusagen als Nicht-Idealismen) verstehen kann. Genau genommen bildet solch ein Eliminativismus eine Gegenposition zu nahezu jeder beliebigen These über Abhängigkeiten eines Begriffs. In einer Taxonomie der Begriffe „Idealismus“ und „Realismus“ spielt der Begriff „Eliminativismus“ keine spezifische Rolle und wird im Folgenden somit auch nicht zur Bestimmung des Realismus herangezogen.

Der Begriff des Realismus wird abseits der Begriffsbestimmungen, wie sie hier getroffen wurden, auch in anderen Diskussionen gebraucht. So spricht man vom *semantischen* und vom *erkenntnistheoretischen Realismus*, um zwei Beispiele zu nennen. Ersterer besagt, dass die Bedeutung eines Satzes seine Wahrheitsbedingungen sei. Es handelt sich dabei um die Gegenthese zur Antirealismus-Definition Dummetts.⁷⁸ Wenn jemand beispielsweise die Bedeutung des Satzes „Schnee ist weiß“ erfasst, weiß er genau, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit der Satz wahr ist. Der erkenntnistheoretische Realismus besteht dagegen aus zwei Thesen: Was der Fall ist, ist zwar unabhängig davon der Fall, was wir für wahr halten, aber dennoch können wir dies erkennen.⁷⁹ Berkeleys *esse est percipi* steht somit im Widerspruch zum erkenntnistheoretischen Realismus, da dieses Der-Fall-Sein von „Wahrnehmung“⁸⁰ abhängig macht.⁸¹

Semantischer und erkenntnistheoretischer Realismus und Antirealismus weisen zwar eine Wittgenstein'sche *Familienähnlichkeit*⁸² mit den oben entwickelten Positionen auf.⁸³ Im Gegensatz zu diesen Realismen und Antirealismen sind die Positionen, die im Zentrum dieser Arbeit stehen – der globale Idealismus und der globale Realismus – jedoch durch und durch *ontologische* Thesen. Sie haben

⁷⁸ Cf. DUMMETT, *Realism*.

⁷⁹ Cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 58.

⁸⁰ Berkeley hat einen sehr weiten Wahrnehmungsbegriff, der über Sinneswahrnehmung hinausgeht. Cf. § 44 dieser Arbeit.

⁸¹ Cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 59.

⁸² Cf. PU 67.

das Wesen der Wirklichkeit unmittelbar zum Thema.⁸⁴ Man kann daher auch vom *ontologischen* oder *metaphysischen Idealismus* und *Realismus* sprechen. In dieser Arbeit sind immer diese Positionen gemeint, wenn von Idealismus oder Realismus ohne Zusatz die Rede ist. Allerdings ist gerade der Begriff des „metaphysischen Realismus“ verhänglich, da er in der Diskussion häufig mit einer ganz bestimmten ontologischen These identifiziert wurde: nämlich mit einem ontologischen Realismus, der darüber hinaus noch dem eingangs erwähnten Innenwelt-/Außenweltdualismus verpflichtet ist.⁸⁵ Da aber die gegenwärtige Diskussion den ontologischen Realismus von diesem Dualismus zu trennen versucht, scheint es uns unglücklich, diese Konnotation beschwören zu wollen. Auch wenn sonst innerhalb dieser Arbeit nicht zwischen den Begriffen „Ontologie“ und „Metaphysik“ unterschieden wird, wollen wir uns in diesem Fall auf die Benennung „*ontologischer Realismus*“ festlegen.

Damit wären erste Begriffsbestimmungen abgeschlossen. Dies ermöglicht es, die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit weiter zu präzisieren.

§ 5. Nochmals Zielsetzung: Der Kern der Auseinandersetzung

Bei der ersten Formulierung der Zielsetzung dieser Arbeit wurde ein Beleg des Idealismus als Ziel ausgewiesen. Im Lichte des letzten Abschnitts stellt sich die Frage, um was für einen Idealismus der vielen herausgearbeiteten Varianten es dabei geht.

Man könnte die These vertreten, dass sich der eigentliche Streit zwischen Idealisten und Realisten um die Frage drehe, ob eine geistesunabhängige *Außenwelt* existiere. Da allerdings jüngst aufgekommene realistische Theorien eben die Trennung von Außen- und Innenwelt ablehnen, hilft diese Beschreibung der Auseinandersetzung wenig. Dass man versucht sein könnte, den Streit auf den ontologischen Status der Außenwelt zuzuspitzen, geschieht aber nicht ganz ohne Grund: So ist es Michael Devitt zu wenig, einen globalen Realismus zu vertreten. Denn eine Position, die er Kant zuspricht, ist in der Tat ein globaler Realismus, aber theoretisch höchst unbefriedigend: Ein globaler Realismus ist auch mit der Position verträglich, dass der Begriff der Wirklichkeit zwar nicht den Begriff des Subjekts impliziere, wohl aber die gesamte uns bekannte und zugängli-

83 Koch führt ein robustes Definitionsmerkmal aller Realismen an: nämlich den realistischen Aspekt der Wahrheit anzuerkennen (cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 60). Darunter ist zu verstehen, dass etwas der Fall sein kann, ohne dass jemand meint, es sei der Fall (cf. *op. cit.*, 52). Dieses Definitionsmerkmal können wir jedoch nicht in Anspruch nehmen, da der Idealismus, wie wir ihn definiert haben, den realistischen Aspekt der Wahrheit nicht ausschließt. Letztlich wird die Position, welche in dieser Arbeit entwickelt wird, diesen Aspekt auch beherzigen. Genau genommen legt sogar Berkeley großen Wert darauf, dass gemäß seiner Position Meinung und Wahrheit nicht zusammenfallen (cf. § 45 dieser Arbeit).

84 Mittelbar gilt dies auch für den semantischen und erkenntnistheoretischen Realismus. Wie bereits erwähnt wurde, schließt der erkenntnistheoretische Realismus bestimmte ontologische Idealismen aus.

85 Für solch eine Verwendung cf. PUTNAM, *Reason, Truth and History*, 49-54 [75-81] und KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 51-58.

che Wirklichkeit.⁸⁶ Während Bäume, Wälder und Berge, ja sogar Elementarteilchen und alles sonst, was von den Naturwissenschaften erforscht wird, von uns Menschen abhängig sei, gebe es hinter dieser „menschlichen Wirklichkeit“ eine geheime Wirklichkeit *an sich*, welche die Ursache für die menschliche sei. Mit den Begrifflichkeiten des letzten Kapitels können wir diese Position als einen globalen Realismus, gepaart mit einigen äußerst weitreichenden regionalen Idealismen, beschreiben. Solch ein globaler Realismus wird dem Realisten jedoch zu wenig sein. Für ihn „lohne es sich nicht zu kämpfen“⁸⁷, wie Nelson Goodman anmerkt.⁸⁸ Devitt nennt ihn einen „Feigenblatt-Realismus“⁸⁹.

Ganz unabhängig davon, dass erhebliche Zweifel daran angebracht sind, ob diese Position tatsächlich der Kants entspricht,⁹⁰ können wir Devitt darin beipflichten, dass dies in der Tat eine wissenschaftlich uninteressante Position ist. Wie wir bereits gesehen haben, verbietet sich die Annahme einer unzugänglichen Wirklichkeit aufgrund von Ockhams Rasiermesser – ganz gleich, ob diese unzugängliche Wirklichkeit nun den Begriff des Subjekts impliziert oder nicht.⁹¹

Devitts Kritik legt zudem den Blick auf zwei regionale Realismen frei, die besonders im Zentrum der Diskussion stehen: den Alltagsrealismus und den wissenschaftlichen Realismus. Ersterer besagt, dass die Gegenstände unserer Lebenswelt, beispielsweise Bäche, Bäume und Berge, von unserem Denken unabhängig seien. Der wissenschaftliche Realismus ist dagegen der These verpflichtet, dass die Gegenstände, von denen die Naturwissenschaften handelten, geistesunabhängig seien. Man kann eine der beiden Positionen vertreten, oder auch beide.

Nachdem die großen Streitpunkte in der Auseinandersetzung von Idealisten und Realisten dargelegt wurden, stellt sich die Frage, welche Position in dieser Arbeit vertreten werden soll. Der in dieser Arbeit vertretene Idealismus ist ein globaler. Der zu erbringende Nachweis ist, dass der Begriff des Seins von mentalen Begrifflichkeiten nicht-trivial abhängig ist. Da sich im letzten Abschnitt gezeigt hat, dass ein globaler Idealismus mit sämtlichen regionalen Realismen unvereinbar ist, wird dadurch nicht nur einem „Feigenblatt-Realismus“ widersprochen, sondern sowohl der wissenschaftliche als auch der Alltagsrealismus werden zurückgewiesen.

Der hier vertretene globale Idealismus wird lediglich ein Abhängigkeitsverhältnis behaupten. Es soll nicht erwiesen werden, dass sich der Begriff des Seins auf intentionale Akte reduzieren lasse. Zudem wird unser globaler Idealismus nur prinzipiell, nicht partikularisierend sein. Der Begriff der Wirklichkeit impliziert ganz allgemein den Begriff des Subjekts, aber er impliziert kein bestimmtes Subjekt. Damit wäre der globale Idealismus, wie hier vertreten, ein äußerst milder Idealismus. Die Wirklichkeit ist so verstanden nicht Vorstellung, und welche Meinungen ich hege, ist ihr denkbar gleichgültig.

86 Cf. DEVITT, *Realism And Truth*, 17.

87 Cf. GOODMAN, *Ways Of Worldmaking*, 20 [34].

88 Cf. DEVITT, *Realism And Truth*, 17.

89 Cf. *op. cit.*, 23.

90 Für eine Kritik solcher Kantinterpretationen cf. ALLISON, *Kant's Transcendental Idealism*, passim und besonders 4-11.

91 Cf. § 3b dieser Arbeit.

Dieser milde globale Idealismus soll über einen ebenso milden regionale Idealismen begründet werden: Die Identität der Einzeldinge wird sich als abhängig von intentionalen Akten erweisen.

Teil I. Die Identität der Dinge

Kapitel 1. Vorüberlegungen

§ 6. Hinführung: Das Schiff des Theseus

Wir beginnen unsere Überlegungen mit einem altbekannten Rätsel der Identität: dem Schiff des Theseus. Bei Plutarch lesen wir erstmalig darüber:

Das Schiff, auf dem Theseus mit den jungen Menschen ausfuhr und glücklich heimkehrte, den Dreißigruderer, haben die Athener bis zu den Zeiten des Demetrios von Phaleron aufbewahrt, indem sie immer das alte Holz entfernten und neues, festes einzogen und einbauten, derart, daß das Schiff den Philosophen als Beispiel für das viel-umstrittene Problem des Wachstums diente, indem die einen sagten, es bleibe dasselbe, die anderen das verneinten.⁹²

Bekanntlich spitzt Hobbes den Fall noch ein wenig zu:

For if [...] that ship of Theseus [...] were, after all planks were changed, the same numerical ship it was at the beginning; and if some man had kept the old planks as they were taken out, and by putting them afterwards together in the same order, had again made a ship of them, this, without doubt, had also been the same numerical ship with that which was at the beginning; and so there would have been two ships numerically the same, which is absurd.⁹³

Betrachtet man die gegenwärtige Diskussion des Rätsels um Theseus' Schiff, so führt fast jede Abhandlungen eine eigene, leicht veränderte Version des Falls an, sodass man nur schwerlich von *einem* Rätsel sprechen kann.⁹⁴ Um eine klare Ausgangsgrundlage zu haben, soll folgende Variante diskutiert werden:

Der Held Theseus befährt mit seiner Galeere die weiten Meere. Um sein Schiff in Schuss zu halten, sucht er von Zeit zu Zeit eine Werft im attischen Hafen Piräus auf und lässt dort Renovierungsarbeiten in einem Dock vornehmen. Bei jedem Besuch der Werft werden dem Schiff Teile entnommen und durch neue ersetzt. Mal sind es Planken, mal das Ruder oder ein Segel. Der gewitzte Besitzer der Werft bewahrt jedoch all die ausgetauschten Teile auf, und immer wenn er auf diese Weise eine Planke oder ein anderes Teil aus Theseus' Schiff erhält, bringt er es in ein zweites Dock im Piräus und setzt es dort mit den anderen bisher erhaltenen Teilen in der ursprünglichen Anordnung zusammen. Nach vielen Jahren hat Theseus so häufig die Werft

92 Plut. *Theseus* 23; Übersetzung Konrat Ziegler.

93 HOBBS *de corpore* 2.11.7.

94 Gleich mehrere Varianten bieten u.a. ZIMMERMANN, *Criteria of Identity*, 282f. oder RAMI, *Offensichtliche Probleme*, 274 und 278f. In der ersten Fußnote bei Rami (273) findet sich eine gute Übersicht über Publikationen zum Rätsel um Theseus' Schiff.

aufgesucht, dass alle Teile seines Schiffes ausgetauscht worden sind. Während Theseus nun mit einem vollständig renovierten Schiff in See sticht, steht im zweiten Dock des Werftbesitzers ebenfalls ein vollständiges Schiff aus all den ausgetauschten Teilen.

Das Rätsel lautet nun: Ist das vollständig renovierte oder das aus den ausgetauschten Teilen wieder zusammengesetzte Schiff mit jenem Schiff identisch, mit dem Theseus vor vielen Jahren erstmalig in See stach?

Prima facie sind vier Antworten auf diese Frage möglich:

- (a) das renovierte Schiff
- (b) das wieder zusammengesetzte Schiff
- (c) keines von beiden
- (d) beide

Den Reiz des Rätsels um Theseus' Schiff macht aus, dass uns unsere Intuitionen im Stich lassen und uns nicht eindeutig darauf festlegen, welche Antwort zu wählen ist. Und scheinbar lassen sich für und wider jede Antwort Argumente finden: Für das renovierte Schiff spricht, dass man ohne die *zufälligen* Ereignisse im zweiten Dock wohl ohne zu zögern Antwort *a* gewählt hätte.⁹⁵ Wenn Theseus umgekehrt nie das erste Dock aufgesucht hätte und nach all den Jahren direkt ins zweite Dock gefahren wäre, hätte wahrscheinlich niemand an der Identität mit dem Ursprungsschiff gezweifelt. Und dieses Schiff wäre vom Aufbau auch identisch mit dem Schiff, das heute tatsächlich im zweiten Dock steht.⁹⁶ Für keines von beiden spricht, dass jedes der beiden Schiffe Eigenschaften hat, die das ursprüngliche Schiff nicht hatte. So mag das renovierte Schiff beispielsweise aus Holz von ganz anderen Bäumen gefertigt sein und das wieder zusammengesetzte starke Gebrauchsspuren aufweisen, und vielleicht klebt sogar die ein oder andere Muschel an seinem Kiel. Wie soll aber eines der beiden Schiffe mit dem Ursprungsschiff *identisch* sein, wenn beide solche Unterschiede aufweisen?

Gegen *c* spricht jedoch, dass wir im Alltag sehr wohl Unterschiede zulassen, wenn wir behaupten zwei Gegenstände seien identisch. Wir reden beispielsweise davon, dass eine Hose dieselbe sei wie diejenige, die wir vor einer Woche getragen haben – obwohl sie inzwischen vielleicht schon gewaschen wurde, oder wir Kaffee über sie gekleckert haben; beides Eigenschaften, welche die Hose vor einer Woche noch nicht hatte. Wenn also Unterschiede tatsächlich mit Identität verträglich sind, scheint *c* als Lösung des Rätsels um Theseus' Schiff auszuscheiden.

Da aber gute Argumente für *a* wie auch *b* sprechen, könnte dies als Hinweis darauf verstanden werden, dass die Antwort *d* „beide“ korrekt sei. Diese scheint aber, wie Hobbes in der oben zitierten Stelle anmerkt, völlig absurd: Theseus'

95 Cf. ROSENBERG, *Das Schiff des Theseus*, 68. Dieses Argument setzt allerdings voraus, dass die Antworten *c* und *d* falsch sind. Gerade *c* scheint nach der oben zitierten Textstelle Plutarchs von den Athenern erwogen worden zu sein, da sie den Fall bereits ohne die Annahme des zweiten Docks diskutierten.

96 Cf. *op. cit.*, 68f. Auch dieses Argument setzt die Falschheit der Antworten *c* und *d* voraus.

Schiff war bei der Abfahrt *ein* Schiff, nicht zwei. Es existierte auch nicht an zwei Orten zugleich. Und überhaupt scheint jedes Schiff und jeder ähnliche Gegenstand unseres Alltagslebens nicht an zwei Orten zugleich zu existieren. Ein solcher Wandel zu zwei Schiffen wäre offenbar ein so gewichtiger Unterschied zum Ursprungsgegenstand, dass wir wohl kaum von Identität sprechen könnten (ganz unabhängig von der Frage, ob es überhaupt logisch möglich ist, dass sich ein und derselbe Gegenstand vollständig an zwei verschiedenen Orten befindet). Also ist doch *a* oder *b* richtig?

Die philosophische Forschung hat eine Reihe von Prinzipien entwickelt, nach denen sich eindeutig entscheiden lässt, ob das renovierte Schiff oder das wieder zusammengesetzte mit dem Ursprungsschiff identisch ist.⁹⁷ Im Folgenden soll nicht für oder wider eines dieser Prinzipien gesprochen werden. Vielmehr wird ein Weg eingeschlagen, der erklärt, *weswegen* wir von unseren Intuitionen im Stich gelassen werden: Wie so oft, wenn sich eine philosophische Streitfrage nicht klären lässt, wird sich zeigen, dass der Grund mangelnde Präzision bei der Fragestellung ist. Als die einzig richtige Antwort auf das Rätsel wird sich ein Es-kommt-darauf-An erweisen. Identität – so das Argumentationsziel – lässt sich nicht aus der Perspektive des Gottesauge entscheiden. Vielmehr ist sie relativ.

Um dieses Argumentationsziel zu erreichen, wird es nötig sein, sich zuerst mit dem Begriff der Identität auseinanderzusetzen.⁹⁸ Drei Konzeptionen der Identität sind für die in dieser Arbeit vertretene Position von Belang. Zwei davon gilt es zurückzuweisen, um einen Beleg für den Idealismus erbringen zu können.

§ 7. Allgemeines zum Begriff der Identität

Bevor die drei Konzeptionen ausführlich besprochen, gilt es, einige allgemeine Unterscheidungen und Merkmale im Begriffsfeld der Identität herauszuarbeiten. Dabei soll in diesem Abschnitt nur ein erster Zugang zum Begriff der Identität gegeben werden. Eine tiefer gehende Beschäftigung mit dem Begriff wird die Aufgabe des gesamten ersten Teils dieser Arbeit sein (und darüber hinaus).

97 Cf. bspw. Lowe, der ausführlich dafür argumentiert, dass das renovierte Schiff mit dem ursprünglichen identisch sei (*A Survey Of Metaphysics*, 25-36), oder die „Best Candidate“-Theorien, wie sie zuerst von Wiggins kritisiert (cf. *Sameness And Substance*, 95-105), später aber von Garrett und Heller verteidigt wurde (cf. GARRETT, „Best Candidate‘ Theories und HELLER, *The Best Candidate Approach*).

98 Es ließe sich die Meinung vertreten, das Rätsel um Theseus’ Schiff sei kein Rätsel, dass uns zum Nachdenken über den Begriff der Identität bewegen sollte, sondern ein Rätsel, dass zum Nachdenken über die Persistenzbedingungen einlade, die der Begriff „Schiff“ mit sich bringe. Dies setzt jedoch voraus, dass je nach zugrunde liegendem Begriff ein Einzelding einmal diese, einmal jene Persistenzbedingungen habe beziehungsweise dass je nach zugrunde liegendem Begriff es sich immer um ein anderes Einzelding handle. Ein solche Position hat jedoch als Voraussetzung, dass entweder eine Theorie zeitlicher Teile, Geachs Theorie relativer Identität oder die *constitution view* zutreffend sei. Jede dieser Theorien wird in dieser Arbeit zurückgewiesen werden (cf. §§ 11, 13 und 26).

Identität scheint in die Kategorie der *relationalen Eigenschaften*⁹⁹ zu fallen. Unter einer relationalen Eigenschaft versteht man eine Eigenschaft, die eine Beziehung zwischen mehreren Gegenständen bezeichnet. Beispielsweise wäre „lieben“ in „Theseus liebt Phaidra“ eine solche Eigenschaft. Theseus kommt die Eigenschaft „zu lieben“ in Beziehung auf Phaidra zu. Nicht-relationale Eigenschaften wären demnach solche, die keine Beziehung zwischen zwei Gegenständen bezeichnen. So ist „denken“ in „Theseus denkt“ augenscheinlich ein nicht-relationaler Begriff, aber „denken an“ in „Theseus denkt an Phaidra“ relational.¹⁰⁰ Ebenso ist Identität relational: *Ein Gegenstand ist identisch mit einem anderen.*

Drei weitere notwendige Bedingungen für Identität sind *Reflexivität*, *Symmetrie* und *Transitivität*.¹⁰¹ Reflexiv ist eine Eigenschaft, wenn sie die Beziehung eines Gegenstandes zu sich selbst angibt, beispielsweise: Phaidra liebt sich selbst. Im Fall der Identität: Phaidra ist mit sich selbst identisch (und das notwendigerweise: Es scheint unmöglich, dass ein Gegenstand nicht mit sich selbst identisch ist – während sich Phaidra auch nicht lieben könnte.).¹⁰²

Bei einer symmetrischen Beziehung lassen sich die Gegenstände dieser Beziehung untereinander austauschen. Beispielsweise ist „lieben“ *nicht* symmetrisch. Denn nur weil Theseus Phaidra liebt, heißt das noch lange nicht – wie Theseus bitterlich feststellen musste –, dass dies auch umgekehrt gilt. Anders bei Identität: Wenn das renovierte mit dem ursprünglichen Schiff identisch ist, so ist das ursprüngliche Schiff auch mit dem renovierten identisch.¹⁰³

Transitiv ist eine Beziehung genau dann, wenn gilt: Zwei oder mehr Gegenstände stehen notwendigerweise in dieser Beziehung zueinander, wenn sie in der in derselben Beziehung zu mindestens einem weiteren Gegenstand stehen. Wenn Theseus mit dem Bezwinger der Zentauren identisch ist und der Bezwinger der Zentauren mit dem Bezwinger des Minotaurus identisch ist, dann ist Theseus auch mit dem Bezwinger des Minotaurus identisch.¹⁰⁴

Soweit erst einmal die notwendigen Bedingungen der Identität. Zur Verdeutlichung einiger Unterscheidungen im Begriffsfeld sollen folgende Sätze dienen:

- (a) Das ursprüngliche Schiff des Theseus ist *dasselbe* wie das renovierte.
- (b) Der Bezwinger der Zentauren und der Bezwinger des Minotaurus sind *dieselbe Person*.
- (c) Der Morgenstern *ist* der Abendstern.

99 Der Begriff „Eigenschaft“ ist in dem weiten Sinne verwendet, wie er im § 4b dieser Arbeit bestimmt wurde.

100 In der klassischen Prädikatenlogik sind somit alle mehrstelligen Prädikate (Fxy) relationale Eigenschaften und alle einstelligen Prädikate (Fx) nicht-relationale Eigenschaften. Allerdings kennt die formale Logik noch mindestens eine weitere relationale Eigenschaft, die kein mehrstelliges Prädikat ist, eben den Begriff der Identität, der traditionell mit „=“ wiedergegeben wird.

101 Cf. BRICKER, *Identity*, 568.

102 Formal: $\Box \forall x (x = x)$.

103 Formal: $\Box \forall x \forall y (x = y \leftrightarrow y = x)$.

104 Formal: $\Box \forall x \forall y \forall z (x = y \wedge y = z \rightarrow x = z)$.

- (d) Ein Junggeselle zu sein *ist identisch damit*, ein unverheirateter Mann zu sein.
- (e) Die beiden Zwillinge *sind identisch*.

Aus diesen fünf Beispielen ist ersichtlich, dass es im Deutschen verschiedene Wege gibt, Identität zu behaupten: „dasselbe sein“, „identisch sein (mit)“ oder einfach nur „sein“ – wobei diese Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Beispiele zeigen, dass sich Identität *diachron*, über die Zeit hinweg, aussagen lässt (wie beim Schiff des Theseus) oder *synchron* wie beim Morgenstern und Theseus selbst.¹⁰⁵ Und beim Beispiel des Junggesellen scheint die Aussage *atemporal*, vollkommen unabhängig von der Zeit, zu sein.

Weiterhin scheint es so, als würde sich Identität von ganz unterschiedlichen Klassen von Gegenständen aussagen lassen. Im Beispiel von Theseus' Schiff und dem Morgenstern sprechen wir sie einem unbelebten *Einzelding* zu, bei Theseus selbst einem *Subjekt* und beim Junggesellen-Sein einer *Eigenschaft* (ob diese Liste vollständig ist und sich Gegenstände von Subjekten wesentlich in Identitätsfragen unterscheiden, wird später noch zu klären sein)¹⁰⁶. Besonderes Augenmerk gilt es auf den letzten Satz über die Identität der Zwillinge zu richten. Auch hier wird über Einzeldinge gesprochen (nämlich über die Zwillinge). Jedoch geht es um eine völlig andere Identitätsbeziehung als bei der Aussage über die Identität des Bezwinners der Zentauren. Letztere Aussage behauptet, dass zwei Kennzeichnungen auf *ein und dieselbe Person* verweisen. Bei der Aussage über die Zwillinge ist dies nicht der Fall. Hier wird nur festgestellt, dass zwei verschiedene Personen dieselben Eigenschaften haben. Im zweiten Fall haben wir *zwei Träger von Eigenschaften*. Lediglich (einige) der von ihnen getragenen Eigenschaften sind identisch. Im ersten Fall haben wir hingegen nur *einen* Träger von Eigenschaften. Daher spricht man in der Philosophie auch von qualitativer Identität und numerischer Identität:

Numerische Identität von Einzeldingen: Zwei singuläre Termini bezeichnen ein und dasselbe Einzelding als Träger von Eigenschaften.

Qualitative Identität: Mehrere Träger von Eigenschaften haben (zumindest einige) identische Eigenschaften.

Die qualitative Identität darf man jedoch nicht mit der numerischen *Identität von Eigenschaften* verwechseln. Diese redet im Gegensatz zur qualitativen Identität überhaupt nicht mehr von Einzeldingen, sondern handelt davon, wann zwei vermeintlich verschiedene Eigenschaften identisch sind:

Numerische Identität von Eigenschaften: Zwei Beschreibungen werden dafür genutzt ein und dieselben Eigenschaften zuzuschreiben.

Es sei gleich vorweggenommen: Das Argument, das in dieser Arbeit für eine idealistische Position entwickelt werden soll, dreht sich einzig und allein um die *numerische Identität von Einzeldingen*. Die numerische Identität von Eigen-

105 Cf. ZIMMERMAN, *Criteria of Identity*, 281. Allerdings gebraucht Zimmerman den Begriff *diachron* für Identitätsaussagen, wenn es um ein Teil-Ganzes-Verhältnis geht.

106 Cf. § 42 dieser Arbeit.

schaften wird dagegen zwar mehrfach angerissen werden, ist aber für den zentralen Argumentationsgang von geringerer Bedeutung.¹⁰⁷ Unter welchen Bedingungen qualitative Identität vorliegt, wird in dieser Arbeit nicht weiter diskutiert werden.

Dennoch wird in der Forschung ein Zusammenhang zwischen qualitativer und numerischer Identität diskutiert, der auch für diese Arbeit von besonderer Wichtigkeit ist. Die Diskussion dreht sich um ein Prinzip, das Leibniz zugeschrieben wird. Es handelt sich um das *Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren*, bisweilen auch *Leibniz' Gesetz* genannt.¹⁰⁸ Das Prinzip besagt, dass qualitative Identität hinreichend für numerische Identität sei:

Identität des Ununterscheidbaren: Zwei Einzeldinge x und y sind notwendigerweise numerisch identisch, wenn jede Eigenschaft Φ genau dann auf y zutrifft, wenn sie auch auf x zutrifft.¹⁰⁹

Zur Verdeutlichung stellen wir uns zwei vermeintlich verschiedene Ruder vor: Beide sind aus derselben Holzart gefertigt, haben exakt dieselbe Form, Struktur, Größe etc. Sind sie identisch? Nicht zwingend, denn das eine Ruder kann sich in Theseus' rechter Hand befinden und das andere in seiner linken. Zudem kann das eine von ihm selbst geschnitzt worden sein, das andere von seinem Steueremann, das Holz des einen von einem Baum in Attika stammen, das des anderen von einem auf Minos etc. Doch wenn wir noch einen Schritt weiter gehen und angeben, dass sich beide vermeintlich verschiedene Ruder in derselben Hand von Theseus befinden (und zwar an derselben Stelle) und dass sie beide von Theseus geschnitzt wurden und aus attischem Holz sind, wenn also *alle* Eigenschaften (ganz gleich ob relationale oder nicht-relationale)¹¹⁰ auf beide Ruder zutreffen, warum sollten sie dann nicht numerisch identisch sein? Wenn sich kein Grund dagegen anführen lässt, gilt folglich das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren.

Dieses Prinzip hat auch einen Gegenspieler. Wie oben formuliert, gibt das Prinzip eine hinreichende Bedingung für Identität an. Es ließe sich aber auch als notwendige Bedingung reformulieren. Muss ein Gegenstand *alle* Eigenschaften ei-

107 Cf. §§ 12c und 38 dieser Arbeit.

108 Cf. LEIBNIZ, *Discourse de Métaphysique*, Kap. 9. Cf. FELDMANN, *Leibniz and „Leibniz' Law“* für die Frage, ob das Prinzip tatsächlich von Leibniz stammt. Bei der Bezeichnung „Leibniz' Gesetz“ gilt es Vorsicht walten zu lassen. Manche sehen es als ein Bikonditional an (BRICKER, *Identity*, 568), andere fassen es wie wir nur als das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren auf (cf. FORREST, *The Identity Of Indiscernibles*, Kap. 1), und wieder andere verstehen darunter das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen (cf. GALLOIS, *Identity Over Time*, Kap. 1).

109 Formal: $\Box \forall \Phi \forall x \forall y ((\Phi x \leftrightarrow \Phi y) \rightarrow x = y)$.

110 Heute geht man mehrheitlich davon aus, dass relationale Eigenschaften auch zur Individuierung beitragen. Cf. bspw. GEACH, *Ontological Relativity*, 290, KOCH, *Subjektivität in Raum und Zeit*, 20 und *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 314f., ROSENBERG, *On A Certain Antinomy*, 358 und FORREST, *The Identity Of Indiscernibles*, Kap. 1.

Genau genommen ermöglicht jede Eigenschaftskategorie Variationen des Prinzips. Bspw. unterscheidet SWINBURNE, *Thisness*, 389ff. alleine zwischen sechs verschiedenen Varianten des Prinzips, gegliedert nach verschiedenen Eigenschaftskategorien, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

nes anderen aufweisen, um mit ihm numerisch identisch zu sein? In diesem Fall wird vom *Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen* gesprochen:

Ununterscheidbarkeit des Identischen: Wenn zwei Einzeldinge x und y numerisch identisch sind, trifft jede Eigenschaft Φ notwendigerweise genau dann auf y zu, wenn sie auch auf x trifft.¹¹¹

Beide Prinzipien werden im Folgenden einen wesentlichen Teil der Diskussion um den Identitätsbegriff ausmachen. Während die hier vertretene Position darauf angewiesen ist, das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren zu verteidigen, muss sie im Gegenzug die Unterscheidbarkeit des Identischen in einer allzu starken Interpretation zurückweisen.

111 Formal: $\Box \forall \Phi \forall x \forall y (x=y \rightarrow (\Phi x \leftrightarrow \Phi y))$.

Kapitel 2. Ununterscheidbarkeit und Identität

§ 8. Reine Einzeldinge: Die Identität des Ununterscheidbaren

Im einleitenden Teil dieser Arbeit wurden Gegenstände als Träger von Eigenschaften bestimmt. Betrachtet man das Begriffspaar von Gegenstand und Eigenschaft, wirft es einige Fragen auf.

Nehmen wir folgenden Satz:

- (a) Ein Zentaure wird von Theseus erschlagen.

Wenn wir ihn in prädikatenlogische Schreibweise übertragen, lautet er:¹¹²

$$\exists x (Fx \wedge Gax)$$

Halbformal: Es gibt *etwas* und dieses *Etwas* trägt die Eigenschaften, ein Zentaure zu sein, und von Theseus erschlagen zu werden. Es stellt sich die Frage: *Was* ist dieses *Etwas*, das diese Eigenschaften trägt?

Wenn in der Philosophie Eigenschaften thematisiert werden, wird bisweilen Kleidungsmetaphorik gebraucht.¹¹³ Eigenschaften sind demnach wie Kleidungsstücke, die ein Einzelding einkleiden. Wenn wir einem Menschen alle Kleider ausziehen, bleibt ein nackter Mensch zurück – und wir haben ziemlich gute Vorstellungen davon, was ein nackter Mensch ist. Was aber ist ein nacktes Einzelding? Was ist das, was überbleibt, wenn wir ein Einzelding all seiner Eigenschaften entkleiden? Irgendetwas muss scheinbar unter all den Kleidern zum Vorschein kommen, denn ein *Nichts* kann wohl kaum die Funktion ausfüllen, Träger von Eigenschaften zu sein. Oder weniger erotisch in der Sprache der Prädikatenlogik: Wenn wir alle Prädikate aus der obigen formalisierten Aussage entfernen, bleibt nur noch „ $\exists x$ “ über. Aber was ist *x*?

Es ließe sich ein Verständnis von Identität aufbringen, dass mit dem Gedanken ernst macht, dass sich ein Einzelding all seiner Eigenschaften entkleiden lasse. Was übrigbleibe, sei ein *reines Einzelding*.¹¹⁴ Was die Eigenschaften des Einzeldinges trägt, liegt nach dieser Theorie jenseits aller Eigenschaften. Dieses *eigenschaftslose Etwas* ist ein reines Einzelding. Wenn wir das Schiff des Theseus nehmen, so bleibt jenseits der Eigenschaften, ein Schiff zu sein, aus diesem und jenem Holz in einer bestimmten Form gefertigt zu sein, Theseus zu gehören etc., etwas über, das diese Eigenschaften trägt und das nicht mit diesen Eigenschaften identisch ist: das reine Schiff des Theseus.

Diese reinen Einzeldinge bilden den Kern eines jeden Einzeldinges und sie allein legen die diachrone Identität (von Einzeldingen) fest. Ob das renovierte

112 F: „... ist ein Zentaure“; G: „... wird erschlagen von ...“; a=Theseus.

113 Cf. bspw. GEACH, *Ontological Relativity*, 290 oder MORELAND, *Theories Of Individuation*, 258.

114 Engl. „bare particular“. Besonders bekannt für eine Theorie reiner Einzeldinge ist Gustav Bergmann (cf. BERGMANN, *Realism*, bspw. 24).

Schiff mit dem ursprünglichen Schiff identisch ist, hängt demnach davon ab, ob dasselbe reine Einzelding Träger ihrer Eigenschaften ist. Die Eigenschaften selbst wären *in keiner Weise* für die diachrone Identität von Einzeldingen von Belang.

Ein erster Einwand gegen diese Theorie wäre, dass es dann Einzeldinge ohne Eigenschaften geben könne. Nachdem ein Einzelding all seiner Eigenschaften verlustig ginge, bliebe ein reines Einzelding zurück. Ist die Welt somit voller reiner Einzeldingen, die von all den zerstörten Gegenständen der Weltgeschichte übrig geblieben sind und jetzt gleichsam Totengeistern die Welt bevölkerten? Eine wohl absurde Vorstellung.

Dieser Einwand interpretiert die Theorie der reinen Einzeldinge jedoch stärker als notwendig. Sie ist nicht auf die stärkere Position festgelegt, dass reine Einzeldinge ganz unabhängig von ihren Eigenschaften *existieren*. Lediglich ihre *diachrone Identität* ist unabhängig von Eigenschaften. Das Verhältnis zwischen den Begriffen „reines Einzelding“ und „Eigenschaft“ ist ähnlich wie das von „Körper“ und „Materie“. Nur weil der Begriff des Körpers nicht eine *bestimmte* Materie impliziert, heißt dies nicht, dass es Körper ohne jegliche Materie geben kann. Ebenso das reine Einzelding: Nur weil der Begriff des reinen Einzeldinges keine bestimmte Eigenschaft impliziert, heißt dies nicht, dass es reine Einzeldinge ohne Eigenschaften gebe. Somit bestehen sie auch nicht zwingend dann fort, wenn sie all ihrer Eigenschaften verlustig gingen. Reine Einzeldinge können also auf Eigenschaften angewiesen sein, nur gehen sie eben nicht in ihnen auf.

Die Theorie der reinen Einzeldinge weist jedoch ein viel gewichtigeres Problem auf: Ihr fehlen klare Anwendungsbedingungen. Zwei Gegenstände sind identisch, wenn ihre Eigenschaften dasselbe reine Einzelding als Träger haben. Doch wie lässt sich das feststellen? Da reine Einzeldinge *per definitionem* keine Eigenschaften sind, gibt es prinzipiell kein Kriterium, anhand dessen wir sie identifizieren können. Wie kann ich feststellen, ob dem ursprünglichen und dem wieder zusammengesetzten Schiff dasselbe reine Einzelding zugrunde liegt? Aber nicht nur das Rätsel um Theseus' Schiff wird durch die Theorie der reinen Einzeldinge nicht gelöst, sondern der Begriff der diachronen Identität wird ganz allgemein zum Mysterium. Da reine Einzeldinge keine Eigenschaften sind, bleiben sie uns prinzipiell unzugänglich. Wir können sie nicht mit unseren Sinnen und mit keinem technischen Gerät ausfindig machen. Diachrone Identität ließe sich demnach in *überhaupt keinem* Fall mehr feststellen. Schlussendlich gäbe man den Begriff der Identität auf. Doch damit endet die Kritik an ihr nicht. Reine Einzeldinge sind uns *prinzipiell* unzugänglich; wir haben keinen Grund, ihre Existenz anzunehmen. Weshalb soll man aber etwas prinzipiell Unzugängliches annehmen, auf dessen Bestehen man nicht einmal den zartesten Hinweis hat? Dies lässt sich nicht mit dem Prinzip ontologischer Sparsamkeit vereinbaren.¹¹⁵

Damit sollte eigentlich eine Theorie reiner Einzeldinge zurückgewiesen sein. Blickt man in die Forschung, zeigt sich jedoch, dass sie sich trotz der aufgeführten Gründe nicht so einfach widerlegen lässt. Die Theorie ist eng mit der Ablehnung des Prinzips der Identität des Ununterscheidbaren verknüpft (denn dieses behauptet, dass für Identität und Verschiedenheit Eigenschaften relevant sind).

115 Cf. § 3b dieser Arbeit.

Das Prinzip ontologischer Sparsamkeit verbietet zwar eine Ablehnung dieses Prinzips, in der Forschung scheinen sich aber ebenso gute Gründe für eine Zurückweisung des Prinzips zu finden. Eine Antinomie droht: die Antinomie des Ununterscheidbaren¹¹⁶.

§ 9. Inhaltlicher Exkurs I: Die Antinomie des Ununterscheidbaren

Der gesamte Argumentationsgang dieser Arbeit ist auf eine Ablehnung der Theorie reiner Einzeldinge und somit auf eine Verteidigung des Prinzips der Identität des Ununterscheidbaren angewiesen. Wir kommen daher nicht umhin, in einem weiten Exkurs die sogenannte Antinomie des Ununterscheidbaren zu Gunsten dieses Prinzips zu entscheiden. Dieser Exkurs wird nicht nur die Theorie reiner Einzeldinge zurückweisen und somit unserer Identitätskonzeption den Weg ebnen, sondern darüber hinaus wird der Weg zu einem Gegenstandsbegriff gewiesen, wie er im dritten Teil dieser Arbeit zu entwickeln ist.

Im Folgenden halten wir uns über weite Strecken an die Darstellung der Antinomie, wie sie sich in der Diskussion zwischen Anton Friedrich Koch und Jay F. Rosenberg entwickelt hat.¹¹⁷ Wir werden nach Klärung von These und Antithese zuerst die landläufigen Argumente für beide Seiten anführen. Danach sind unzulässige Lösungsvorschläge zurückzuweisen, bevor wir letztlich zur Lösung der Antinomie gelangen.

Die Antinomie des Ununterscheidbaren dreht sich um die Frage, ob *grundlose* Verschiedenheit möglich ist.¹¹⁸ Sie entsteht dadurch, dass sowohl für die

These der Antinomie: Fälle von grundloser Verschiedenheit sind unmöglich

als auch für die

Antithese der Antinomie: Fälle von grundloser Verschiedenheit sind möglich

Argumente sprechen, die sich scheinbar nicht zurückweisen lassen.¹¹⁹ Da als *Grund* für Verschiedenheit Eigenschaften gelten, ist die Antinomie im Kern die Frage nach der Gültigkeit des Prinzips des Ununterscheidbaren: Ist es möglich, dass zwei Einzeldinge mit denselben Eigenschaften nicht identisch sind? So lassen sich These und Antithese in Form dieses Prinzips und seines kontradiktorischen Gegenteils reformulieren:

These der Antinomie (2): Wenn zwei Einzeldinge dieselben Eigenschaften aufweisen, sind sie notwendigerweise identisch.¹²⁰

¹¹⁶ Die Benennung stammt aus KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 313.

¹¹⁷ Cf. KOCH, *Subjektivität in Raum und Zeit*, 19-28, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 313-330 und ROSENBERG, *On A Certain Antinomy*. Rosenberg konstruiert die Antinomie als eine Triade inkonsistenter Thesen, um die Spannung zwischen einem kantischen und einem platonischem Urteilsbegriff herauszustellen (cf. *op. cit.*, 358f. und 361). Ohne die platonischen Voraussetzungen kommt auch er zu einer Antinomie in Form von zwei Thesen (cf. *op. cit.*, 364f.).

¹¹⁸ Cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 313.

¹¹⁹ Cf. *ibid.*

¹²⁰ Formal: $\Box \forall \Phi \forall x \forall y ((\Phi x \leftrightarrow \Phi y) \rightarrow x = y)$.

Das Gegenstück zu diesem Prinzip, die Ununterscheidbarkeit des Identischen, spielt dagegen für die Antinomie keine Rolle. Für die Antinomie ist ausreichend, wenn wir zur These ihr kontradiktorisches Gegenteil hinzuziehen:

Antithese der Antinomie (2): Es ist nicht notwendigerweise der Fall, dass zwei Einzeldinge identisch sind, wenn sie dieselben Eigenschaften aufweisen.¹²¹

Um sowohl für die These als auch die Antithese überzeugend argumentieren zu können, ist es notwendig, die Reichweite des Eigenschaftsbegriffs zu spezifizieren. Die Forschung führt drei Eigenschaftsbegriffe auf. Beim engsten Eigenschaftsbegriff ist die These offensichtlich falsch, beim weitesten die Antithese. Alleinig der mittlere Begriff führt uns zur Antinomie.

Nach dem engsten Eigenschaftsbegriff gilt das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren nur bei *intrinsischen Eigenschaften*. Versuchen wir den Begriff der intrinsischen Eigenschaft an einem Beispiel zu entwickeln. Dass Theseus' Schiff ein Schiff ist, dass es aus Holz ist, dass es einen Mast hat, sind intrinsische Eigenschaften. Dass es Theseus gehört, dass es aus dem Holz besteht, welches nahe Athen geschnitten wurde, sind *extrinsische Eigenschaften*. Die Grenze zwischen intrinsischen und extrinsischen Eigenschaften ist schwer zu ziehen. Zwar sind alle extrinsischen Eigenschaften relationale Eigenschaften – sie verknüpfen das Schiff mit anderen Gegenständen wie mit Theseus oder der Stadt Athen –, allerdings gilt dies auch für einige intrinsische Eigenschaften. Die Eigenschaft, einen Mast zu haben, wäre solch eine intrinsische, aber relationale Eigenschaft. Unter sie fällt ein von Theseus' Schiff verschiedenes Einzelding, nämlich den Mast des Schiffes. Sie ist dennoch zu den intrinsischen Eigenschaften zu rechnen, da der Mast Bestandteil des Schiffes ist. In der Philosophie spricht man bei Bestandteilen von *Konstituenten*. Später wird noch ausführlicher vom Begriff der Konstitution zu handeln sein.¹²² Für den Moment soll uns ein intuitives Verständnis dieses Verhältnisses genügen, um den Begriff der intrinsischen Eigenschaft zu fixieren:

Intrinsische Eigenschaften: Eine Eigenschaft F eines Einzeldinges x ist genau dann für x intrinsisch, wenn:

1. es sich um eine nicht-relationale Eigenschaft von x handelt oder
2. es sich um eine relationale Eigenschaft von x handelt, die nur eine Relation zwischen x und mindestens einem der Konstituenten von x herstellt.

Extrinsische Eigenschaften wären demzufolge:

Extrinsische Eigenschaften: Eine Eigenschaft F eines Einzeldinges x ist genau dann für x extrinsisch, wenn es sich um eine relationale Eigenschaft handelt, die eine Relation zwischen x und einem beliebigen Einzelding aufbaut, das kein Konstituent von x ist.

121 Formal: $\neg(\Box\forall\Phi\forall x\forall y((\Phi x \leftrightarrow \Phi y) \rightarrow x = y))$.

122 Cf. § 26 dieser Arbeit.

Gegenstände mit den gleichen intrinsischen Eigenschaften nennt David Lewis *Duplikate*. Sind auch die extrinsischen gleich, so spricht er von *Ununterscheidbaren*.¹²³ Wenn man die These der Antinomie nur auf Duplikate beschränkte und extrinsische Eigenschaften somit außen vor ließe, wäre sie offenkundig falsch. Sie ließe sich durch etliche Gegenbeispiele widerlegen, bei denen Gegenstände über dieselben intrinsischen Eigenschaften verfügen, aber nicht dasselbe Einzel Ding sind. Solche Gegenbeispiele wären die beiden Ruder in Theseus' Händen, von denen wir schon sprachen, oder, wenn man den Blick zu den Naturwissenschaften hinwendet, Elektronen. Sie sind nach unserem heutigen Kenntnisstand intrinsisch identisch, und dennoch gibt es von ihnen bei weitem mehr als nur ein einziges. Wenn die Antinomie zustande kommen soll, dürfen These und Antithese daher nicht zu eng sein und sich nur auf intrinsische Eigenschaften beschränken.

Ebenso können sie aber auch zu weit gefasst sein. Dehnt man These und Antithese auf *Identitätseigenschaften* aus, so ist die Antithese offenkundig falsch. Eine Identitätseigenschaft ist:

Identitätseigenschaft: Die Eigenschaft F ist genau dann eine Identitätseigenschaft eines Einzeldinges x , wenn F eine numerische Identitäts- oder Verschiedenheitsrelation von x zu einem Einzelding y ausdrückt.

In der formalen Logik geschieht dies üblicherweise anhand des Zeichens „ $=$ “. Identitätseigenschaften bei der Antithese zuzulassen, führte zu kontradiktorischen Widersprüchen. Denn dann wäre unter all die Eigenschaften eines jeden beliebigen Gegenstandes x auch die Eigenschaft zu rechnen, mit x identisch zu sein. Ein Gegenstand y , der alle Eigenschaften von x in diesem weiten Sinne hat, hätte auch die Eigenschaft, mit x identisch zu sein. Die Antithese wäre trivialerweise widerlegt.¹²⁴

Damit die Antinomie zustande kommen kann, handeln These und Antithese sowohl von intrinsischen als auch extrinsischen Eigenschaften, nicht aber von Identitätseigenschaften. Somit wären These und Antithese klar formuliert. Bevor wir im Folgenden zuerst für die Antithese, dann für die These der Antinomie argumentieren wollen, gilt es den Begriff der möglichen Welten, wie er für die Antithese zentral ist, in seiner Verwendung innerhalb dieser Arbeit zu klären.

a. Methodischer Exkurs: Mögliche Welten

Bei der Theorie möglicher Welten handelt sich um eine effektive Methode, modale Aussagen zu reformulieren – also Aussagen darüber, was möglicherweise und was notwendigerweise der Fall ist.¹²⁵ Nehmen wir folgende drei Sätze:

- (a) Es ist möglich, dass Zentauren existieren.
- (b) Es ist unmöglich, dass eckige Kreise existieren.
- (c) 2 plus 2 ist notwendigerweise 5.

¹²³ Cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, 62f.

¹²⁴ Cf. BLACK, *The Identity Of Indiscernibles*, 11f. [87] und KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 315.

¹²⁵ Cf. KRIPKE, *Semantic Analysis Of Modal Logic I*.

Eine Aussage wie *a* ist mehrdeutig. Jemand kann mit ihr mindestens zweierlei aussagen. Er könnte behaupten wollen, dass wir nach all unseren Erkenntnissen der Naturwissenschaft keinen Grund dafür haben, auszuschließen, dass nicht auf irgendeinem Planeten des Universums Zentauren existieren. Die Möglichkeit der Existenz von Zentauren hat in diesem Fall die Erkenntnisse der Naturwissenschaften zur Bedingung. Es handelt sich um eine *epistemische Modalität*. Der Satz *a* lässt sich jedoch auch anders verstehen, nämlich so, dass der Begriff des Zentauren nicht widersprüchlich sei, dass also die Existenz von Zentauren, selbst wenn es im gesamten Universum faktisch keine gebe, nicht aus begrifflichen Gründen von vorneherein (bevor wir empirisch die Welt betrachten) ausgeschlossen sei. Solch eine *begriffliche Modalität* ist beispielsweise beim Satz *b* gegeben (als begriffliche Unmöglichkeit). Eben um begriffliche Modalitäten dreht sich die Theorie möglicher Welten. Indem man *a* in der Semantik möglicher Welten reformuliert, wird der ontologische Charakter der Aussage deutlich. Dann lautete *a*:

(a*) Es gibt eine mögliche Welt, in der Zentauren existieren.

Die Formulierung macht klar, dass es sich nicht um eine Aussage darüber handelt, ob es im faktischen Universum Zentauren gibt, sondern ob das Universum auch anders hätte sein können, sodass es Zentauren gäbe.

Die anderen beiden Sätze lauten reformuliert:

(b*) Es gibt keine mögliche Welt, in der eckige Kreise existieren.

(c*) In allen möglichen Welten ist 2 plus 2 gleich 5.

Der Prüfstein, an dem sich Möglichkeit und Umöglichkeit von Welten entscheidet, ist der Nonkontradiktionssatz, also der Satz, dass nichts sowohl der Fall als auch nicht der Fall sein kann. Wenn eine Welt einen Widerspruch in sich enthält, ist sie unmöglich, wenn nicht, so ist es eine mögliche Welt.

Die Semantik möglicher Welten hat nicht nur die Stärke, dass sie eine präzise Festlegung auf begriffliche Modalität ermöglicht, sondern bietet zudem den Vorteil, dass das modale Vokabular von den Gegenständen einer Aussage gelöst wird. Es findet sich lediglich noch als Eigenschaft von Welten. Modalität ist dann keine Eigenschaft innerweltlicher Einzeldinge oder anderer Eigenschaften. Wie sich später noch zeigen wird, lassen sich damit sehr viel Verwirrung und Ungereimtheiten vermeiden.¹²⁶

Die Rede von möglichen Welten ist jedoch nicht unbedenklich. In der Forschung wird die Frage diskutiert, ob mögliche Welten ebenso wie die faktische Welt existieren. David Lewis hat diese Frage bejaht.¹²⁷ Innerhalb dieser Arbeit soll die Semantik möglicher Welten nicht in einem derart ontologisch robusten Sinne verstanden werden. Tatsächlich entfällt mit dem Wirklichkeitsbegriff, der im dritten Teil dieser Arbeit entwickelt wird, von einigen vermeintlichen Gründen für solch eine starken Auffassung möglicher Welten. Wir gebrauchen sie nur als eine methodische Reformulierung für mehr Klarheit und Präzision.

¹²⁶ Cf. §§ 12c und 48 dieser Arbeit.

¹²⁷ Cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, passim.

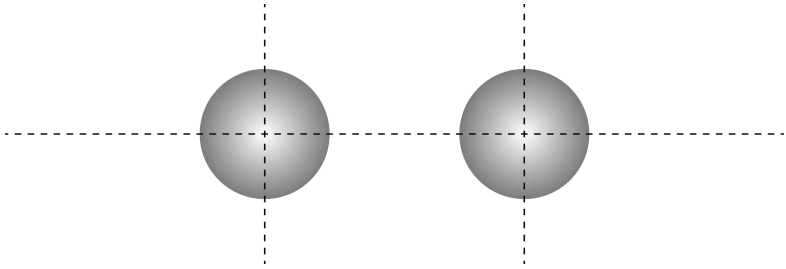


Abbildung 1: Blacks Zweikugelwelt

Mit dieser Schärfung des Begriffs möglicher Welten wollen wir uns im Folgenden uns zuerst den Argumenten für die Antithese der Antinomie zuwenden, bevor wir uns die Argumente für die These anschauen.

b. Für die Antithese der Antinomie

Max Black lenkte mit seinem Dialog zur Identität des Ununterscheidbaren die philosophische Diskussion auf die Antinomie.¹²⁸ Dort streiten ein Befürworter der These, ein gewisser *A*, mit einem Befürworter der Antithese, ein gewisser *B*. Letzterer argumentierte mit Blacks bekanntem Gedankenexperiment der Zweikugelwelt (illustriert durch Abbildung 1) gegen das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren:

„Isn't it logically possible that the universe should have contained nothing but two exactly similar spheres? We might suppose that each was made of chemically pure iron, had a diameter of one mile, that they had the same temperature, colour, and so on, and that nothing else existed. Then every quality and relational characteristic of the one would also be a property of the other. Now if what I am describing is logically possible, it is not impossible for two things to have all their properties in common. This seems to me to refute the Principle.“¹²⁹

Blacks Zweikugelwelt enthält mit den beiden Metallkugeln scheinbar zwei ununterscheidbare Einzeldinge, die *nicht* identisch sind. Genau genommen sind die beiden Metallkugeln nicht die einzigen scheinbar ununterscheidbaren Einzeldinge: Jede Raumkoordinate (wenn man sie als Einzeldinge auffassen will)¹³⁰ ist ununterscheidbar von mindestens einer weiteren Raumkoordinate. Gehen wir beispielsweise auf der Achse, die durch die Mittelpunkte der beiden Kugeln läuft, vom Mittelpunkt der einen Kugel in die der anderen Kugel entgegengesetzte Richtung bis an den Punkt, der eine Meile von diesem Mittelpunkt entfernt ist. Nennen wir diesen Punkt *X* (siehe Abbildung 2). Dieser Punkt ist von dem gespiegelten Punkt auf der anderen Seite nicht zu unterscheiden.

Grund für diese Ununterscheidbarkeit ist der symmetrische Aufbau der Welt. Solche *symmetrischen Welten* erhält man unter anderem, indem man Gegenstän-

¹²⁸ Gemeint ist BLACK, *The Identity Of Indiscernibles*.

¹²⁹ BLACK, *The Identity Of Indiscernibles*, 156 [90]; Hervorhebung im Original.

¹³⁰ Cf. § 39a dieser Arbeit.

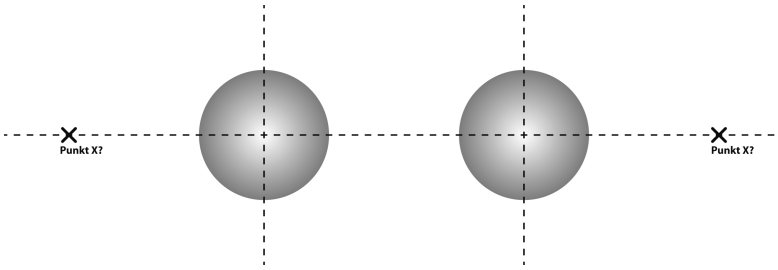


Abbildung 2: Der Punkt X in Blacks Zweikugelwelt

de anhand eines räumlichen oder zeitlichen Punktes spiegelt. Allerdings ist dies nicht der einzige Weg, symmetrische Welten zu erhalten. Sie lassen sich auch erzeugen, indem man eine leere Welt mit lediglich einem Gegenstand füllt, der an sich schon symmetrisch ist: So ist auch eine Welt symmetrisch, die nur *eine* Black'sche Metallkugel enthält. Jeder Punkt auf der Oberfläche der Metallkugel ist von jedem anderen Punkt der Oberfläche ununterscheidbar.

Da solch symmetrische Welten das Prinzip des Ununterscheidbaren zu widerlegen scheinen, nennt Koch sie auch *Problemwelten*.¹³¹ Er unterscheidet zweimal zwei Arten, wie Problemwelten aufgebaut sein können:

Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie
 (1) *in der Zeit oder (2) im Raum*
 (a) *zweiseitig unendliche Wiederholungen oder (b) uni-*
versale Symmetrien aufweisen,
in deren Folge einzelne Dinge und Ereignisse innerweltliche
Doppelgänger besitzen, von denen sie objektiv ununterscheidbar
*sind.*¹³²

Nach dieser Aufteilung der Problemwelten gehörte Blacks Zweikugelwelt zum Typus 2b: universale Symmetrie im Raum. Für Koch (und unsere Diskussion seiner Lösung) ist der Typ 1a von besonderer Wichtigkeit. Ein Beispiel für diesen Typ wäre unser Universum, wenn es erstens irgendwann wieder in sich zusammenfielen (es sozusagen eine Endimplosion als Gegenstück zum Urknall gäbe) und wenn zweitens jedem Zyklus von Urknall, Ausdehnung und Zusammenfall wieder ein neuer, exakt gleicher Zyklus folgte und vorausginge. Der Weltablauf wiederholte sich ewig und wäre schon unendlich oft zuvor geschehen. Da eine unendliche Zahl an Duplikaten in Vergangenheit und Zukunft notwendig sind, um Ununterscheidbare zu erhalten, nennt Lewis solche Problemwelten auch Welten „ewiger Zweibahn-Wiederkehr“.¹³³

Eine Welt des Typs 1b (universale Symmetrie in der Zeit) wäre beispielsweise eine Welt, die sich nach einem Urknall bis zu einem gewissen Punkt ausdehnte, sich dann aber in exakt gespiegelter Abfolge der Ereignisse wieder bis zu einem invertierten Urknall zurückentwickelte, als ob man einen Film rückwärts laufen

131 KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 314.

132 *Op. cit.*, 317.

133 Cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, 63; die Übersetzung ist übernommen von KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 318.

ließe. Schließlich wäre der Typ 2a (zweiseitige unendliche Wiederholung im Raum) durch eine Welt verwirklicht, in der sich unendlich viele Black'sche Kugeln auf einer Achse bei gleichem Abstand zu ihren Nachbarn befänden.

Im Folgenden wollen wir uns lediglich auf räumliche Problemwelten konzentrieren und die zeitlichen nur in Betracht ziehen, wenn sie von anderer Seite als Beispiel thematisiert werden. Denn wie sich noch zeigen wird, sind zeitliche Problemwelten keine möglichen Welten.¹³⁴

Bevor wir uns der Frage zuwenden, weswegen die Möglichkeit solcher Problemwelten plausibel ist, gilt es zuerst einige verführerische Einwände zurückzuweisen, die versuchen, die ununterscheidbaren Einzeldinge der Problemwelten lediglich als Duplikate zu erweisen. Ein verführerischer, aber falscher Einwand wäre der Versuch, die Kugeln in Abbildung 1 hinsichtlich der Kategorien Rechts oder Links zu unterscheiden. Dabei begingen wir schlicht den Fehler, die Zweikugelnwelt mit ihrer Darstellung in diesem Buch zu verwechseln. Zwei weitere verführerische Einwände sah Black bereits: Man könnte zum einen versucht sein, durch simple Benennung die beiden Metallkugeln zu unterscheiden. So könnte man eine Kugel *a* und die andere *b* nennen.¹³⁵ Damit wären die beiden Kugeln durch ihre Namen unterschieden. Doch was heißt hier, einen Namen zu haben? Namen werden von Subjekten vergeben. Wenn wir eine Kugel benennen wollten, müssten wir uns auf sie beziehen können. Doch eben dies ist nicht möglich. Wenn wir versuchen, uns auf die eine Kugel zu beziehen, so beziehen wir uns immer gleich mit auf die andere mit. Um eine Benennung vornehmen zu können, müssten wir das Universum betreten, eventuell auf eine der beiden Kugeln zeigen und etwas sagen wie: „Ich nenne dich *a*!“ Aber mit unserem Eintritt in diese Welt wäre es nicht mehr Blacks Zweikugelnwelt. Deren Problem bestünde fort.

Zweitens könnte man versucht sein, die beiden Kugeln anhand ihres *Ortes* zu unterscheiden: Die eine Kugel befindet sich an einem anderen Ort als die zweite Kugel und sei dadurch ausreichend von ihr unterschieden.¹³⁶ Doch was heißt es, sich an einem anderen Ort zu befinden? Durch welche Eigenschaften unterscheiden sich die beiden Orte? Wenn man angebe, dass sie nicht der jeweils andere seien, hätte man wieder Identitätseigenschaften zugelassen. Das Prinzip wäre trivialerweise wahr. Hinter diesem verführerischen Einwand steht der Grundgedanke, dass es so etwas wie einen absoluten, sich selbst genügsamen Raum gebe, der unabhängig von den Gegenständen in ihm Bestand habe. Wir stellten uns den Raum quasi als *Behälter* vor, der die Gegenstände der Realität *enthalte*, aber wie jeder andere Behälter auch leer sein könnte. Dieses Verständnis eines absoluten Raumes stellt jedoch das Identitätsrätsel von Neuem: Ohne Gegenstände ließen sich die räumlichen Punkte nicht mehr unterscheiden. Somit ist auch der Raum von den Gegenständen in ihm abhängig. Und da im Zweikugelnuniversum die beiden Metallkugeln qualitativ identisch sind, gilt dies auch für die Orte, an denen sie sich befinden. Da die Orte keine ihre Identität sichernden Eigenschaften haben, können sie auch nicht dazu dienen, die der Metallkugeln zu sichern.

134 Cf. § 11 dieser Arbeit.

135 BLACK, *The Identity Of Indiscernibles*, 156f. (90f.).

136 Cf. *op. cit.*, 157f. (92).

Soweit zu den allzu einfachen Versuchen, den Problemwelten ihren problematischen Charakter zu nehmen. Doch wie man diesen verführerischen Versuchen nicht folgen darf, gilt es ebenso einem ersten Reflex nicht nachzugeben, und die Problemwelten für *keine* mögliche Welten zu halten.

Dafür, dass die Problemwelten tatsächlich möglich sind, spricht, wie Koch anmerkt, das im Kern auf Hume zurückgehende *Prinzip der Rekombination* von David Lewis.¹³⁷ Laut diesem Prinzip dürfen wir Gegenstände und ihre Eigenschaften in Raum und Zeit frei verteilen, um mögliche Welten zu erhalten. Wir dürfen beispielsweise in Gedanken neben den Parthenon einen zweiten Parthenon stellen oder aus dem bestehenden Parthenon eine Säule herausbrechen etc. Jede solche Veränderung der *faktischen* Welt, erzeugt eine *mögliche* Welt. Einzig notwendige Verknüpfungen dürfen nicht gelöst werden. Wir dürfen keinem Gegenstand die Eigenschaft, rund zu sein, wegnehmen, während wir ihm die Eigenschaft lassen, eine Kugel zu sein. Intuitiv erscheint das Prinzip der Rekombination einsichtig. Und dies zurecht: Wie wir gesehen haben, liegt die Theorie der möglichen Welten im Nonkontradiktionssatz begründet. Möglich ist, was nicht notwendigerweise falsch ist.¹³⁸

Somit scheint nichts dagegen zu sprechen, dass wir Problemwelten gemäß dem Rekombinationsprinzip erzeugen können. Wir gelangten zu Blacks Zweikugelwelt, indem wir zuerst alles, bis auf zwei asymmetrische materielle Gegenstände aus unserem Universum entfernen. Dann können wir ihre Eigenschaften ändern, sodass sie sich im Hinblick auf Material und Temperatur etc. gleichen. In einem letzten Schritt ändern wir ihre räumlichen Struktureigenschaften, bis sie formgleich sind. Blacks Zweikugeluniversum ist gemäß dem Prinzip der Rekombination erreicht.

Der Vorteil daran, Blacks Zweikugelwelt mittels des Prinzips der Rekombination Schritt für Schritt zu erzeugen, besteht darin, dass der *ad-hoc*-Charakter einer Zurückweisung der Zweikugelwelt deutlich zu Tage tritt.¹³⁹ Gehen wir zu unserem letzten Schritt der Rekombination zurück, wo wir auch die räumliche Struktur der beiden verbliebenen Körper aneinander anglichen. Wir können ein Eisen-Atom nach dem anderen verschieben. Irgendwann werden wir an den Punkt kommen, dass die beiden Kugeln sich fast vollständig gleichen. Allein die Lage eines einzigen Atoms unterscheidet sie noch. Wenn wir nun dieses eine Atom an den passenden Ort schieben, werden die Kugeln zu Ununterscheidbaren. Wir sind bei Blacks Zweikugeluniversum angekommen. Zu behaupten, dieses letzte Atom ließe sich nicht verschieben, ist unplausibel: So viel mehr Atome wurden zuvor in radikalerer Weise verschoben oder gar aus dem Universum gestrichen. Diese minimale Änderung zu verbieten, geschähe einzig mit dem Ziel, grundlose

137 Cf. HUME, E 4.2, LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, 87-92 und KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 319.

138 Max Black hatte sich schon (implizit) auf den Nonkontradiktionssatz als Beleg der Möglichkeit seiner Zweikugelwelt berufen: „B. [...] It was for you to show that my description concealed some hidden *contradiction*. And you haven't done so“ (*The Identity Of Indiscernibles*, 163 [98]; Hervorhebung nicht im Original).

139 Die folgende Argumentation ist in allen wesentlichen Punkten entnommen aus KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 319f.

Verschiedenheit zu verhindern. Ein Verbot der Veränderung setzte voraus, was *unabhängig* zu belegen ist.

Zusammengefasst: Die Antithese der Antinomie wird durch Problemwelten gestützt. Dass diese tatsächlich mögliche Welten sind, lässt sich aus dem Prinzip der Rekombination und somit letztlich aus dem Nonkontradiktionssatz ableiten.

c. Für die These der Antinomie

Black führt in seinem Dialog jedoch auch ein Argument an, das bis heute als Beleg für die These der Antinomie vorgebracht wird.¹⁴⁰ Dort sagt der Befürworter der These (genannt A):

If the principle were false, the fact that I can see only two of your hands would be no proof that you had just two. And even if every conceivable test agreed with / the supposition that you had two hands, you might all the time have three, four, or any number. You might have nine hands, different from one another and all indistinguishable from your left hand, and nine more all different from each other but indistinguishable from your right hand. [...] This is too much for me to swallow. This is the kind of absurdity you get into, as soon as abandon verifiability as a test of meaning.¹⁴¹

Das Argument versucht den Vertreter der Antithese in Konsequenzen zu verstricken, die für unsere Intuitionen haarsträubend sind. Wer würde schon zugestehen wollen, es sei möglich, dass er mit hunderten von Köpfen auf hunderten von Kontinenten lebe? Im Folgenden wollen wir dieses Argument das *Vervielfachungsargument* nennen.

Um gegen dieses Argument vorzugehen, könnte man verschiedenen Strategien folgen. Zuerst ließe sich versuchen, die anscheinend absurden Konsequenzen abzustreiten. Man könnte behaupten, dass es sehr wohl Kriterien gebe, nach denen man urteilen könne, wie viele Hände man habe oder wie viele Gegenstände sich an einem Ort befänden. Denn zwei materielle Dinge können sich nicht am selben Ort befinden. Also könne man auch keine zwei Hände haben. Und wenn man einen materiellen Gegenstand auf eine Waage lege, müsste sie ein höheres Gewicht anzeigen, sollte es sich um mehrere Gegenstände handeln. Dass dieser Weg nicht gangbar ist, zeigt Koch: Die Vielzahl an grundlos verschiedenen Händen könnte sich an einer Vielzahl an grundlos verschiedenen Orten befinden; also Orten, die alle exakt dieselben relationalen Eigenschaften zu anderen Orten aufweisen. Und die Vielzahl grundlos verschiedener Gegenständen, könnte durch eine Vielzahl grundlos verschiedener Wiegevorgängen mit einer Vielzahl grundlos verschiedener Waagen gewogen werden.¹⁴²

Lassen sich die kontraintuitiven Konsequenzen auf anderem Wege als dem der Logik meiden? Man könnte erwägen, das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren von einem *logischen* Prinzip, das in allen möglichen Welten gilt, zu

140 Für eine zeitgenössische Form des Arguments cf. beispielsweise KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 315f.

141 BLACK, *Identity Of Indiscernibles*, 155f. [89f.].

142 Cf. KOCH, *Wahrheit und Zeit*, 315f.

einem *nomologischen* Prinzip herabzustufen: zu einem Naturgesetz, das nur in unserer Welt gilt. Dies brächte jedoch gleich mehrere Schwierigkeiten mit sich. Zum einen gibt es gute Gründe für die Annahme, dass sich Naturgesetze aus bestimmten Eigenschaften ergeben.¹⁴³ Da dieses Prinzip für alle Einzeldinge gilt, stellte sich die Frage, welche Eigenschaft aller Einzeldinge dieses Naturgesetz begründet? Doch selbst dessen ungeachtet, bliebe die Frage, wie sich dieses Naturgesetz beweisen ließe? All unsere Naturgesetze leiten wir aus strenger empirischer Forschung mit aufwendigen Versuchsaufbauten ab. Welcher Versuchsaufbau soll das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren belegen?

Dass der nomologische Weg nicht funktioniert, etabliert das Prinzip dennoch nicht als logische Gesetzmäßigkeit. Es gibt noch einen dritten Weg für das Prinzip zu argumentieren: Ockhams Rasiermesser.¹⁴⁴ Wir sind berechtigt zu sagen, dass wir nur zwei Hände haben, weil eine Beschreibung mit mehr Händen nicht notwendig, sondern vielmehr üppiger sei. Somit können wir die zusätzlichen Hände sauber abschneiden. Das Prinzip des Ununterscheidbaren wäre nicht logisch, sondern epistemologisch begründet. Es wäre demnach zwar *möglich*, dass wir über eine Vielzahl an Händen verfügten, aber wir haben einen guten Grund für die Annahme, dass es *faktisch* nicht so ist: eben ontologische Sparsamkeit.

Allerdings ist fraglich, ob man sich mit solch einer schwachen Begründung des Prinzips zufrieden geben möchte. Solch eine theoretische „Unzufriedenheit“ ins Spiel zu bringen, ist ein Appell an unsere Intuitionen. Nehmen wir die gesamte Strategie des Vervielfachungsarguments unter die Lupe, erweist es sich als solch ein Appell. Bei diesen Appellen besteht die Gefahr, dass jemand unsere Intuitionen nicht teilt oder sich über seine eigenen hinwegsetzt: Was, wenn jemand gewillt ist, zahllose Hände in Kauf zu nehmen? Oder, um diese Argumentation weiter zu bekräftigen: Wenn das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren logisch gilt, so steht noch aus, die Unmöglichkeit grundlos verschiedener Hände logisch herzuleiten.

Allerdings wäre es ebenso unbefriedigend, einen Verweis auf den intuitiven Charakter eines Arguments als dessen Widerlegung ansehen zu wollen. Einzig eine Unvollständigkeit der Argumentation ist aufgedeckt.¹⁴⁵

Um diese Unvollständigkeit zu beheben, und die Argumentation für die These er Antinomie zum Abschluss zu bringen, soll das Augenmerk darauf gelegt werden, auf welche Art genau gegen das Prinzip ontologischer Sparsamkeit verstoßen wird, wenn man die Identität des Ununterscheidbaren zurückweist: In der Philosophie wird bisweilen die Ansicht vertreten, dass uns gewisse Tatsachen unmittelbar zugänglich (oder *selbstevident*) seien; wir müssen sie nicht aus ande-

143 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 133-174.

144 Cf. DELLA ROCCO, *Two Spheres*, 486f.

145 Hier ist allerdings zwischen *intuitiven Argumenten* und *Intuitionismus* zu unterscheiden. Bei letzterem werden Intuitionen als eine eigene Erkenntnisquelle postuliert (so beispielsweise beim Intuitionismus in der Mathematik oder der Ethik). Argumente, die sich auf einen Intuitionismus stützen, sind nicht unvollständig, da bei ihnen im Gegensatz zu intuitiven Argumenten die Intuitionen keine unklaren Erkenntnisse, kein „Bauchgefühl“ sind (wie beispielsweise unbewusste Schlussfolgerungen). Es gibt bei ihnen *per definitionem* keine „verborgene“ Erkenntnisquelle, die wir uns durch Überlegung bewusst machen können.

ren Tatsachen ableiten. Man mag beispielsweise den Nonkontradiktionssatz unter solch selbstevidente Tatsachen rechnen. Ihn beweisen wir nicht vermittels einer Induktion – denn jede Induktion setzt ihn bereits voraus; ebenso wie ihn jeder andere Beweis immer schon voraussetzt. Seine Wahrheit ist uns selbstevident.

Nahe verwandt dem Begriff der Selbstevidenz ist der des *factum brutum*. Ein *factum brutum* ist eine Tatsache, die sich prinzipiell nicht erklären lässt. Wiederum ließe sich der Nonkontradiktionssatz als Beispiel anführen, aber auch die Tatsache, dass überhaupt etwas existiert. Wir können *facta bruta* zwar beschreiben (wir können beispielsweise sagen, dass überhaupt etwas existiert), aber wir können sie nicht erklären. Es gibt einen Unterschied zwischen *facta bruta* und selbstevidenten Tatsachen: *Facta bruta lassen sich* nicht erklären, selbstevidente Tatsachen *bedürfen* hingegen keiner Erklärung. Beide Begriffe schließen sich nicht gegenseitig aus: Der Nonkontradiktionssatz ist ein selbstevidentes *factum brutum*. Er lässt sich nicht erklären und bedarf auch keiner Erklärung.

Die Theorie der reinen Einzeldinge macht den Kern von Gegenständen, also das, was die Eigenschaften trägt, zum *factum brutum*. Die reinen Einzeldinge lassen sich auf keine Eigenschaften zurückführen. Sie bleiben unerklärlich. Das ist an sich noch nicht problematisch, denn solange ein *factum brutum* selbstevident ist, haben wir keinen Grund, an ihm zu zweifeln. Doch hier liegt das Problem: Reine Einzeldinge sind nicht selbstevident. Uns begegnen keine reinen Einzeldinge im Alltagsleben. Uns begegnen nur Einzeldinge, die immer schon irgendwelche Eigenschaften haben. Wir vermögen nicht unter diese Eigenschaften zu schauen und ein mit ihnen verknüpft reines Einzelding selbstevident zu „sehen“. Selbst mittelbar haben wir keinen Hinweis auf ein konkretes reines Einzelding.¹⁴⁶ Aus allen Eigenschaften von Theseus' Schiff können wir nicht ableiten, dass es ein reines Einzelding als Träger dieser Eigenschaften gebe. Wäre dies möglich, so stellte sich das Rätsel um Theseus' Schiff nicht.

Damit wird der Begriff des reinen Einzeldinges völlig mystisch und inhaltsleer. Da sie *facta bruta* sind, lassen sie sich nicht erklären. Aber im Unterschied zu anderen *facta bruta* haben wir auch keinen Zugang zu ihnen. Da sie nicht selbstevident sind, lassen sie sich nicht einmal beschreiben. Reine Einzeldinge sind *unaussprechlich*: ein Mysterium. Es werden Entitäten postuliert, die sich prinzipiell einer Beschreibung entziehen und uns zudem kognitiv verschlossen sind, die aber als Heilsbringer philosophischer Probleme herhalten sollen. Ein Fall für Ockhams Rasiermesser.¹⁴⁷

Wenn diese Argumentation stimmt, und der Begriff des reinen Einzeldinges nicht haltbar ist, so sind letztlich auch die Problemwelten zurückzuweisen. Da sie auf den Begriff des reinen Einzeldinges angewiesen sind, handelt es sich um keine möglichen Welten. Doch sie sind auch keine *unmöglichen* Welten. Denn sie enthalten keinen Widerspruch. Vielmehr sind sie *keine* Welten: Da reine Ein-

146 Das ist nicht ganz korrekt. Wie sich noch zeigen wird, haben wir solche Hinweise, aber nur für eine bestimmte Klasse von Gegenständen, die keine Verallgemeinerung zulässt (cf. § 42 dieser Arbeit).

147 Und es besteht nicht einmal eine Not solch eines (trägerischen) Heils: Wie sich noch zeigen wird, kann die Aufgabe, Träger von Eigenschaften zu sein, auch von *wesentlichen* Eigenschaften übernommen werden (cf. § 12 dieser Arbeit).

zeldinge Mysterien sind, ist keine Beschreibung einer Problemwelt abgeschlossen. Der Import von reinen Einzeldingen führt dazu, dass jede Beschreibung einer Problemwelt zu einer Rumpfbeschreibung wird – und zwar zu einer, deren defizitärer Zustand prinzipiell keine Besserung zulässt. Ohne vollständige Beschreibung lässt sich aber die Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Problemwelt überhaupt nicht beantworten. Ebenso wie Sätze mit sinnlosen Begrifflichkeiten nur Scheinaussagen sind,¹⁴⁸ sind die Problemwelten nur *Scheinwelten*.

d. Vergebliche Lösungsversuche

Damit wären die beiden antinomischen Thesen klar formuliert und erste Argumente für jede der beiden Thesen dargebracht. Das Prinzip der Rekombination erweist die Problemwelten als mögliche Welten, das Prinzip ontologischer Sparsamkeit dagegen als Scheinwelten. Es wird Zeit, sich den bisherigen Lösungsversuchen zuzuwenden.

Im Folgenden wollen wir drei in der Forschung diskutierte Lösungsversuche vorstellen.¹⁴⁹ Wir wollen dafür argumentieren, dass es ihnen nicht gelingt, die Antinomie aufzuheben. Einer dieser Lösungsversuche wird von Koch entschieden verfolgt. Da wir diese Lösung noch an ganz anderer Stelle dieser Arbeit benötigen werden, ist sie mit der größten Ausführlichkeit zu behandeln.

i) Identität der Metallkugeln im gekrümmten Raum.

Dieser Lösungsversuch schlägt den Weg einer Neuinterpretation der Problemwelten ein. Im Kern geht er auf Ian Hacking zurück. Demnach lasse sich Blacks Zweikugeluniversum so umzuinterpretieren, dass es nur eine Metallkugel in einem nicht-euklidischen Raum enthält.¹⁵⁰ Metaphorisch gesprochen: Wenn man von der „einen“ Metallkugel zur anderen „aufbricht“, kommt man aufgrund der gekrümmten Natur des Raumes wieder bei derselben heraus. Diese Strategie ließe sich auf sämtliche Problemwelten anwenden. Jede davon scheint sich so interpretieren zu lassen, dass sie nicht Ununterscheidbare enthält, sondern nur *einen* Gegenstand im gekrümmten Raum oder in „gekrümmter Zeit“.¹⁵¹ Die Berechtigung einer solchen Neuinterpretation scheint darin zu bestehen, dass wir dadurch nichts verlören. Wenn wir behaupten, dass eine Welt vermeintlicher ewiger Zweibahnwiederkehr in Wirklichkeit nur einen Weltenzyklus hat, was geht der Welt verloren? Welche Eigenschaft der Interpretation als Problemwelt

148 Davon sind Sätze auszunehmen, welche den sinnlosen Begriff selbst thematisieren.

149 Die bereits von Rosenberg und Koch zurückgewiesenen Lösungsversuche von Hacking, Tropen und von Johanna Seibts Auftrennung von Distinktheit und Zahl (cf. SEIBT, *Non-Countable Individuals*) werden wir hier übergehen, da wir Rosenbergs und Kochs Zurückweisungen nichts Wesentliches hinzuzufügen haben. Für eine Widerlegung dieser Lösungsversuche cf. ROSENBERG, *On A Certain Antinomy*, 367ff. u. 380f. sowie KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, § 44.

Rosenberg führt noch eine weitere Positionen auf, die wir hier ebenfalls auslassen, da sie im Kern, wie er sagt, in nicht viel mehr als in der Negation des Prinzips der Identität des Ununterscheidbaren besteht (cf. *On A Certain Antinomy*, 364-365).

150 Cf. HACKING, *The Identity Of Indiscernibles*, 251f.

151 Cf. FORREST, *The Identity Of Indiscernibles*, Kap. 3.

wird durch die Neuinterpretation nicht abgedeckt? Wenn es keine solche fehlende Eigenschaften gibt, scheinen die Beschreibungen *äquivalent* zu sein.

Dagegen wurde angeführt, dass wir bei einer Welt mit drei Metallkugeln in gleichem Abstand die Konsequenz hätten, dass in einem ersten Schritt die beiden äußeren Metallkugeln als nur eine anzusehen seien und in einem zweiten die beiden verbliebenen.¹⁵² Eine scheinbar unplausible Konsequenz: Was zuerst ununterscheidbar war (die innere Kugel von den äußeren Kugeln), wäre plötzlich ununterscheidbar, und die Antinomie stellte sich erneut. In einem nächsten Schritt wäre nur noch eine Kugel in dieser Welt, wo zuvor drei waren.

Damit hören die Probleme dieses Lösungsansatzes jedoch nicht auf: Wenn wir eine Metallkugel nehmen und versuchen, den Raum gleichmäßig um sie zu krümmen, so erhielte man eine Welt, die nicht zwei Metallkugeln enthielte, sondern unendlich viele. Von der Metallkugel aus gesehen befindet sich in *jeder* Richtung eine Metallkugel, während in Blacks Zweikugelmwelt nur in *einer* Richtung eine Metallkugel zu finden ist. Man könnte versuchen dieses Problem mit einer *nicht kugelförmigen Krümmung* zu umgehen. In solch einem asphärisch gekrümmten Raum wäre es in der Tat so, dass sich die eine Metallkugel nicht von zwei Metallkugeln im euklidischen Raum unterscheiden ließe. Jedoch geschähe dies zu einem hohen Preis. Die Krümmung des Raumes ergäbe sich nicht aus den Gegenständen im Raum, sondern geschähe *grundlos*. Die Krümmung ginge nicht von der *einen* Kugel aus. Diese kann also nicht zur Begründung einer asphärischen Krümmung dienen. Die Krümmung des Raumes ließe sich nicht erklären.

ii) Eine Kugel an zwei Orten

Ein zweiter Lösungsvorschlag versucht die Problemwelten ebenfalls dadurch zu beseitigen, dass er die Verschiedenheit der Ununterscheidbare in Abrede stellt. Der Vorschlag für Blacks Zweikugelmwelt sieht konkret so aus, dass es sich um *eine* Kugel an *zwei* Orten handelt.¹⁵³ Ausgangspunkt dieses Lösungsvorschlags ist die Bündel-Theorie der Einzeldinge. Dieser Theorie zufolge sind Einzeldinge nicht mehr als ein Bündel von Eigenschaften und daher (ganz entgegen unserer Unterscheidung von Einzelding und Gegenstand) ebenso instantiierbar wie andere Eigenschaften.¹⁵⁴

Ganz unabhängig von den Prämissen dieses Vorschlags, wirft er noch die Frage auf, was ein Ort sein soll. Wodurch sind die Orte verschieden, wenn sich an beiden dieselbe Kugel befindet?¹⁵⁵ Genau genommen wird durch dieses Vorgehen die Problemwelt nicht beseitigt, sondern das Problem verschoben: Nicht mehr die beiden Kugeln sind ununterscheidbar (denn es handelt sich nur noch um eine), sondern die beiden Orte, an denen sie sich befindet. Für die Auflösung der Antinomie ist nichts gewonnen.

152 Cf. *ibid.*

153 Cf. O'LEARY-HAWTHORNE, *The Bundle Theory*.

154 Cf. *op. cit.*, 193.

155 Cf. Seite 45 dieser Arbeit.

iii) Die Notwendigkeit von Subjektivität in der Welt

Anton Friedrich Kochs Lösungsversuch ist für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse, da Koch daraus eine Position ableitet, die nach den Definitionen dieser Arbeit idealistisch ist.

Dieser Lösung zufolge übersehen wir bestimmte Eigenschaften, die eine Unterscheidbarkeit in den Problemwelten gewährleisten. Dabei handle es sich jedoch nicht um Eigenschaften, die wir der Welt im philosophischen Lehnstuhl spekulativ hinzufügen. Vielmehr seien es ganz alltägliche Eigenschaften, die aus unserem Blick zu geraten drohen. Wenn wir uns jedoch auf sie zurückbesinnen, verlieren die Problemwelten ihren problematischen Charakter.

Koch schreibt:

Nehmen wir an, wir lebten (ohne es zu ahnen) in einer Welt mit ewiger Zweibahn-Wiederkehr. Berlin besäße dann, wie alle Städte, Länder, Flüsse und wie wir selber, unendlich viele ununterscheidbare Duplikate in anderen Weltepochen. Schwierigkeiten, uns auf Berlin zu beziehen, hätten wir trotzdem nicht. Berlin wäre nicht an sich, wohl aber für mich aus der Menge seiner Duplikate eindeutig hervorgehoben, dadurch daß es in der selben Weltepoche wie ich existierte. Ebenso wäre jedes Duplikat nicht an sich, wohl aber für mich eindeutig gekennzeichnet durch den zeitlichen Abstand, den es von mir und meiner Epoche hat.¹⁵⁶

Zwei vermeintlich Ununterscheidbare sind in Wirklichkeit durch ihre *indexikalischen Eigenschaften* unterschieden. In der klassischen Logik ist der Wahrheitswert eines Satzes mit indexikalischen Eigenschaften vom Kontext seiner Äußerung abhängig.¹⁵⁷ Wenn wir den Satz „Dort steht der Parthenon“ nehmen, so ist er wahr, sollte ich ihn äußern, während ich mit einem Finger auf den altvorderen Tempel zeigte. Äußerte ich ihn hingegen, während ich auf Sparta zeigte, so wäre er falsch. Indexikalische Eigenschaften verweisen auf einen bestimmten Kontext, in dem sich ein Subjekt befindet. Sie sind an ein „Ich“ gebunden.¹⁵⁸

Subjektivität ist Kochs Argument zufolge etwas, das sich nicht völlig auf nicht-indexikalische Eigenschaften reduzieren lässt. Welchen ontologischen Rang Subjektivität mit dieser Entdeckung innerhalb der Realität einnimmt, wird später noch zu klären sein.¹⁵⁹ Indem Koch aber den Blick auf indexikalische Eigenschaften lenkt, ist das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren mit unserer Welt in einer ewigen Zweibahnwiederkehr versöhnt. Er zieht daraus zwei Schlussfolgerungen, die wir im Folgenden genauer betrachten wollen.

156 KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 331; Hervorhebung im Original. Koch selbst würde diese Position nicht als idealistisch bezeichnen, da er diesen Begriff ausschließlich als Gegenbegriff zum erkenntnistheoretischen Realismus gebraucht.

157 Von einer prinzipiellen Kontextabhängigkeit, wie von François Recanati vertreten (cf. *Perspectival Thought*), soll hierbei abstrahiert werden.

158 In der Sprache formaler Logik: Indexikalische Eigenschaften sind in letzter Konsequenz Prädikate, bei denen eine Leerstelle durch ein indexikalisches Einzelding, ein „Ich“, gefüllt wird.

159 Cf. § 42 dieser Arbeit.

Die erste ist weniger relevant für die Antinomie des Ununterscheidbaren als vielmehr für die gesamte idealistische Zielsetzung dieser Arbeit. Koch leitet die sogenannte Subjektivitätsthese aus der Notwendigkeit indexikalischer Eigenschaften in den Problemwelten ab. Sie besagt, dass „zu Raum und Zeit und den Einzelnen in Raum und Zeit wesentlich Subjektivität gehört [...]“.¹⁶⁰ Die Argumentation lässt sich in vier Schritten rekonstruieren. Dazu wollen wir eine Welt wie unsere, aber mit ewiger Zweibahnwiederkehr *Welt** nennen.

- (p1) Das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren gilt in jeder möglichen Welt.
- (p2) *Welt** ist eine mögliche Welt.
- (p3) *Welt** widerspräche dem Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren, wenn sich in ihr keine Subjektivität befände.
- (c1) Wenn es in *Welt** keine Subjekte gäbe, wäre es keine mögliche Welt.
- (p4) Dass *Welt** keine mögliche Welt wäre, wenn sich keine Subjektivität in ihr befände, kann nicht *nur* daran liegen, dass sie eine Problemwelt ist.
- (c2) Subjektivität kommt in *allen* möglichen Welten vor.

Die interessanteste Prämisse dieses Arguments ist *p4*. Auf den ersten Blick wirkt sie befremdlich. Weswegen soll es plausibel sein, dass es in *Welt** außer ihrem Status als Problemwelt noch andere Gründe für die Notwendigkeit von Subjektivität gibt?

P4 scheint sich schon durch eine Analogie entkräften zu lassen: In allen möglichen Welten mit Bäumen gibt es auch Holz. Das heißt aber noch lange nicht, dass es in allen Problemwelten Holz gibt. Daraus, dass es in manchen möglichen Welten Bäume gibt, lässt sich nicht folgern, dass es in ihnen einen weiteren hinreichenden Grund für die Existenz von Holz gibt (außer dem, dass es auch Bäume gibt). Warum soll das bei Subjektivität und den Problemwelten anders sein?

Es lassen sich allerdings Gründe dafür anführen, dass der Fall bei Subjektivität und den Problemwelten anders gelagert sei als bei Holz und den Welten mit Bäumen.¹⁶¹ Der Begriff des Baumes und der des Holzes stehen in begrifflicher Abhängigkeit. Bei Subjektivität und Symmetrie in Raum oder Zeit scheint dies jedoch nicht der Fall zu sein. Nehmen wir *Welt***, die eine mögliche Welt ist wie *Welt**, nur mit dem Unterschied, dass sich in einem ihrer Weltzyklen ein einziges Staubkorn auf der abgewandten Seite des Mondes um eine Haaresbreite an anderer Stelle befindet als in den übrigen Zyklen. Durch diese minimale Veränderung in diesem einen Weltzyklus lassen sich alle Weltzyklen und die Gegenstände in ihnen eindeutig unterscheiden. Wenn man sagen wollte, dass in *Welt** Subjektivität notwendig sei, aber in *Welt*** nicht, so hinge dies an eben jenem einen Staubkorn – ein Staubkorn, dessen Begriff von dem Begriff des Subjektes nicht abhängig ist (zumindest nicht mehr als die Begriffe anderer Gegenstände), und das auch in keinerlei nennenswerter kausaler Abhängigkeit zu irgendeinem

160 KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 332.

161 Das folgende Argument ist im Kern der persönlichen Kommunikation mit Anton Friedrich Koch vom 28.12.2010 entnommen.

Subjekt in den beiden möglichen Welten steht. Es scheint daher intuitiv unplausibel, die Notwendigkeit von Subjektivität allein vom Status der Problemwelt abhängig zu machen. Wenn uns unsere Intuitionen nicht trügen, lässt sich somit *p4* aufrechterhalten. Sollten auch die anderen Prämissen zulässig sein, wäre Kochs Subjektivitätsthese gestützt. Zwar wäre durch diese Argumentation nicht aufgezeigt, worin genau die begriffliche Abhängigkeit einer möglichen Welt von Subjektivität besteht – dies wäre eine Frage, der sich zukünftige Forschung annehmen könnte –, aber das Beweisziel wäre erreicht.

Kommen wir zur zweiten Schlussfolgerung. Koch erweist, wie wir oben gesehen haben, eine Welt wie unsere in ewiger Zweibahnwiederkehr als unproblematisch und versöhnt sie folglich mit dem Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren. Wiederum könnte man versucht sein, dies als eine unzulässige Verallgemeinerung abzutun. Denn warum ist man berechtigt, von der Lösung für eine *bestimmte* Problemwelt auf eine Aufhebung der *gesamten* Antinomie zu schließen? Wenn wir eine Welt ewiger Zweibahnwiederkehr *ohne Subjekte* heranziehen, so scheint diese noch immer dem Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren zu widersprechen. Und Gleiches gilt für Blacks Zweikugelnwelt. Der Verweis auf indexikalische Eigenschaften verheißt hier keine Besserung. Nur *einige* Problemwelten wären entschärft, nicht alle. Die Antinomie bestünde für die verbleibenden fort.

Allerdings könnte ein Vertreter von Kochs Lösungsvorschlag auf einen wesentlichen Unterschied zwischen den Problemwelten mit indexikalischen Eigenschaften und denen ohne verweisen. Wir erinnern uns, dass das Prinzip der Rekombination als Beleg für die Antithese der Antinomie diene. Jede Ablehnung der Problemwelten wurde dadurch als *ad hoc*-Maßnahme entlarvt, dass die letzte für eine Problemwelt notwendige Rekombination nur eine Iteration vieler bereits getätigter Rekombinationsprozesse sei. Die letzte Angleichung der Formen der beiden Metallkugeln ist minimal verglichen mit den vielen zuvor bereits vollzogenen Formveränderungen. Da die vorherigen Veränderungen zulässige Rekombinationen waren, muss es auch die letzte sein.

Koch könnte nun anmerken, dass sich dieses jedoch nicht so einfach auf Problemwelten ohne indexikalische Eigenschaften übertragen ließe. In ihnen wurde an einem bestimmten Punkt eine tiefgreifende Umgestaltung der faktischen Welt vorgenommen: Sämtliche Subjekte wurden entfernt. Nicht nur einzelne Eigenschaften wurden verändert, sondern *eine ganze Eigenschaftsklasse* musste zur Generierung dieser Welt entfernt werden. Der Vertreter von Kochs Lösungsvorschlag kann in Anspruch nehmen, dass dies unzulässig sei.

Doch weshalb? Es bräuchte einen *unabhängigen Grund* dafür, dass entweder keine ganzen Eigenschaftsklassen durch Rekombination getilgt werden dürfen oder zumindest die indexikalischen Eigenschaften sakrosankt seien. Doch scheint letztere Annahme gerade das vorauszusetzen, was erst in einem zweiten Schritt zu beweisen ist: die Richtigkeit von Kochs Subjektivitätsthese.

Dieser Einwand gegen Kochs Lösung der Antinomie übersieht jedoch einen wesentlichen Punkt. Sie könnte eine viel schwächere, aber dennoch ausreichende Beweispflicht in Anspruch nehmen: den eines Schlusses auf die beste Erklärung, denn keine der anderen Lösungen funktioniert. Kochs Lösung muss nicht eine

Rekombination für unzulässig erklären, die zuvor schon vielfach durchgeführt wurde. Sie kann zudem einige der Problemwelten entschärfen (nämlich alle, die indexikalische Eigenschaften enthalten). Unter der Prämisse der Subjektivitätsthese ist die Antinomie völlig aufgehoben, und dass sich die Antinomie *nur* durch die Subjektivitätsthese lösen lässt, ist ein *Indiz* für ihre Wahrheit. Die Subjektivitätsthese *folgt* zwar nicht deduktiv aus der Antinomie, denn es wird nicht ersichtlich, worin die Notwendigkeit von Subjektivität für jedes Einzelding in Raum und Zeit besteht und es droht die Gefahr einer besseren Lösung. Aber sollten keine schwerwiegenden Gründe gegen die Subjektivitätsthese sprechen, wäre sie als begründete These zu akzeptieren und nach einem unabhängigen Beleg für sie zu suchen.

Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Lösungsversuchen ist Kochs Lösung frei von internen Unstimmigkeiten und nimmt daher eine Sonderstellung in diesem Kapitel ein. Sie bedarf einzig der Prämisse, dass keine andere Lösungen funktioniert. Für solch eine andere Lösung soll aber im Folgenden argumentiert werden.

e. Die Lösung der Antinomie

Zur Lösung der Antinomie gelangen wir, wenn wir von einem sehr weiten Gegenstandsbegriff Gebrauch machen: All das sei ein Gegenstand, worauf wir prinzipiell uns beziehen können. Zwar werden wir im dritten Teil der Arbeit sehen, dass dieser Gegenstandsbegriff ontologisch zu weit gefasst ist, aber hier bringt er uns auf die richtige Fährte.

Wenn wir diese Bedingung für einen Gegenstand auf Blacks Zweikugelnwelt anwenden, erhalten wir eine Neuinterpretation dieser Welt, die Blacks Beschreibung zum Verwechseln ähnlich sieht, aber nicht gegen das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren verstößt. Wir stellen fest, dass wir uns nicht auf eine der beiden Kugeln beziehen können, ohne zugleich von der anderen zu sprechen. Wenn wir einen Satz äußern wie „Eine der beiden Kugeln ist aus Metall“, so hat er keinen eindeutigen Bezug. Denn es ist unklar, von welcher der beiden Kugeln gesprochen wird. Der Bezug wird erst deutlich, wenn wir einen Zusatz hinzufügen wie „Die andere ist ebenfalls aus Metall.“ Dann beziehen wir uns mit dem Satz nur scheinbar auf eine der beiden Kugeln. Tatsächlich reden wir von *beiden* Kugeln zugleich.

Wenn alles, worauf wir uns beziehen können, *ein* Gegenstand ist, heißt dies, dass dann die beiden Kugeln doch identisch sein sollen? Keineswegs. Vielmehr enthält ein solches Universum nicht *zwei* Gegenstände, die jeweils die Eigenschaft haben, eine Kugel zu sein, sondern die beiden Kugeln bilden – noch metaphorisch gesprochen – *einen* Gegenstand aus *zwei* Kugeln. Oder, um es auf die Spitze zu treiben: Die Welt enthält nicht *zwei Kugeln*, sondern *eine Zweikugel*.¹⁶² Dies erscheint (mit Recht) absurd: Wenn *ein* Gegenstand *zwei* Konstituenten hat, haben wir dann nicht bereits *zwei* Gegenstände?

¹⁶² Diese Lösung der Antinomie wurde jüngst von Katherine Hawley ebenfalls erwogen, aber nur eingeschränkt akzeptiert. Für Fälle wie das Zweikugelnuniversum lehnt sie diese Lösung ab (cf. HAWLEY, *Identity and Indiscernibles*, passim, besonders 113).

Doch die Absurdität entsteht durch unsere metaphorische Sprache. Wenn wir behaupten, dass der einzige Gegenstand in einem Universum ähnlich dem Blacks von *zwei Kugeln gebildet* wird, haben wir keine Chance mehr, der Absurdität zu entkommen. Und auch die Benennung „Zweikugel“ für diesen *einen* Gegenstand ist unglücklich, legt sie doch zwei Konstituenten nahe.

Die Absurdität verschwindet, wenn wir die Eigenschaften der scheinbar symmetrischen Gegenstände der Problemwelten, im Rückgriff auf asymmetrische Welten *konditional* definieren. Bei solch einer Definition geben wir an, wie sich die Eigenschaft beschreiben *ließe*, wenn sie in einer asymmetrischen Welt instantiiert *wäre*. Solche konditional definierten Eigenschaften werden im Folgenden *parasymmetrisch* genannt:

Parasymmetrische Eigenschaften: Eine Eigenschaft ist genau dann parasymmetrisch, wenn ein Gegenstand in einer asymmetrischen Welt aufgrund dieser Eigenschaft symmetrisch ist.

Ebenso lassen sich parasymmetrische Einzeldinge *kontrafaktisch* im Rückgriff auf mögliche Welten definieren:

Parasymmetrischer Gegenstand: Ein Gegenstand ist genau dann parasymmetrisch, wenn er in einer asymmetrischen Welt symmetrisch wäre.

Im Falle der vermeintlichen Zweikugelwelt müssen wir für solch einen parasymmetrischen Gegenstand eine parasymmetrische Eigenschaft *F* definieren.

F: *F* ist genau die geometrische Form, die in asymmetrischen Welten von zwei symmetrischen Kugeln instantiiert wird.

In der vermeintlichen Zweikugelwelt wird diese geometrische Form *F* genau *einmal* instantiiert. Dagegen wird die Form der Kugel *überhaupt nicht* instantiiert. Die Welt enthält somit keine Ununterscheidbaren. Das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren bleibt intakt und ist mit den Problemwelten versöhnt.

Diese Lösung, wie wir sie bisher dargelegt haben, wird Widerspruch provozieren. Im Folgenden sollen mögliche Einwände zurückgewiesen werden.

i) Ausdehnung und Konstituenten

Ein erster Einwand besagt, dass jeder ausgedehnte Gegenstand notwendigerweise aus Konstituenten besteht. Da ein Gegenstand der Form *F* ausgedehnt sei, müsse auch er Konstituenten haben. Ergo enthalte diese Neubeschreibung von Black Universum mehr als einen Gegenstand.

Diese Argumentation ist richtig. Die Neubeschreibung des Universums enthält sogar unendlich viele Gegenstände, wenn alles ein Gegenstand ist, worauf man sich beziehen kann. Jedoch folgt daraus nicht, dass die Neubeschreibung auch *zwei Kugeln* enthält. Wenden wir kurz unsere Aufmerksamkeit von einem Gegenstand der Form *F* ab und betrachten eine Kugel. Diese können wir in eine *äußere Schale* (beispielsweise von der Hälfte des Radius bis zum Rand) und eine *innere Kugel* (von der Hälfte des Radius bis zum Mittelpunkt) teilen. Solch eine Teilungsoperation können wir beliebig oft fortführen und dennoch wird jede so erzeugte Schale eindeutig von jeder anderen Schale unterschieden sein. Ebenso

lässt sich ein parasymmetrischer Gegenstand der Form F teilen. Dabei entsteht ein parasymmetrischer Gegenstand der Form G , den wir in einer asymmetrischen Welt als zwei Schalen beschreiben, sowie ein parasymmetrischer Gegenstand, der wiederum die Form F hat. Letzterer bildet das Gegenstück zur inneren Kugel bei der Aufteilung einer Kugel.

Parasymmetrische Gegenstände sind also mit der These vereinbar, dass ausgehende Gegenstände notwendigerweise aus Konstituenten bestehen.

ii) Definition anhand des Begriffs der Kugel

Ein zweiter Einwand könnte sich gegen die Definition der von uns eingeführten Form F wenden. Wir haben sie im Rückgriff auf den Begriff der Kugel bestimmt, also sei die Form F auf den Begriff der Kugel angewiesen. Bei Gegenständen der Form F handle es sich somit notwendigerweise um Gegenstände, die Kugeln als Konstituenten hätten.

Wichtig ist, dass sich unsere Definition *konditional* auf asymmetrische Welten bezog. Genau genommen sind eine ganze Menge Definitionen in der Geometrie auf solche Konditionale angewiesen. Nehmen wir die Definition einer Kugel als Körper:

Kugel: Eine Kugel ist der Raum α , der von derjenigen Menge aller Punkte M eingeschlossen wird, die zu einem Punkt x den gleichen Abstand aufweisen.

Der Punkt x lässt sich umgekehrt als Mittelpunkt des Körpers α definieren. Als Schwierigkeit entpuppt sich jedoch, dass sich die *einzelnen* Punkte der vermeintlichen Menge M prinzipiell nicht definieren lassen – außer in einer konditionalen Definition, die einen Rückgriff auf eine asymmetrische Welt macht. Damit erweist sich die Figur einer Kugeloberfläche, definiert durch die Menge M , als eine parasymmetrische Eigenschaft, wenn sie in einer symmetrischen Welt an einem Symmetriepunkt instantiiert wird. Gleiches gilt für eine ganze Menge geometrischer Figuren wie gleichschenkliger Dreiecke, Rechtecke, Würfel oder sogar simple Strecken.

Zwei mögliche Schlussfolgerungen ergeben sich aus dieser Beobachtung: Entweder kann man konditional-modale Definitionen als unproblematisch einstufen. Damit folgte auch aus unserer Definition der Form F nicht, dass unsere Neuinterpretation von Blacks Universum zwei Kugeln impliziere. Die Antinomie wäre aufgelöst. Oder man könnte solche konditional-modalen Definitionen ablehnen, dafür aber oben genannte Figuren wie Kugeloberflächen, Strecken etc. als *basale Begriffe* betrachten, also Begriffe, die sich nicht reduktiv definieren lassen und einer solchen Definition nicht bedürfen.¹⁶³

Sobald wir aber all diese Figuren als basale Begriffe zugelassen haben, ist der Sprung zur Form F ein Leichtes. Denn sie lässt sich anhand dieser basalen Be-

¹⁶³ Sollte man weder eine konditionale Definition solch einfacher Körper zulassen noch sie als basal ansehen wollen, böte sich noch immer die Möglichkeit an, sie anhand einer Zusammensetzung asymmetrischer Körper zu definieren (wie solch eine Definition anhand einer Zusammensetzung funktioniert, wird in den nächsten drei Absätzen erläutert).

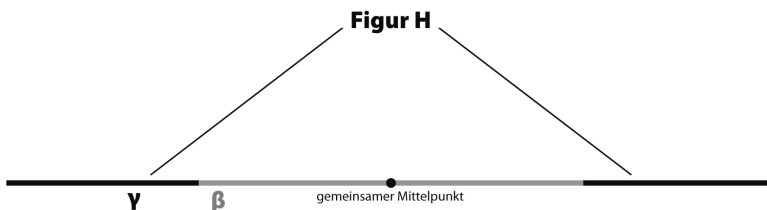


Abbildung 3: Die Figur H

griffe definieren, ohne dass in der Definition *zwei* Kugeln vorkommen. F ist dann der Körper, der sich aus einer Menge von Körpern N ergibt. Die Menge N stellt eine Zusammenstellung unendlich vieler, eindeutig unterscheidbarer Quader dar.

Erläutern wir das Vorgehen bei solch einer Definition zuerst einmal anhand von zwei Strecken β und γ . γ ist länger als β . Beide Strecken liegen aufeinander und haben den gleichen Mittelpunkt. Nun lässt sich eine (parasymmetrische) geometrische Figur H als der Teil der Strecke γ definieren, auf dem β nicht liegt (siehe Abbildung 3). Somit haben wir eine parasymmetrische Figur, die sich in einer asymmetrischen Welt als von zwei Strecken konstituiert beschreiben lässt.

Auf gleichem Wege können wir die von uns gesuchte geometrische Figur F definieren. Wir benötigen zwei Quader unterschiedlicher Größe, deren Mittelpunkte wir übereinanderlegen (siehe Abbildung 4; zur Vereinfachung dort mit Rechtecken dargestellt). Die Figur, die wir durch den Ausschnitt des kleineren Quaders erhalten, nennen wir $Ft1$. Diese Operation wiederholen wir mit weiteren Quadern, sodass wir $Ft2$, $Ft3$ etc. erhalten (siehe ebenfalls Abbildung 4). Die Figur F lässt sich nun als die Summe des Raumes einer unendlichen Anzahl von Körpern des Typs Ft definieren.

Damit wäre die parasymmetrische Figur F definiert, ohne auf zwei Kugeln als Konstituenten zurückgreifen zu müssen und ohne sich konditional auf Instantiierungen in möglichen Welten zu beziehen. Wiederum wäre die Antinomie aufgehoben.

iii) Kontinuität und Konstitution

Prima facie unterscheidet sich der parasymmetrische Körper F in einem Punkt eklatant von einer Kugel: Er ist scheinbar kein kontinuierlich zusammenhängender Körper. So befindet sich in unserem Beispieluniversum, das dem von Blacks Zweikugelwelt zum Verwechseln ähnlich sieht, innerhalb des parasymmetrischen Metallgegenstands der Form F eine Leere. Es handelt sich scheinbar um einen sogenannten „verstreuten Gegenstand“¹⁶⁴. Es stellt sich die Frage, ob parasymmetrische Gegenstände verstreute Gegenstände sein können. Oder präziser: Setzt Verstreut-Sein nicht notwendigerweise Konstitution voraus?

164 Cf. CARTWRIGHT, *Scattered Objects*.

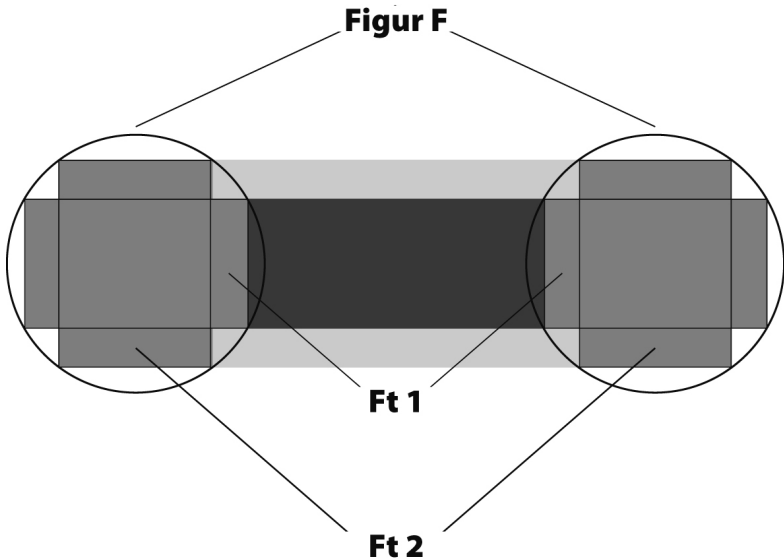


Abbildung 4: Die Figur F

Katherine Hawley versucht den Zusammenhang zwischen Verstreut-Sein und Konstitution anhand eines Gedankenexperiments zu belegen:

Suppose we have two distinct regions, each containing one of two almost-indiscernible distinct objects [...]. It follows both from [this position] that neither of these regions would have contained an entire object, if either had been marginally different in a way which ensured the indiscernibility of their occupants. Advocates of the summing defense might retreat to arguing that there is only a single, scattered object even in the world which appears to contain two almost-indiscernible objects, but this looks like the beginning of the road to ontological monism.¹⁶⁵

Entgegen Hawleys Annahme ist der Schritt in den ontologischen Monismus nicht notwendig. Hawleys Gedankenexperiment geht nämlich von einem Raum-begriff aus, den wir bereits oben zurückgewiesen haben.¹⁶⁶

Hawley spricht davon, dass sobald die *beiden* fast ununterscheidbaren Gegenstände durch *einen* parasymmetrischen, nicht kontinuierlichen Gegenstand ersetzt wurden, die beiden Gebiete plötzlich keinen ganzen Gegenstand mehr enthielten. Dies wäre in der Tat ein Problem. Zwar scheint es auf den ersten Blick möglich, dass ein Gebiet einen Gegenstand nicht zur Gänze enthält. Beispielsweise konnte das Gebiet „Staatsgebiet der DDR“ den Gegenstand „Berlin“ in

¹⁶⁵ Cf. HAWLEY, *Identity and Indiscernibles*, 113.

¹⁶⁶ Cf. Seite 45 dieser Arbeit.

der Vergangenheit nicht zur Gänze enthalten (da die Westhälfte der Stadt sich auf anderem Staatsgebiet befand). Allerdings enthielt das Staatsgebiet der DDR zumindest einen *Teil* Berlins zur Gänze (eben Ostberlin). Wenn sich ein Gegenstand also nur zum Teil in einem Gebiet befindet, so befindet sich zumindest einer der ihn konstituierenden Gegenstände *zur Gänze* in dem Gebiet.

Hawley übersieht dennoch, dass sich der nicht-kontinuierliche, parasymmetrische Gegenstand nicht über *zwei* Gebiete erstreckt. Vielmehr handelt es sich bei den vermeintlichen zwei Gebieten ebenfalls um *ein* nicht-kontinuierliches, parasymmetrisches Gebiet. Hawleys Argumentation macht von der mehrfach innerhalb dieser Arbeit angesprochenen Raumkonzeption Gebrauch: Sie muss davon ausgehen, dass es so etwas wie *Gebiete an sich* gibt, dass für Gebiete also nicht ihre Relation zu Gegenständen wesentlich sei. Damit wäre die Antinomie aber wieder zur Gänze hergestellt: Wir hätten zwei grundlos verschiedene Gebiete.

Mit der Zurückweisung von Hawleys Argument ist jedoch die Frage nicht beantwortet, ob verstreute Gegenstände nicht notwendigerweise Konstituenten haben. Der Gegenstand der Form *F* ist scheinbar nicht kontinuierlich. Er scheint durch einen leeren Zwischenraum geteilt zu sein. Wenn wir behaupten, dass der Gegenstand der Form *F* keine symmetrischen Konstituenten hat, behaupten wir dann nicht etwas völlig Absurdes: nämlich dass etwas *geteilt* sein kann, ohne *Teile* zu haben?

So beschrieben, wäre unsere Position in der Tat absurd. Doch wie zuvor bei der Rede von „einer Zweikugel“ ist es auch hier das verwendete Vokabular, das die Absurdität erzeugt. Wenn wir von „verstreuten Gegenständen“, „nicht kontinuierlich“, „geteilt“ oder „Zwischenräumen“ sprechen, haben wir von vornherein Konstituenten impliziert. Dann ist es in der Tat nicht möglich, auf diesem Wege die Antinomie des Ununterscheidbaren zu lösen. Wir müssen also auf die Rede von einem Zwischenraum im Gegenstand der Form *F* verzichten. Solch ein Verzicht versetzt uns jedoch in eine Bringschuld. Denn es besteht ein offensichtlicher Unterschied zwischen Gegenständen der Form *F* und anderen Gegenständen wie einer Kugel, einem Würfel oder einer Pyramide. Wie wollen wir diesen Unterschied beschreiben, wenn nicht durch einen leeren Zwischenraum? Zudem: Es ist doch etwas in der Mitte des Gegenstandes der Form *F*, das keine Materie ist. Und wenn alles ein Gegenstand ist, worauf wir uns beziehen können: Was ist dies für ein Gegenstand?

Die Antwort auf diese Fragen verläuft analog zur Antwort auf die Frage, wie wir den einen Gegenstand in einer vermeintlichen Zweikugelmwelt beschreiben können: vermittelt eines konditionalen Rückgriffs auf eine asymmetrische Welt. In unserer Beispielwelt ist nicht nur die parasymmetrische Figur *F* instantiiert, sondern auch, was wir als eine *Paraintersektion* bezeichnen können:

Paraintersektion: Eine *Paraintersektion* ist genau die geometrische Form, die in asymmetrischen Welten von einem Zwischenraum zwischen Gegenständen instantiiert wird.

Und wiederum können wir (sollte eine solche konditional-modale Definition unzulässig sein) die *Paraintersektion* unserer Beispielwelt auch anderweitig definieren – ohne Zuflucht zu Begriffen wie „geteilt“, „zwischen“ etc. suchen zu müssen: Die *Paraintersektion P* der parasymmetrischen Figur *F* ist die Summe

des Raumes all der kleineren Quader¹⁶⁷, verringert um den Raum, der Teil der Form *F* ist.

Die Form *F* lässt sich nun von Kugeln, Würfeln oder Pyramiden unterscheiden; und zwar nicht, indem man vom Begriff des „verstreuten Gegenstandes“ Gebrauch macht, sondern indem man ihn als einen parasymmetrischen Gegenstand bezeichnet, der eine Paraintersektion bildet.

Damit ist eine eindeutige Bezugnahme und eine vollständige Beschreibung der vermeintlichen Zweikugelwelt möglich, ohne von (symmetrischen) Konstituenten selbst zu reden oder auf Vokabular zurückgreifen zu müssen, das mittelbar (symmetrische) Konstituenten impliziert. Die Antinomie des Ununterscheidbaren ist aufgehoben.¹⁶⁸

f. Intuitionen, Parasymmetrie und Parapsychologie

Um es frei heraus zu sagen: Für unsere Intuitionen ist die Rede von parasymmetrischen Gegenständen und Paraintersektionen unnatürlich. Die intuitive Beschreibung wäre eine, die auf *zwei* Kugeln und einen *Zwischenraum* zurückgriffe. All die neu eingeführten Begriffe wie Parasymmetrie riechen zu sehr nach Parapsychologie.

Dass unsere Intuitionen sich eher der Rede von Kugeln und unterbrochener Kontinuität verpflichtet fühlen, lässt sich jedoch erklären: Wir neigen dazu, eine subjektive Perspektive auf eine vermeintliche Zweikugelwelt einzunehmen. Denn jedes räumliche Bild, das wir uns von der Zweikugelwelt vorstellen können, besitzt notgedrungen solch eine Perspektive.¹⁶⁹ Und wie sich zeigte, bedeutet eine subjektive Perspektive automatisch, dass die mögliche Welt ihren problematischen Charakter verliert. Wir haben dann zwei unterscheidbare Kugeln und damit zusammenhängend einen Zwischenraum. Dass wir geneigt sind, uns und somit ein Koordinatensystem in eine mögliche Welt zu projizieren, führt zu eben jenen Intuitionen, die uns Paraintersektionen und Parasymmetrie wie Parapsychologie erscheinen lassen. Schon Black hat den Drang, sich selbst in das vermeintliche Zweikugeluniversum zu versetzen, in seinem Dialog anhand der Person *A* treffend nachgezeichnet.¹⁷⁰ Aber solch eine Projektion ist aufgrund des Wesens der Welt explizit unzulässig. Daher dürfen wir in diesem Fall unseren Intuitionen nicht trauen.

g. Folgerungen für den Begriff des Gegenstandes

Unsere Lösung für die Antinomie des Ununterscheidbaren ist nicht ohne Folgen für den Begriff des Gegenstandes. Zuerst spricht diese Lösung dafür, dass das Wesen eines Gegenstandes von seinen extrinsischen Eigenschaften abhängen kann. Das heißt, wir müssen einen Gegenstand immer in seiner Umwelt betrachten, um zu erfahren, *was* er ist. Wir können einen Gegenstand nicht einfach in

¹⁶⁷ Cf. Seite 58f. dieser Arbeit.

¹⁶⁸ Allerdings stellt sich die Frage, ob sich eine ähnliche Lösung auch für temporale Problemwelten in Anschlag bringen lässt. Im § 11 werden wir sehen, dass dies nicht notwendig ist, da temporale Problemwelten keine mögliche Welten sind.

¹⁶⁹ Cf. ROSENBERG, *On A Certain Antinomy*, 372.

¹⁷⁰ Cf. bspw. BLACK, *Identity of Indiscernibles*, 156f. [90f.].

eine leere Welt versetzen. Die Konstituenten symmetrischer Gegenstände „überleben“ dies nicht. Was in der leeren Welt von den Konstituenten übrig bleibt, ist ein parasymmetrischer Gegenstand. Dies widerlegt bestimmte materialistische Intuitionen: nämlich die, dass sich Gegenstände auf ihre intrinsischen Materialeigenschaften reduzieren lassen.¹⁷¹ Ein Stuhl kann mehr sein, als seine Bauform, seine Holzart und die Struktur des Holzes, ein Berg mehr als die Summe seines Gesteins und dessen Anordnung.

Die tiefstgreifenden Konsequenzen ergeben sich allerdings aus einem Merkmal von Gegenständen, das wir für die Auflösung der Antinomie in Anschlag bringen mussten: Es ist für Gegenstände notwendig, dass wir uns auf sie beziehen können. Dieses Merkmal lässt sich auf verschiedene Weisen verstehen. Es kann auf der einen Seite *symptomatisch* verstanden werden. Das Wesen von Gegenständlichkeit ist so beschaffen, dass wir uns, quasi als Nebeneffekt, auf alle Gegenstände beziehen können. Es ist jedoch auch eine deutlich stärkere Interpretation möglich: Gegenständlichkeit und Bezugnahme bildeten ein holistisches Begriffskluster und ließen sich ebenso wenig voneinander trennen wie die Begriffe „Eltern“ und „Kind“. ¹⁷² So verstanden, handelt es sich um eine idealistische These. Es wird sich später jedoch zeigen, dass es gute Gründe dafür gibt, Gegenstände nicht mit unserer Bezugnahme zusammenfallen zu lassen.¹⁷³

Eine Alternative, die lediglich einen symptomatischen Zusammenhang von Gegenständlichkeit und Bezugnahme impliziert, sind *Tatsachen*. Der Sachverhalt, dass alles ein Gegenstand ist, worauf wir uns beziehen können, entspricht dem Sachverhalt, dass alles ein Gegenstand ist, was durch eine Tatsache bestimmt wird. Wie wir uns auf den Mittelpunkt einer Kugel beziehen können, so kann er auch durch eine Tatsache festgelegt werden (beispielsweise die Tatsache, dass diese oder jene Kugel einen Mittelpunkt hat). Dass wir aber mit unseren Aussagen Tatsachen ausdrücken, erklärt den symptomatischen Zusammenhang zwischen Bezugnahme und Gegenständlichkeit. Wir geben Tatsachen wieder, indem wir Gegenständen in wahren Aussagesätzen Eigenschaften zuschreiben.

Diese Erklärung setzt aber eine ontologisch verbindliche Rede von Tatsachen voraus, die noch zu erweisen ist. Unsere Lösung der Antinomie des Ununterscheidbaren verlangt daher, dass wir noch eingehend auf die Begriffe „Tatsache“ und „Gegenstand“ eingehen. Diese Bringschuld wird im dritten Teil dieser Arbeit zu begleichen sein.

Damit ist die Abhandlung der Antinomie des Ununterscheidbaren abgeschlossen. Mit ihrer Auflösung ist einer Theorie der reinen Einzeldingen das letzte, verbleibende Argument abhanden gekommen. Diachrone Identität darf also Eigenschaften nicht vollständig ignorieren. Heißt dies im Umkehrschluss, dass alles Eigenschaften für diachrone Identität relevant sind?

171 Dies heißt allerdings nicht, dass jede Form des Materialismus widerlegt sei. Man kann noch immer die Ansicht vertreten, dass nur das ein Einzelding sein kann, was aus Materie besteht. Weiter unten werden wir selbst für ein Primat der materiellen Einzeldinge eintreten (cf. § 39a dieser Arbeit).

172 Für den Ursprung des Beispiels cf. WILLASCHEK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 215-217.

173 Cf. § 23 dieser Arbeit.

§ 10. Diachroner Hyperessenzialismus: Was besagt die Ununterscheidbarkeit des Identischen?

Im Alltag gehen wir davon aus, dass ein Gegenstand über die Zeit hinweg derselbe bleibt, obwohl er zu unterschiedlichen Zeitpunkten nicht über dieselben Eigenschaften verfügt. Ich kann die Frage bejahen, ob ich dieselbe Hose wie letzte Woche trage, obwohl die Hose inzwischen die Eigenschaft gewonnen hat, frisch gewaschen worden zu sein.

In diesem Paragraphen, soll die These zurückgewiesen werden, dass das Waschen der Hose – oder ganz allgemein gesprochen – jede noch so kleine Änderung der Eigenschaften eines Einzeldings zu einem Bruch der diachronen Identität führt. Diese zurückzuweisende These soll im Folgenden als *diachroner Hyperessenzialismus*¹⁷⁴ bezeichnet werden. Die These, die in dieser Arbeit dagegen vertreten werden soll, lautet, dass ein Einzelding sich „als Ganzes durch die Zeit bewegt“ und dabei Eigenschaften gewinnt und verliert. Neben dieser These und dem diachronen Hyperessenzialismus gibt es allerdings noch zwei konkurrierende Positionen: den Relationismus und den Perdurantismus. Beide lehnen zwar auch ab, dass das Waschen der Hose dazu führe, dass es nicht mehr ein und dieselbe Hose ist, gehen aber auch davon aus, dass sich die Hose als Ganzes durch die Zeit bewegt. Mit ihnen werden wir uns erst im nächsten Paragraphen auseinandersetzen.

Die Position des diachronen Hyperessenzialismus besagt also:

Diachroner Hyperessenzialismus: Wenn zu zwei verschiedenen Zeitpunkten zwei Einzeldinge nicht über dieselben Eigenschaften verfügen, so sind sie numerisch nicht identisch.

Der diachrone Hyperessenzialismus scheint¹⁷⁵ zuerst einmal Ausdruck des anerkannten logischen Prinzips der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu sein: Was identisch ist, hat dieselben Eigenschaften. Eine Zurückweisung des diachronen Hyperessenzialismus wirft daher die Frage auf, welchen Stellenwert dieses logische Prinzip hat. Am Ende dieses Paragraphen sowie im darauf folgenden wird auf diese Frage zurückzukommen sein.

Auf das Rätsel um Theseus' Schiff übertragen, äußert sich der diachrone Hyperessenzialismus in der Ansicht, dass keines der beiden Schiffe mit dem ursprünglichen Schiff identisch sei. Der kleinste qualitative Unterschied, die geringste Veränderung führe zu einem Bruch der Identität. Da im renovierten Schiff andere Planken und im wieder zusammengesetzten die alten Planken abgenutzt sind, könnten beide nicht mit dem ursprünglichen Schiff identisch sein. Unsere alltägliche Redeweise, dass wir dieselbe Hose wie letzte Woche tragen, wäre demnach strikt genommen falsch.

174 Die Bezeichnung „Hyperessenzialismus“ wurde aus MACKIE und JAGO, *Transworld Identity*, Kap. 4.4 übernommen, wurde dort aber im Kontext für Identität über mögliche Welten, nicht über die Zeit hinweg geprägt. Mehr zur Übertragung der modalen Position des Essenzialismus auf *diachrone* Fragestellungen cf. § 12.

175 Dieser Anschein ist berechtigt, vorausgesetzt man lehnt, wie im nächsten Paragraphen beabsichtigt, sowohl die Theorien von Perdurantismus und Relationalismus ab.

Unsere Intuitionen scheinen bei dieser Vorstellung von Identität zu rebellieren. Identität scheint uns nicht so strikt zu sein. Doch wo genau liegt das Problem? Was verlieren wir, wenn wir einem Hyperessenzialismus folgen? Genau genommen gewinnen wir zuerst einmal etwas: nämlich Einzeldinge. Aber davon viel zu viele. Das ursprüngliche Schiff ist ein eigenes Einzelding, das renovierte und auch das wieder zusammengesetzte. Und noch mehr: Jedes Zwischenstadium zwischen ursprünglichem und renoviertem Schiff, wenn Theseus wieder einmal die Werft aufgesucht hat, ist ebenfalls ein eigenes Einzelding. Denn es hat Eigenschaften, die keines der anderen Schiffe hat. Das lässt sich beliebig fortführen: Nicht nur jeder Werftbesuch „erzeugt“ ein neues Schiff, sondern schon der geringste Unterschied an Eigenschaften (beispielsweise weil sich das Schiff auch nur um Haaresbreite an anderer Stelle im Meer befindet) bedeutet wiederum ein eigenes Einzelding.¹⁷⁶

Doch wir gewinnen nicht nur ein eine unüberschaubare Vielzahl an Einzeldingen, wir verlieren auch etwas, nämlich die Möglichkeit der Veränderung. Wenn jeder Unterschied ein eigenes Einzelding bedeutet, ist es nicht mehr möglich, dass sich Einzeldinge *verändern*. Das Schiff des Theseus altert nicht und erhält keine Macken. Vielmehr hat das Einzelding „*Schiff des Theseus vor dem Werftbesuch*“ eine Macke und das Einzelding „*Schiff des Theseus nach dem Werftbesuch*“ hat keine Macke. Es verändern sich dieser Vorstellung zufolge beim Übergang von dem Zeitpunkt vor dem Werftbesuch zum Zeitpunkt nach dem Werftbesuch nicht Einzeldinge, sondern lediglich die Wirklichkeit als Ganzes. *Alle* Einzeldinge, die es zum Zeitpunkt zuvor gab, sind „verschwunden“, und ein völlig neuer Satz von Einzeldingen ist „aufgetaucht“. Solch ein Bild der Realität hätte die weitreichende Folge, dass all die Sätze unserer Alltagssprache falsch wären, in denen wir von der Veränderung von Einzeldingen reden.

Hier ließe sich einwenden, der Schluss auf die Falschheit von Veränderungsaussagen sei zu stark: Was wir als Veränderung von Einzeldingen beschrieben, ließe sich in die (geringfügige) Verschiedenheit von zeitlich aufeinanderfolgenden Einzeldingen umformulieren. Die Bedeutung von Veränderungssätzen sei schlicht gleich der von Sätzen des Typs „Einzelding *a* des Zeitpunkts *t*1 ist mit Einzelding *b* des Zeitpunkts *t*2 bezüglich der Eigenschaft ϕ verschieden“. Doch enthält diese Umformulierung wirklich alle Informationen einer Veränderungsaussage?

Angenommen jedem Veränderungssatz ließe sich eine Aussage über Verschiedenheit zweier Einzelgegenstände zuordnen, *weil sie gleichbedeutend* seien. Dann wären wir auch zum umgekehrten Vorgehen gezwungen: Jeder Verschiedenheit zweier Einzelgegenstände von aufeinanderfolgenden Zeitpunkten müsste sich ein Veränderungssatz zuordnen lassen, bei dem ein Einzelding eine Eigenschaft ändert. Dies ist aber nicht möglich. Verdeutlichen wir dies an folgendem Fall:

- (a) Der Einzelgegenstand „*Schiff des Theseus vor Werftbesuch*“ ist vom Einzelgegenstand „*Schiff des Minos nach Theseus' Werftbesuch*“ im Bezug auf die Anzahl seiner Ruder, seine Größe, seine

¹⁷⁶ Dass dies allerdings nicht notwendigerweise einen Verstoß gegen das Prinzip ontologischer Sparsamkeit darstellt, werden wir später noch sehen (cf. § 27 dieser Arbeit).

Farbe etc. verschieden (aber beispielsweise bezogen auf die Eigenschaft, eine Schiff zu sein, gleich).

Welcher natürlichsprachliche Veränderungssatz soll mit dieser Verschiedenheit bedeutungsgleich sein? Sicherlich nicht der Veränderungssatz:

- (b) Das Schiff des Theseus ändert während des Werftbesuchs die Anzahl seiner Ruder, seine Größe und seine Farbe, bleibt aber weiterhin ein Schiff.

Denn dieser Veränderungssatz kann falsch sein, während der Verschiedenheitssatz wahr sein kann (und umgekehrt). Damit kann ein Satz über Verschiedenheit nicht gleichbedeutend mit einem Veränderungssatz sein. Es lässt sich überhaupt kein natürlichsprachlicher Veränderungssatz finden, der die gleichen Wahrheitsbedingungen wie der Verschiedenheitssatz hat. Wenn wir also Paare von Veränderungs- und Verschiedenheitssätze bilden wollen, funktioniert dies immer *nur* dann, wenn wir den Veränderungssatz als Ausgangspunkt nehmen (und nicht den Verschiedenheitssatz): Ein klares Anzeichen dafür, dass der Veränderungssatz der informationsreichere ist.¹⁷⁷

Damit lassen sich die angekündigten fatalen Folgen für unsere Alltagssprache aufzeigen: Wenn Aussagen über Verschiedenheit *alles* sind, was es Wahres über Veränderung zu sagen gibt, Veränderungssätze aber *mehr* aussagen, so sind sie notwendigerweise *alle* falsch. Die alternativen Lösungsvorschläge für das Rätsel um Theseus' Schiff sollten es damit nicht schwer haben, dem Hyperessenzialismus überlegen zu sein.

Doch dessen Probleme enden nicht damit, dass er einen Veränderungsskeptizismus zufolge hat. Dieser Einwand setzt voraus, dass andere Identitätskonzeptionen vergleichbare Probleme nicht aufweisen und ist daher nur bezogen auf alternative Theorien schlagend. Aber auch intrinsisch ist der Hyperessenzialismus abzulehnen, da er eine tiefe Erklärungslücke klaffen lässt.

Angenommen zum Zeitpunkt *t*₁ befindet sich ein Schiff an einer bestimmten Stelle auf See und einen Herzschlag später zu *t*₂ treibt ein qualitativ fast identi-

¹⁷⁷ Ein vermeintlicher Einwand gegen diese Schlussfolgerung wäre, dass man nicht beliebige Verschiedenheitssätze als Übersetzung von Veränderungssätzen heranziehen dürfte. Vielmehr seien nur solche Verschiedenheitssätze relevant, deren Einzeldinge einander *ähnlicher* seien als die anderer Verschiedenheitssätze. Dass es sich in unserem Beispiel um ein Schiff des Minos handelt und nicht um ein Schiff des Theseus ist ein zu großer Unterschied, um eine Veränderungsaussage zu rechtfertigen. Der Gedanke hinter diesem Einwand ist, dass es so etwas wie einen *weiche*ren Identitätsbegriff gebe. Demnach wären diejenigen Einzeldinge unterschiedlicher Zeitpunkte miteinander identisch, welche sich am stärksten ähneln (ein vergleichbare Identitätstheorie hat David Lewis für die Identität zwischen möglichen Welten vertreten; cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, Kap. 4). Eine solche Theorie zöge jedoch mehr Fragen nach sich, als sie beantwortete: Wie bestimmt man, welche Einzeldinge sich am meisten ähneln? Ist Ähnlichkeit des Geruchs wichtiger als die der Farbe, oder umgekehrt? Und selbst wenn zwei Einzeldinge sich am meisten von allen ähneln, kann die Ähnlichkeitsbeziehung dennoch so schwach sein, um nicht mehr eine Veränderungsaussage zu rechtfertigen? Letztlich: Was wenn ein Einzelding zu späteren Zeitpunkten *zwei* numerisch verschiedene, aber *gleich ähnliche* Gegenstücke aufweist?

sches Schiff eine Haaresbreite daneben, während sich am ursprünglichen Ort kein Schiff mehr befindet: Wie können wir das erklären?¹⁷⁸ Warum gibt es überhaupt sowohl zu t_1 als auch zu t_2 je ein Schiff? Und warum in unmittelbarer Nähe? Wenn die gesamte Welt beim Übergang von einem Zeitpunkt zum nächsten ihre Einzeldinge gegen neue austauscht, warum ähnelt sich die Welt zu beiden Zeitpunkten so sehr? Wenn man den diachronen Hyperessenzialismus, hat man eine einfache Antwort parat: Weil es *dieselben* Einzeldinge sind. Es gibt auf der See einen Herzschlag später aus dem einfachen Grund auch ein Schiff, weil es *dasselbe* Schiff ist. Dieser Erklärungsweg steht dem Hyperessenzialisten jedoch nicht offen.¹⁷⁹ Bildlich gesprochen könnte man sein Modell der Welt mit einem Daumenkino vergleichen. Auf jedem Blatt befinden sich neue Zeichnungen. Ihm stellt sich jedoch das Rätsel, warum auf jedem neuen Blatt die fast gleiche Anzahl fast qualitativ identischer Gegenstände zu finden ist. Beim Daumenkino ist die Erklärung leicht: Weil es der Zeichner so gezeichnet hat, damit die Illusion einer kontinuierlichen Veränderung entsteht. Aber wer ist der Zeichner unserer Welt? Und warum wollte er eine Illusion kontinuierlicher Veränderung erzeugen? Eine tiefe Erklärungslücke klafft.

Der diachrone Hyperessenzialismus ist folglich abzulehnen. Er hat sich gleich aus mehreren Gründen als hinfällig erwiesen: Er führt zu einem Veränderungsskeptizismus und er ist theoretisch unbefriedigend. Welche Schlussfolgerungen hat dies für das logische Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen? Seine Gültigkeit bleibt in jedem Falle für synchrone Identitätsfragen unangetastet, für diachrone ist sie jedoch zweifelhaft. Um diese Frage zu beantworten müssen wir uns zuerst mit den Identitätskriterien der Zeit selbst (und nicht nur der Gegenstände in ihr) beschäftigen und dabei zwei Konkurrenten sowohl zum diachronen Hyperessenzialismus als auch zur in dieser Arbeit noch zu entwickelnden Position zurückweisen, die versuchen die uneingeschränkte Gültigkeit des Prinzips der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu bekräftigen.

§ 11. Inhaltlicher Exkurs II: Die Asymmetrie von Raum und Zeit

Die bisherigen Überlegungen gingen stillschweigend davon aus, dass Eigenschaften so zu verstehen sind, dass Einzeldinge sie zu Zeitpunkten besitzen können. Dies hört sich zuerst einmal nach einer trivialen Position an. Es scheint schwer vorstellbar, wie es überhaupt anders sein soll.

Die gegensätzliche Position lautet, dass Einzeldinge ganz zeitlos über Eigenschaften verfügen, diese Eigenschaften aber einen *zeitlichen Bezug* haben. Was ist mit einem solchen zeitlichen Bezug gemeint? In der natürlichen Sprache lassen sich leicht Beispiele konstruieren, wo ein solche zeitlicher Bezug einleuch-

¹⁷⁸ Genau genommen dürfte man nicht einmal sagen, dass sich das zweite Schiff zu t_2 „daneben“ befinde, da dies impliziert, dass es noch dasselbe Meer sei, was dem Hyperessenzialismus zufolge aber eine unzulässige Redeweise wäre.

¹⁷⁹ Der Hyperessenzialist könnte versucht sein, als Erklärung anzugeben, dass sich ein Schiff an einem Ort befinden müsse, da zuvor eine *Kraft* auf ein Schiff an einem benachbarten Ort wirkte. Allerdings setzt die Rede von Kräften voraus, was für den Hyperessenzialismus abzulehnen ist: Aussagen über Kräfte sind *Veränderungssätze*. Sie benötigen daher persistierende Einzeldinge, um die Kraft zu beschreiben.

tend erscheint: Wir können sagen, dass ein Schiff die Eigenschaft hat, *zu einem bestimmten Zeitpunkt* gefertigt worden zu sein. Wir wollen solche Eigenschaften mit zeitlichen Verweisen ganz allgemein *temporale Eigenschaften* nennen:

Temporale Eigenschaften: Temporale Eigenschaften sind Eigenschaften von Einzeldingen, die auf bestimmte Zeitpunkte oder Ereignisse verweisen.

So definiert dürfen temporale Eigenschaften nicht mit Eigenschaften verwechselt werden, die notwendigerweise eine zeitliche Dauer haben – wie die Eigenschaft „zur See zu fahren“ oder „zu laufen“. Solche Ereignisseigenschaften haben zwar eine zeitliche Ausdehnung, verweisen aber nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt oder -raum. Sie setzen nicht Zeitpunkte oder -räume als Einzeldinge voraus.

Die oben erwähnte Gegenposition zum diachronen Hyperessenzialismus besagt nun, dass Eigenschaften generell temporale Eigenschaften sind. Im nächsten Abschnitt sollen diese These und ihre möglichen Gegenspieler noch genauer herausgearbeitet werden. Im Abschnitt *b* wird sie dann anhand einer Asymmetrie von Raum und Zeit zurückzuweisen sein. Die gewonnenen Erkenntnisse sollen dann im Abschnitt *c* anhand der Behandlung temporaler Problemwelten illustriert werden. In Abschnitt *d* gilt es schließlich, den ontologischen Status von Zeitabschnitten zu diskutieren und die Konsequenzen für das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu erläutern.

a. Die Logik der Zeit: Zeitpunkte als Argumente von Prädikaten?

Weshalb sollte man an einem ontologischen Verständnis temporaler Eigenschaften zweifeln? Der Grund dafür liegt in einem bestimmten Verständnis von Zeit und Einzeldingen, einem Verständnis, das uns durchaus natürlich erscheint: Nach diesem Verständnis bewegt sich ein Einzelding durch die Zeit und während es dies tut, gewinnt es manche Eigenschaften und verliert andere. So mag das Schiff des Theseus, während es sich durch die Zeit bewegt, die Eigenschaft gewinnen, leck zu sein. Und auf seiner Reise durch die Zeit mag es diese Eigenschaft nach einem Werftbesuch auch wieder verloren haben. Wenn wir aber temporale Eigenschaften zulassen, müssen wir stattdessen sagen, dass das Schiff die Eigenschaft hat, vor dem Werftbesuch leck zu sein. Der natürlichsprachliche Satz:

(a) Das Schiff des Theseus war vor dem Werftbesuch leck

hat somit zwei verschiedene logische Interpretationen:

(a1) Vor dem Werftbesuch hatte das Schiff des Theseus die Eigenschaft, leck zu sein

(a2) Das Schiff des Theseus hat die Eigenschaft, vor dem Werftbesuch leck gewesen zu sein.

Besonders deutlich wird der Unterschied zwischen beiden Sätzen, wenn wir sie formalisieren:¹⁸⁰

(a1-formal) t: Fa

180 t=Zeitpunkt des Werftbesuchs; F: „...ist leck“; a=Schiff des Theseus.

(a2-formal) Fat

Im ersten Fall muss die klassische Prädikatenlogik um einen zeitlichen Rahmen (hier als „t:“ dargestellt) erweitert werden. Unter Verwendung eines solchen Rahmens enthalten die logischen Eigenschaften (die Prädikate) keinen Verweis auf Zeitpunkte.

Vor der Verwendung der von Arthur Prior entwickelten „Tense Logic“ war jedoch eine Notation ähnlich der zweiten Formalisierung üblich.¹⁸¹ Dort wird der Zeitpunkt (oder Zeitraum) zu *einem Einzelding* reifiziert. Die logischen Eigenschaften werden als mehrstellige Prädikate interpretiert, bei denen ein Argument eines Prädikats von einem Zeitpunkt gefüllt wird. Der Zeitpunkt ist demnach als Einzelding zu verstehen. Auch diese zweite Interpretation ist nicht ohne Folgen für die klassische Prädikatenlogik: Fast alle Formalisierungen natürlichsprachlicher Eigenschaften müssten in Form mehrstelliger Prädikate geschehen. Es gäbe in unserer Welt (fast) keine nicht-relationalen Eigenschaften mehr. Die Prädikate „... ist rot“, „... ist ausgedehnt“ etc. wären in fast allen Fällen verkürzt für „... ist rot zum Zeitpunkt ...“, „... ist ausgedehnt zum Zeitpunkt ...“ etc. Die vermeintlich nicht-relationalen Prädikate wären durch ein zusätzliches Zeitargument zu relationalen Prädikaten zu erweitern. In dieser Interpretation sind temporale Eigenschaften grundlegende logische Eigenschaften. Im Folgenden soll diese Position als Relationalismus bezeichnet werden:

Relationalismus: Prädikate sind generell mehrstellig. Eine dieser Stellen wird durch einen Zeitpunkt gesättigt.

Bildlich gesprochen besagt der Relationalismus, dass die Zeit kein Fluss sei, in dem Einzeldinge und ihre Eigenschaften treiben. Vielmehr wären die Zeitpunkte Einzeldinge wie all die anderen Einzeldinge auch. All diese Einzeldinge könnte man sich als die Knotenpunkte in einem komplizierten Netz vorstellen, wobei die sie verbindenden Fäden die Eigenschaften wären.

Auch wenn die Fluss-Interpretation unseren Intuitionen eher angemessen zu sein scheint als der Relationalismus, so finden sich jedoch ebenso Beispiele für letzteren, etwa bei Geburtsangaben. Wenn wir die Aussage treffen, eine Person sei dann und dann geboren, scheinen wir zu behaupten, ein bestimmter Mensch habe die Eigenschaft, an einem bestimmten Tag geboren worden zu sein. Intuitiv scheinen wir nicht zu meinen, dass er an dem bestimmten Tag die Eigenschaft hatte, geboren zu werden (und er diese am heutigen Tag nicht hat). Scheinbar legen wir uns darauf fest, dass er zu jedem Zeitpunkt die Eigenschaft hat, an diesem oder jenem Tage geboren worden zu sein.

Als Gegenposition zur von uns Relationalismus genannten Position führt David Lewis eine weitere Position an: die Theorie zeitlicher Teile.¹⁸² Ihr zufolge gleicht die Zeit dem Raume in einem entscheidenden Punkt: Einzeldinge, die in Raum und Zeit existierten, haben nicht nur räumliche, sondern auch *zeitliche Teile*. Verdeutlichen wir uns diese Position anhand einer Analogie: Der Rhein existiert in Deutschland, aber auch in der Schweiz und den Niederlanden. Und während er an seiner Quelle in den Schweizer Alpen die Eigenschaft hat, ein kleines Rinnsal zu sein, hat er an seiner Mündung in die Nordsee die Eigenschaft, ein

181 Cf. GALTON, *Temporal Logic*, Kap. 2.1.

182 Cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, 204.

breiter Strom zu sein. Wie ist dies möglich? Wie kann er in mehreren Ländern existieren und widersprüchliche Eigenschaften haben? Ein Rinnsal ist kein Strom. Die banale Antwort lautet, weil er *räumliche Teile* hat. Der Teil des Rheins an seiner Quelle hat die Eigenschaft, ein Rinnsal zu sein, der gesamte Fluss besitzt nicht diese Eigenschaft.¹⁸³

Diese Rede von Teilen lasse sich – so die These – auf die Zeit übertragen. So habe der Rhein die Eigenschaft, über 1300 Kilometer lang zu sein, und die Eigenschaft, kürzer als 1300 Kilometer zu sein. Die Aussöhnung dieser ebenfalls widersprüchlichen Eigenschaften vollzöge sich ganz analog zu den Eigenschaften, ein Strom und ein Rinnsal zu sein. Der Widerspruch werde dadurch aufgehoben, dass unterschiedliche Teile des Rheins diese Eigenschaften haben: Der *zeitliche Teil* des Rheins vor der Begradigung durch Tulla habe die Eigenschaft, über 1300 Kilometer lang zu sein, nicht dagegen der zeitliche Teil nach der Begradigung. Einzeldinge hätten demnach in jeder Epoche ihrer Existenz einen zeitlichen Teil, ebenso wie sie an jedem Ort ihrer Existenz, einen räumlichen Teil haben. Die Position, dass Einzeldinge wie Flüsse oder Berge, aber auch Menschen zeitliche Teile haben, nennt man *Perdurantismus*. Der Perdurantismus steht im Widerspruch sowohl zum Relationalismus als auch zur Position, die wir bisher mit der Metapher der Zeit als Fluss beschrieben haben. Diese letzte Position, nach der Einzeldinge zur Gänze zu einem Zeitpunkt existieren und bei ihrem Lauf durch die Zeit Eigenschaften verlieren und hinzugewinnen, heißt *Endurantismus*.

Mit Endurantismus, Perdurantismus und Relationalismus sind nun die drei Positionen gefunden, die für diese Arbeit von Belang ist. Im Folgenden soll dem Endurantismus das Wort geredet werden. Es wird gezeigt, dass die relationale Interpretation der Prädikate nicht haltbar ist. Doch im Gegensatz zum Perdurantismus geschieht dies, indem eine tiefgehende Asymmetrie von Zeit und Raum aufgezeigt wird.

b. Eine Asymmetrie zwischen Raum und Zeit: Unzulässige Implikationen des Zeitstrahls

Oberflächlich sind Raum und Zeit von einigen offensichtlichen Asymmetrien geprägt. Diese Asymmetrien lassen sich gut an einer alltäglichen Darstellung der Zeit ablesen:¹⁸⁴ dem Zeitstrahl. Durch die Figur des Strahls drücken wir die *Ein-dimensionalität* der Zeit aus. Den Raum begreifen wir dagegen als dreidimensional. Außerdem geben wir dem Strahl mit einem Pfeil eine *Ausrichtung*. Wir können uns nicht frei durch die Zeit bewegen. Es geht immer nur nach „vorne“. Der Raum hat im Gegenzug keine Ausrichtung. Im Gegensatz zur Zeit, können wir uns frei in ihm bewegen (insofern uns nicht Schwerkraft, materielle oder andersgeartete Hindernisse abhalten). Wir können vorwärts und wieder zurück, nach links und dann wieder nach rechts gehen. Was die Ausrichtung der Zeit angeht, hat Anton Friedrich Koch dafür argumentiert, dass sie eng mit der Handlungs-

183 Wir haben dieses Beispiel angelehnt an eines in WASSERMANN, *Material Constitution*, Kap. 3.

184 Neben den im Folgenden genannten Asymmetrien wäre noch die Asymmetrie der Determiniertheit der Zeit der Vollständigkeit halber zu nennen (auch wenn diese sich nicht am Zeitstrahl zeigt).

freiheit des Subjekts verbunden ist.¹⁸⁵ In einer Welt ohne Subjekte lasse sich diese Asymmetrie daher nicht ausmachen.

Die Asymmetrie, der hier nachgegangen werden soll, ist eine andere: die einseitige logische Abhängigkeit der Zeit vom Raum. Wie können wir feststellen, dass zwei Orte nicht identisch sind? Beispielsweise, weil sich zwei verschiedene, sich gegenseitig ausschließende Einzeldinge zeitgleich an diesem Orten befinden: An dem einen Ort ist ein Stuhl, an dem anderen ein Tisch. Also kann es nicht derselbe Ort sein. Tische und Stühle sind räumliche Gegenstände. Sind sind Körper und implizieren damit den räumlichen Begriff der Ausdehnung. Den Begriff des Raumes implizierende Eigenschaften sind hinreichend für die Verschiedenheit von Orten.

Wie können wir dagegen feststellen, dass zwei Zeitpunkte nicht identisch sind? Wenn wir wieder zum Beispiel des Rheins zurückkehren: Weshalb ist ein Zeitpunkt in der Existenz des Rheins vor der Begradigung durch Tulla nicht mit einem danach identisch? Weil der Rhein zu dem früheren Zeitpunkt *über 1300 Kilometer lang* war, zu dem späteren weniger. Wieder sind es *räumliche* Eigenschaften, welche für die Verschiedenheit hinreichend sind. Wie sich die Eigenschaften, ein Tisch und ein Stuhl zu sein, gegenseitig ausschließen, so auch die Eigenschaften länger und kürzer als 1300 Kilometer zu sein. Wir können daher als erstes Individuationsprinzip der Zeit festhalten:

Erstes Individuationsprinzip der Zeit (hinreichend): Wenn zu zwei Zeitpunkten räumliche Eigenschaften unterschiedlich instantiiert sind, handelt es sich nicht um dieselben Zeitpunkte.

In dieser Formulierung handelt es sich jedoch nur um ein *hinreichendes* Individuationsprinzip. Die spannende Frage ist, ob ein Unterschied an räumlichen Eigenschaften auch für die Verschiedenheit von Zeitpunkten *notwendig* ist. Stellen wir uns dafür kurz eine mögliche Welt vor, die frei von räumlichen Veränderungen ist, gleichsam einem Stilleben. Es gibt in dieser Welt keine ausgedehnten Gegenstände, die ihren Ort oder ihre anderen räumlichen Eigenschaften (beispielsweise ihre Form oder Farbe) ändern. Ist es sinnvoll, davon zu sprechen, dass es in dieser Welt verschiedene Zeitpunkte gibt? Grundlose Verschiedenheit von Zeitpunkten ist aus den gleichen Gründen abzulehnen, wie wir sie schon bei der Antinomie kennen gelernt haben. Sie wäre ein Mystizismus.¹⁸⁶

Die Verschiedenheit von Zeitpunkten muss sich anhand einer Verschiedenheit der instantiierten Eigenschaften ausmachen lassen. Aber welche Eigenschaften kommen dafür in Frage, ohne dass sie auf andere Dimensionen als die der Zeit verweisen? Die Zeit ist prinzipiell auf eine nicht-zeitliche Dimension angewiesen. Denn Zeit benötigt Veränderung und deren Kontinuität braucht eine wohlgeordnete Dimension neben der Zeit – den Raum oder ein Gegenstück zum Raum. Ansonsten gäbe es kein Ordnungsprinzip der Zeitpunkte. Die Zeit würde ihr Wesen als Dimension verlieren.

Damit können wir als zweites Individuationsprinzip der Zeit festhalten:

185 Cf. *Versuch über Wahrheit und Zeit*, Kap. II.3.

186 Cf. § 9 dieser Arbeit.

Zweites Individuationsprinzip der Zeit (schwach notwendig):
Zeit ohne räumliche (oder raumanaloge) Veränderung ist nicht möglich.

Bei diesem zweiten Individuationsprinzip handelt es sich jedoch nicht um das starke Gegenstück zum ersten. Es verlangt für die Verschiedenheit zweier Zeitpunkte *nicht*, dass zu *diesen beiden Zeitpunkten* räumliche Eigenschaften unterschiedlich instantiiert sind. Es verlangt lediglich, dass *irgendwann einmal* eine räumliche (oder raumähnliche) Veränderung stattfindet. Einzelne Zeiträume, in denen sich nichts verändert, sind nach diesem zweiten Individuationsprinzip möglich. Es ist lediglich ausgeschlossen, dass es über die Gesamtheit der Zeit hinweg keine räumlichen (oder raumähnlichen) Veränderungen gibt.

Zur Verdeutlichung der Konsequenzen des zweiten Individuationsprinzips der Zeit wollen wir unseren Blick auf Welten wie die unsere lenken. In ihnen beginnen die Ereignisse mit einem Urknall und entwickeln sich dann asymmetrisch. Man könnte bei solchen Welten versucht sein, von dem Zeitpunkt *fünf Minuten vor dem Urknall* zu sprechen. Eine solche Rede ist mit dem zweiten Individuationsprinzip vereinbar. Zwar ist Zeit ohne räumliche (oder raumanaloge) Veränderung nicht möglich, jedoch folgt daraus nicht, dass Zeit mit solcher Veränderung zusammenfällt.

Vergleichen wir den Zeitpunkt *fünf Minuten vor dem Urknall* von dem *vier Minuten vor dem Urknall*. Zu den beiden vermeintlich verschiedenen Zeitpunkten unterscheidet sich die Welt in räumlicher Hinsicht nicht. Der vermeintliche Unterschied zwischen ihnen wäre, dass der eine von ihnen eine Minute näher am Urknall läge.

Wir wollen jedoch eine stärkere These als das zweite Individuationsprinzip vertreten: nämlich dass die hinreichende Bedingung des ersten Individuationsprinzips zugleich auch notwendig ist. Diese These wäre das dritte (und vollständige) Individuationsprinzip der Zeit:

Drittes Individuationsprinzip der Zeit (notwendig und hinreichend): Genau dann, wenn zu zwei Zeitpunkten räumliche (oder raumähnliche) Eigenschaften unterschiedlich instantiiert sind, handelt es sich nicht um dieselben Zeitpunkte.

Dieses dritte Individuationsprinzip der Zeit verbietet es, von Zeitpunkten wie *fünf Minuten vor dem Urknall* zu sprechen. Da sich der vermeintliche Zeitpunkt vier Minuten vor dem Urknall räumlich nicht von dem fünf Minuten zuvor unterscheidet, sind es dieselben Zeitpunkte. Zeit ist streng an räumliche Ereignisse gekoppelt. Die Rede von einer Zeit vor dem Urknall wird widersinnig. Jeder vermeintliche Zeitpunkt vor dem Urknall ist mit dem Beginn des Urknalls identisch. Das dritte Individuationsprinzip kann damit ein Paradox der Ewigkeit lösen: Wenn ein ereignisloser Zeitraum vor dem Urknall liegen könnte, so wäre dieser unendlich lang. Es läge vor jedem beliebigen Zeitpunkt ein unendlicher Zeitraum. Ein unendlicher Zeitraum kann jedoch nicht vergehen. Also könnte es niemals zum jetzigen (oder einem anderen) Zeitpunkt kommen. Diese absurde Konsequenz droht beim dritten Individuationsprinzip nicht: Die Zeit erstreckt sich nicht über die Ereignisse hinaus. Sie „beginnt“ und „endet“ mit den Ereignissen.

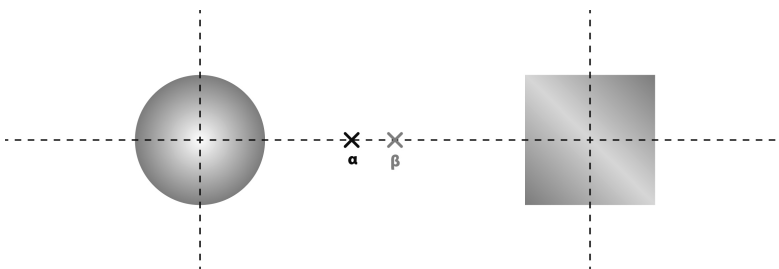


Abbildung 5: Räumliche Individuierung

Doch wie lässt sich dieses dritte Individuationsprinzip der Zeit begründen? Es folgt formal nicht aus den ersten beiden Individuationsprinzipien (während sich diese aus ihm ableiten lassen). Wenden wir zu seiner Begründung den Blick wieder dem Raum zu und betrachten folgende mögliche Welt (siehe Abbildung 5):

Angenommen, wir haben eine Welt, die zwei materielle Körper beherbergt, der eine rund, der andere eckig. Zwischen diesen beiden Körpern ist eine Leere. Nun können wir einen Punkt α definieren: α liegt vom runden Körper aus betrachtet auf einem Drittel der Distanz der kürzesten Strecke zwischen rundem und eckigem Körper. Zudem sei noch ein Punkt β definiert, der auf der halben Strecke zwischen den Körpern liegt.

Beide räumlichen Punkte unterscheiden sich nicht dadurch, dass sich auf ihnen qualitativ verschiedene materielle Körper befinden. Da sie beide in der Leere liegen, sind sie intrinsisch nicht unterschieden. Dennoch sind es nicht dieselben Punkte. Räumliche Punkte können also rein durch ihre relationalen Eigenschaften zu anderen räumlichen Punkten (oder Körpern) verschieden sein. Wenn nun das dritte Individuationsprinzip der Zeit korrekt ist, gilt dies nicht für Zeitpunkte. Zeitpunkte könnten nicht durch ihre relationalen Eigenschaften zu anderen Zeitpunkten (oder -räumen) verschieden sein. Die Frage, die sich uns stellt, ist: Mit welchem Recht kann man diese Asymmetrie von Raum und Zeit behaupten?

Die Antwort ist, dass der Raum auf rein relationale Verschiedenheit *angewiesen* ist. Wenn alle räumlichen Punkte in einer Leere (zwischen materiellen Körpern) ein und derselbe Punkt wären, wäre eine Leere nicht möglich. Und gleiches gilt auch für alle Punkte in einem gleichmäßigen materiellen Körper: Da auch sie nur durch ihre relationalen Eigenschaften verschieden wären, handelte es sich bei ihnen um ein und denselben Punkt. Damit würde der Raum jedoch implodieren. Ausdehnung wäre nicht möglich. Wir können daher als Individuationsprinzip des Raumes festhalten:

Individuationsprinzip des Raumes: Der Begriff des Raumes verlangt, dass räumliche Punkte oder Orte allein durch ihre relationalen Eigenschaften zu materiellen Körpern verschieden sein können.

Eben eine solche Notwendigkeit haben wir beim Begriff der Zeit nicht angetroffen. Denn durch das erste Individuationsprinzip der Zeit, wird die Zeit durch die

räumlichen Unterschiede vor der Implosion bewahrt. Es ist keine Individuation über die der Veränderung räumlicher Eigenschaften hinaus notwendig. Die räumlichen Punkte sind auf räumliche Relationen angewiesen, um definiert werden zu können. Dagegen sind Zeitpunkte ganz genügsam, sie benötigen keine zeitliche Relation zu ihrer Definition. Dafür reichen die verschiedenen Zustände des Raumes. Die tiefer reichenden Individuationsprinzipien des Raumes übernehmen die Arbeit der Individuation der Zeit gleich mit.

Der Schluss vom ersten und zweiten Individuationsprinzip der Zeit auf das dritte erfolgt also nicht formal, sondern aus Gründen der Sparsamkeit: Wir *brauchen* nicht mehr als das dritte Individuationsprinzip der Zeit. Eine andere Individuation für die Zeit einzufordern, geschähe grundlos.

Als ontologische Asymmetrie von Raum und Zeit ergibt sich somit:

Asymmetrie von Raum und Zeit: Orte und räumliche Punkte sind durch ihre räumlichen Relationen individuiert, Ereignisse und Zeitpunkte hingegen *nicht* durch zeitliche Relationen.

Wenn wir die Zeit auf einem Zeitstrahl räumlich abbilden, mag dies didaktischen Nutzen haben, läuft aber Gefahr, die fundamentale Asymmetrie von Raum und Zeit zu verdecken. Ein Zeitstrahl besteht aus einem Zeitverlauf und vereinzelt Ereignissen, die auf ihm verteilt sind. Die Zeit aber verlangt (verschiedene) Ereignisse. Immer. Die Zeit ist nichts über die Veränderung in ihr hinaus. Der Raum dagegen ist mehr als die einzelnen materiellen Körper in ihm (wenn auch daraus nicht folgt, dass ein leerer Raum möglich ist). Eben dieser ontologischen Asymmetrie wird der Perdurantismus nicht gerecht, wenn er von zeitlichen Teilen spricht. Das zeitliche Kontinuum ist im Gegensatz zum räumlichen nicht selbstgenügsam. Es ist möglich, zu unterschiedlichen Zeitpunkten an ein und demselben Ort zu sein, dagegen aber unmöglich, zu ein und demselben Zeitpunkt an unterschiedlichen Orten zu sein. Oder wie Wilfrid Sellars anmerkt: Zwei verschiedene Äußerungen des Wortes „hier“ können sich auf ein und denselben Ort beziehen, aber zwei verschiedene Äußerungen einer Person von „jetzt“ können nicht auf denselben Zeitpunkt verweisen – außer man würde die verschiedenen Äußerungen von „jetzt“ aus je einem Mundwinkel eines sehr großen Mundes pressen.¹⁸⁷

Die Folge dieser Asymmetrie ist, dass eine (Zeit-) relationale Interpretation räumlicher Prädikate abzulehnen ist. Der Relationalismus ist nicht haltbar. Doch entgegen dem Perdurantismus ist sein Problem, dass er gerade die Selbstgenügsamkeit des Raumes gegenüber der Zeit missachtet. Die Asymmetrie von Raum und Zeit, die zur Widerlegung des Relationalismus führt, macht ebenfalls die These, dass wir nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Teile haben, unplausibel. Es verbleibt der Endurantismus als der plausibelste Weg.

¹⁸⁷ Wobei Sellars diesen scherzhaften Zusatz natürlich wieder relativiert (cf. SELLARS, *Time And The World Order*, 579, Fußnote 21).

c. Konsequenzen der Asymmetrie: Die Zurückweisung temporaler Problemwelten

Die Konsequenzen eines vom Raum abhängigen Zeitbegriffs sind weitreichend. In diesem Abschnitt sollen zum besseren Verständnis der Asymmetrie die Konsequenzen eines solchen Zeitbegriffs genauer beleuchtet werden. Dazu wollen wir uns einer Frage stellen, deren Behandlung seit unserem Lösungsvorschlag für die Antinomie des Ununterscheidbaren aussteht. Dieser Vorschlag wurde anhand räumlicher Problemwelten wie der Black'schen Zweikugelnwelt erläutert. Es stellte sich jedoch die Frage, ob sich diese Lösung auch auf temporale Problemwelten übertragen lässt. In diesem Abschnitt soll die Antwort nachgereicht werden: Unsere Lösung lässt sich *nicht* auf temporale Problemwelten übertragen. Dies hat jedoch nicht die desaströse Folge, dass wir doch bei einer Theorie reiner Einzeldinge Zuflucht nehmen müssen. Denn dass sich unser Lösungsvorschlag nicht auf temporale Problemwelten übertragen lässt, hat den einfachen Grund, dass es *keine* möglichen Welten sind. Die vermeintlichen temporalen Problemwelten sind als *petitio principii* zu entlarven. Sie machen von einem Zeitbegriff Gebrauch, der grundlos verschiedene Zeitpunkte impliziert. Wenn sie mögliche Welten wären, gelänge ein Beleg reiner Einzeldinge trivialerweise. Wie sich jedoch zeigen wird, sind es Scheinwelten¹⁸⁸, also Welten, deren Beschreibung nicht abgeschlossen ist und sich prinzipiell nicht abschließen lässt.

Wenden wir uns zuerst Welten ewiger Zweibahnwiederkehr zu, also Welten ähnlich der unseren mit dem Unterschied, dass sie nicht nur einen Weltverlauf haben (beginnend mit einem Urknall und endend mit einer großen Implosion), sondern in denen es unendlich viele Weltverläufe gibt, die sich alle aufs Haar gleichen. Nach jeder großen Implosion setzt ein neuer Urknall ein, der exakt wie der vorherige verläuft, und vor jedem Urknall fand eine große Implosion statt.

Mit welcher Berechtigung kann man von verschiedenen Weltverläufen sprechen? Warum sollen wir nicht sagen, dass all die Weltverläufe ein und derselbe sind? Man könnte anführen, der Umstand, dass ein Urknall auf eine Implosion *folge*, mache es unmöglich, dass es sich um nur einen Weltverlauf handle. Doch wie wir im letzten Abschnitt gesehen haben, fallen zeitliche Relationen mit den räumlichen Veränderungen zusammen. Dass ein neuer Urknall auf eine große Implosion folgt, setzt voraus, dass er *anders* abläuft – dass die räumlichen Körper sich anders entwickeln. Die zeitlichen Relationen von den räumlichen Ereignissen trennen zu wollen, geschähe ohne Grund.

Daher sind wir nicht berechtigt, mehrere ununterscheidbare Weltverläufe anzunehmen. All die vermeintlich aufeinanderfolgenden Weltenverläufe lassen sich als *ein* Weltenverlauf in einem um den Urknall „gekrümmten“ Zeitraum verstehen. Der Zeitpunkt zu Beginn des Urknalls und der am Ende der Weltenimplosion ist dann ein und derselbe. Um ihn „krümmt“ sich die Geschichte gleichsam kreisförmig.

Mit dieser Neuinterpretation der vermeintlichen ewigen Zweibahnwiederkehr beschreiten wir eine ähnliche Strategie, wie sie Hacking für Blacks Zweikugelnwelt versucht. Wie wir sahen, funktioniert diese Strategie dort nicht, da er die räumliche Krümmung grundlos (das heißt nicht abgeleitet aus den materiellen

188 Für den Begriff der Scheinwelt cf. S. 9c dieser Arbeit.

Körpern im Raum) vornehmen will. Im Fall von Welten vermeintlicher ewiger Zweibahnwiederkehr ist dieser Weg dagegen gangbar, da sich die „Krümmung“ allein aus den Ereignissen in der Zeit ergibt.

Doch ist solch eine um Ereignisse „gekrümmte Zeit“ nicht absurd? Wenden wir nochmals das Rekombinationsprinzip an und errichten damit eine Welt, die abgesehen von einem einzigen Detail einer Welt ewiger Zweibahnwiederkehr gleicht. In einem ihrer Weltverläufe ist während des Zeitraums tI ein Sandkorn an einem anderen Ort als in all den anderen Weltverläufen. Jetzt ändern wir diese Welt noch ein Stück weiter ab, sodass auch dieses vormals renitente Sandkorn und damit alle Weltverläufe Duplikate ihrer Gegenstücke werden. Führt diese minimale Änderung dazu, dass die zuvor verschiedenen Weltverläufe alle ein und derselbe werden, dass all die zahllosen zuvor noch numerisch verschiedenen Gegenstände nun identisch sind?

Solch eine Konsequenz wäre in der Tat befremdlich. Doch diese Konsequenz (und genau genommen die gesamte Beschreibung der Welt) setzt bereits voraus, dass das dritte Individuationsprinzip der Zeit nicht gilt. Denn nur dann lässt sich ein beliebiger anderer Zeitraum als tI von seinen Duplikaten in früheren oder späteren Weltverläufen unterscheiden. Das dritte Individuationsprinzip lehrt uns dagegen, dass die vermeintlichen Duplikate aller Zeiträume vor und nach tI identisch sind. Die minimale Veränderung eines Sandkorns beim Prinzip der Rekombination führt daher nicht zur Identität unendlich vieler anderweitig verschiedener Zeitpunkte. Sie sind ohnehin schon identisch, ganz unabhängig davon, was zu tI der Fall ist.

Allerdings hat dies eine andere Folge: temporale Anomalien. Was ist damit gemeint? In der Beschreibung einer vermeintlichen Welt annähernder Zweibahnwiederkehr gibt es einen Unterschied zwischen dem Weltverlauf, der tI enthält, und den Weltverläufen, die tI nicht enthalten (sondern einen fast ähnlichen Zustand tI^* , bei dem sich das Sandkorn an anderem Orte befand). Wie können wir bei einer Bekräftigung des dritten Individuationsprinzips diesem Umstand gerecht werden? Die Antwort ist eine temporale Anomalie.

Wie sich die Zeit um einen Urknall „krümmt“, würde sie sich in zwei parallele Ereignisse „spreizen“. Vor tI haben wir einen Zeitverlauf, aber zu tI haben wir zwei Ereignisse (tI und tI^*), die in zwei Zeitsträngen ablaufen, um sich am Ende von tI und tI^* wieder in einem Zeitverlauf zu vereinen. Solch eine Spreizung der Zeit heißt nicht, dass die Zweiwertigkeit der Logik aufgegeben wird. Ein Satz ist in jedem Falle falsch, wenn er dem Sandkorn einen eindeutigen Ort während der temporalen Anomalie zuweist. Die einzig zulässige Beschreibung des Zustandes ist, dass es im besagten Zeitraum zu einer temporalen Anomalie kam, und sich das Sandkorn während dieser Anomalie in einem Zeitstrang an dem einen Ort befindet, und im zweiten am anderen. So lässt sich eine Welt annähernder Zweibahnwiederkehr vermittelt temporaler Anomalien mit dem Prinzip der Individuation der Zeit versöhnen und verlustfrei reinterpretieren.

Aus dem bisher Gesagten folgt aber nicht, dass wir in dieser Arbeit die These vertreten wollen, solch temporale Anomalien seien möglich oder kämen gar wirklich vor. Dazu bedarf es nicht geringer Voraussetzungen. Bedingung für die *Möglichkeit* temporaler Anomalien ist, dass es auch *kausale* Anomalien geben

kann. Das heißt, es muss möglich sein, dass auf ein Ereignis nicht zwingend ein anderes Ereignis folgt. Zufall im ontologischen Sinne muss möglich sein. Damit ist kein epistemischer Zufall gemeint, also die Unmöglichkeit den Fall eines Würfels beim Würfelspiel vorherzusagen, weil wir nicht die kognitiven und sensorischen Kapazitäten sowie das Wissen haben, um den exakten Bewegungsverlauf des Würfels zu erfassen und zu berechnen.¹⁸⁹ Vielmehr müssen die Naturgesetze so beschaffen sein, dass sie Lücken in der Determination des Universums lassen. Nicht alle Ereignisse der Welt dürfen von ihnen geregelt werden. Manche müssen *anomal* im wahrsten Sinne des Wortes sein. Nur wenn es solche kausalen Anomalien gibt, ist es überhaupt möglich, dass es zu temporalen Anomalien kommt. Denn sonst wäre es nicht möglich, dass sich sowohl *tI* als auch *tI** aus einem vorherigen Weltenzustand ergeben, sondern nur das Ereignis fände statt, das nach den Naturgesetzen möglich wäre. Ob solch kausale Anomalien möglich sind, ist eine Frage, welche in der Quantenphysik diskutiert wird.

Doch selbst wenn kausale Anomalien (und somit temporale) möglich wären, hieße dies nicht, dass sie *faktisch* vorkämen. Unser Zeitbegriff zwingt uns nur in dem Maße zur Annahme temporaler Anomalien, wie ein zum Raum symmetrischer Zeitbegriff zur Annahme zwingt, wir lebten in einer Welt annähernder Zweibahnwiederkehr. Es ist zwar logisch möglich, aber weit davon entfernt, wahrscheinlich zu sein.

Damit wäre unser erstes Argumentationsziel für diesen Abschnitt erreicht. Welten ewiger Zweibahnwiederkehr lassen sich mittels des dritten Individuationsprinzip der Zeit als Welten mit einer gleichsam „zu einem Kreis gekrümmten“ Zeit reinterpretieren. Unsere Lösung für Blacks Zweikugelnwelt müssen (und dürfen) wir nicht an solchen vermeintlichen Problemwelten versuchen. Sie sind von vornherein unproblematisch.

Nicht anders verhält es sich bei Welten zeitlicher Symmetrie, also beispielsweise bei einem Universum, das sich vom Urknall an bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ausdehnt, um dann auf exakt gleichem Wege wieder in sich zusammenzufallen. Unter der Prämisse des dritten Individuationsprinzips der Zeit ist es bei solchen Welten nicht einmal möglich, *einen* Symmetriepunkt zu bestimmen: Was unterscheidet ein Universum, das sich ausdehnt, um dann in sich zusammenzufallen, von einem Universum, das in sich zusammenfällt, um sich dann wieder bis zum ursprünglichen Zustand auszudehnen? Ob Urknall oder maximale Expansion den zeitlichen Symmetriepunkt dieser Welt bilden, lässt sich nicht entscheiden. Die Beschreibung, welche den Urknall als Beginn und die maximale Expansion als Symmetriepunkt nimmt, setzt voraus, dass es einen eindeutigen Anfangspunkt der Ereignisse gibt. Doch nur wenn man das dritte Individuationsprinzip missachtet, können der Beginn des Urknalls und das Ende der Implosion als verschiedene Zeitpunkte begriffen werden.

Genau das Gleiche gilt für alle vermeintlich symmetrischen Zeitpunkte der vermeintlich verschiedenen Phasen von Kontraktion und Expansion. Die Rede von zwei Phasen setzt voraus, dass Identität der räumlichen Ordnung nicht Identität der Zeitpunkte nach sich ziehe – wofür es, wie wir gesehen haben, keinen Grund gibt.

189 Cf. ROBERTSON, *Essential Vs. Accidental Properties*, Kap. 1.

Ein erster Einwand gegen die Identität der vermeintlich verschiedenen Zeitphasen wäre, dass es einen wesentlichen Unterschied gebe: Wie wir schon angesprochen haben, ist Zeit wegen ihrer Ausrichtung von der Vergangenheit in die Zukunft prinzipiell nicht symmetrisch. Die scheinbar symmetrischen Zeitpunkte sind nicht symmetrisch, da sich die Gegenstände in der Kontraktionsphase aufeinander zubewegen, während sie sich in der Expansionsphase voneinander entfernen. Die Illusion der Symmetrie entsteht dadurch, dass man sich nur einen Zeitpunkt anschaut und das Gesamtereignis ausblendet, dessen Teil er ist.

Wir haben jedoch bereits darauf verwiesen, dass sich die Ausrichtung der Zeit einzig aus der Perspektive der Subjekte ergibt.¹⁹⁰ In Welten ohne Subjekte gibt es keine Gerichtetheit der Zeit. Zeitpunkte liegen nur aneinander, ohne dass man von einem Vorher oder Nachher sprechen könnte. Aber selbst wenn dies nicht zutrifft, ist eine Welt von Expansion und Kontraktion kein Einwand gegen die in dieser Arbeit vorgestellten Lösung der Antinomie des Ununterscheidbaren, da eine solche Welt keine Problemwelt wäre. Alle Ereignisse wären durch die Gerichtetheit des Zeitpfeils qualitativ unterschieden, es gäbe in ihr weder Duplikate noch Ununterscheidbare.

Ein zweiter Einwand bestünde darin, die numerische Verschiedenheit der beiden Phasen aus Naturgesetzmäßigkeiten ableiten zu wollen. Eine maximale Expansion hätte (eventuell bedingt durch Gravitation) eine Implosion als zwingende Folge. Daher muss es nach einer Expansions- auch eine Kontraktionsphase geben. Folglich hätte man zwei numerisch verschiedene, aber qualitativ identische Phasen.

Dieses Argument hat eine gewisse Berechtigung. Tatsächlich ist es logisch möglich, dass ein Universum eine Kontraktion durch seine Naturgesetze kausal erzwingen kann – ebenso wie eine Expansion. Daraus folgt jedoch lediglich, dass es nicht möglich ist, dass die materiellen Gegenstände eines solchen Universums in ihrer Entfernung zueinander verharren. Doch dies verlangt das dritte Individuationsprinzip der Zeit auch nicht. Die materiellen Gegenstände bleiben nicht in ihrer Entfernung zueinander stehen, sondern stürzen in einen Punkt. Ebenso bleiben sie nicht bei ihrer maximalen Kontraktion stehen, sondern streben auseinander. Was passiert aber, nachdem maximale Expansion oder maximale Kontraktion erreicht sind? Muss nicht aufgrund der Naturgesetze das Spiel wieder von Neuem beginnen? Erzwingen die Naturgesetze nicht numerisch verschiedene Phasen? Diese Frage übersieht einen wesentlichen Punkt: Die Rede, dass eine *Expansion* eine *Kontraktion* zur Folge hat (und umgekehrt), also dass beide Phasen nicht identisch sein können, setzt eine Ausrichtung des Zeitpfeils voraus. Die Begriffe „Expansion“ und „Kontraktion“ implizieren schon eine Ausrichtung der Zeit. Verzichtet wir auf solche Begriffe und fassen sie als unserer subjektiven Perspektive geschuldet auf (wie „oben“ und „unten“ oder „rechts“ und „links“), entfällt auch die Notwendigkeit eines Ereignisses *nach* der vermeintlichen Expansion (beziehungsweise Kontraktion). Lassen wir sie aber gelten, haben wir, wie oben schon gezeigt, keine Problemwelt. Die Phasen sind dann nicht qualitativ identisch.

190 Cf. KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, Kap. II.3.

Damit wäre auch das zweite Argumentationsziel dieses Abschnitts zu temporalen Problemwelten erreicht: Auch durch zeitliche Symmetrie lässt sich keine temporale Problemwelt erzeugen. Entweder lässt sie sich wie bei zeitlicher Wiederholung durch das dritte Individuationsprinzip der Zeit so reinterpretieren, dass die vermeintlich numerisch verschiedenen Zeitpunkte identisch sind, oder sie ist nicht qualitativ identisch, also nicht wirklich symmetrisch. In beiden Fällen hat sich gezeigt, dass temporale Problemwelten nicht möglich sind. Sie basieren auf einem unzulässigen Zeitbegriff.

Nach dieser Illustration der Konsequenzen der Asymmetrie von Raum und Zeit des damit zusammenhängenden dritten Individuationsprinzips der Zeit können wir im nächsten Schritt zur Beantwortung der Frage übergehen, was der ontologische Status temporaler Eigenschaften ist.

d. Die Reifikation von Zeitpunkten: Einschränkung des Prinzips Ununterscheidbarkeit des Identischen

Es zeigte sich, dass sich die Frage, ob temporale Eigenschaften ontologisch grundlegend sind, semantisch reformulieren lässt: Sind Prädikate relational zu Zeitpunkten?¹⁹¹

Die Erkenntnisse der letzten zwei Abschnitte zwingen uns, diese Frage zu verneinen. Zeitpunkte sind vollständig dadurch individuiert, was im Raum der Fall ist. Dies fordert das dritte Individuationsprinzip der Zeit. Hätte ein Prädikat wie „rot sein“ notwendigerweise ein zeitliches Argument, wäre jeder mögliche Zeitpunkt durch einen Verweis auf andere Zeitpunkte bestimmt. Folglich verbietet das dritte Individuationsprinzip der Zeit temporale Eigenschaften für ontologisch grundlegend zu erachten.

Hat dies zur Konsequenz, dass temporale Eigenschaften nur *grammatikalische* Eigenschaften sind, also Eigenschaften ohne ontologische Relevanz? Solch eine Schlussfolgerung ginge zu weit. Denn dann müsste sich jede Rede über Zeitpunkte auf eine Art und Weise reformulieren lassen, bei der sie nicht mehr als logisches Subjekt vorkommen. Zwar haben wir gesehen, dass sich für einen Satz mit einer temporalen Eigenschaft wie

(a2) Das Schiff des Theseus hat die Eigenschaft, vor dem Werftbesuch
leck gewesen zu sein.

ein Gegenstück ohne temporale Eigenschaften finden lässt:

(a1) Vor dem Werftbesuch hatte das Schiff des Theseus die Eigenschaft,
leck zu sein.

Dennoch können wir uns nicht völlig von einer reifizierenden Rede von Zeitpunkten frei machen. Der Grund hierfür ist das dritte Individuationsprinzip der Zeit – und alle anderen allgemeinen Aussagen über Zeitpunkte.¹⁹² Bei solchen Prinzipien zum Wesen der Zeit wird über Zeitpunkte oder -räume quantifiziert.

191 Cf. § 11a dieser Arbeit.

192 Im nächsten Abschnitt werden wir darüber hinaus feststellen, dass wir auch in einer Logik, welche die ontologische Struktur der Welt abbildet, über Zeitpunkte quantifizieren müssen, allerdings dennoch nicht auf temporale Eigenschaften angewiesen sind.

Sie sind logisches Subjekt der Aussagesätze. Doch durch welche Reformulierung können wir uns von diesen allquantifizierten Sätzen trennen? Man könnte versucht sein, diese temporalen Prinzipien durch die Gesamtheit all jener Aussagesätze zu ersetzen, welche die Prinzipien bestätigen. Im dritten Teil dieser Arbeit werden wir jedoch in anderem Zusammenhang noch sehen, dass es nicht möglich ist, auf solchem Wege zu Allaussagen zu gelangen.

In den letzten Abschnitten zeigte sich, dass wir in der Logik nicht-relationale Prädikate wie „rot sein“ angewiesen sind. Nun zeigt sich, dass wir für die allgemeinen Aussagen zum Wesen der Zeit dennoch Zeitpunkte reifizieren müssen. Wie soll bei diesem scheinbaren Widerspruch eine Logik der Zeit aussehen?

Genau genommen zeigt sich das Problem, dass wir über Zeitpunkten reifizieren müssen nicht nur bei allgemeinen Sätzen über die Identitätsbedingungen von Zeitpunkten. Ziehen wir einen Satz *a* heran:

- (a) Es ereignet sich mindestens zweimal, dass ein Mensch rudert.

Ein Relationalist würde den Satz wie folgt formalisieren:¹⁹³

(a-formal) $\exists x1 \exists x2 \exists x3 \exists x4 (Fx1x3 \wedge Fx2x4 \wedge Gx3 \wedge Gx4 \wedge Hx1x3 \wedge Hx2x4 \wedge \neg (x3 = x4))$

(a-semiformal) Es gibt ein *x1*, ein *x2*, ein *x3* und ein *x4* derart, dass *x1* ein Mensch zu *x3* ist und *x2* ein Mensch zu *x4* ist und *x3* ein Zeitpunkt ist und *x4* ein Zeitpunkt ist und dass *x1* zu *x3* ruderte und *x2* zu *x4* ruderte und dass *x3* nicht mit *x4* identisch ist.

Der Relationalist kann eine Formalisierung für diesen Satz anbieten, da er über Zeitpunkten quantifizieren kann. Eine endurantistische Notation muss also ebenfalls eine Quantifikation über Zeitpunkte zulassen, ohne auf relationale Prädikate angewiesen zu sein: Es ist zuerst ein logischer Apparat an temporalen Verhältnisoperatoren einzuführen wie „... ist derselbe Zeitraum wie ...“, „... grenzt zeitlich unmittelbar an ...“ etc. Ebenfalls braucht man zeitliche Quantoren. Dieser gesamte temporallogische Zeichensatz sollte allerdings aus Gründen der Eindeutigkeit von dem der klassischen Prädikatenlogik abweichen. Denn der entscheidende Schritt besteht darin, die Variablen (und *starren Designatoren*) der klassischen Prädikatenlogik als eine Art einstellige Prädikate der temporalen Variablen zu nutzen.

Zur Veranschaulichung soll eine solche Notation für eine Temporallogik kurz in den Grundzügen entwickelt werden, wie sie zur korrekten Formalisierung des Satzes *d* notwendig sind. Der zeitliche Existenzquantor lautet „ $\exists T$ “, der Allquantor „ $\forall T$ “, die Variablen sind griechische Minuskeln und der temporale Verhältnisoperator zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit (also der Identität von Zeiträumen) ist „ $=_t$ “.

Als nächstes übertragen wir den Satz *a* ohne die temporale Bestimmung „mindestens zweimal“ in die klassische Prädikatenlogik:¹⁹⁴

(a'-formal) $\exists x (Fx \wedge Hx)$

193 F: „... ist ein Mensch zu ...“, G: „... ist ein Zeitpunkt“, H: „... rudert zu ...“.

194 F: „... ist ein Mensch“, H: „... rudert“.

Damit können wir den Satz *a* vollständig formalisiert wiedergeben:

$$(a\text{-formal-2}) \exists T\alpha \exists T\beta (\exists x_\alpha \exists y_\beta (Fx_\alpha \wedge Fy_\beta \wedge Gx_\alpha \wedge Gy_\beta) \wedge \neg(\alpha =_T \beta))$$

(a-semiformal-2) α ist ein Zeitraum und β ist ein Zeitraum derart, dass zu α ein x und zu β ein y derart existieren, dass x zu α ein Mensch ist und y zu β ein Mensch ist und x zu α rudert und y zu β rudert, dass und α und β nicht derselbe Zeitraum sind.

Im Gegensatz zum Relationisten können wir die Sätze der klassischen Prädikatenlogik wie „Ein Mensch rudert“ mit dem temporallogischen Zeichensatz verschränken, ohne dass wir den ontologischen Unterschied zwischen persistierenden Einzeldingen (wie Menschen) und Zeiträumen verwischen müssen. Da wir den temporallogischen Zeichensatz vom klassischen Zeichensatz unterschieden haben und uns die Variablen der klassischen Prädikatenlogik als Prädikate der temporalen Variablen dienen, ist eine ontologische Gleichsetzung ausgeschlossen.

Es ist nur eine temporale Rahmenlogik von Nöten. Sie ist nicht Teil der räumlichen Logik, sondern ist vielmehr auf eine räumliche Logik angewiesen, um ihre Prädikate zu erhalten (nämliche die Variablen und starren Designatoren der räumlichen Logik).

Mit dieser Hierarchisierung von räumlicher und temporaler Notation sind wir imstande, die erarbeitete Asymmetrie von Raum und Zeit auszudrücken. Was heißt dies aber für das Prinzip der Ununterscheidbarkeit des Identischen? In der oben entworfenen Logik ist es einzuschränken. Wenn zwei Einzeldinge identisch sind, heißt dies nicht, dass auf sie dieselben Prädikate zutreffen. Denn bei diachroner Identität kann ein Prädikat zum einen Zeitpunkt auf ein Einzelding zutreffen, zu einem anderen nicht. Bei synchroner Identität gilt es jedoch weiterhin uneingeschränkt.

In einem loseren Sinne kann es auch weiterhin absolut gelten. Beispielsweise lässt es sich wie folgt reformulieren: Genau dann, wenn zwei Dinge identisch sind, kann man dasselbe von ihnen aussagen. Wenn der Abendstern abends am Himmel steht und der Morgenstern mit dem Abendstern identisch ist, dann steht auch der Morgenstern abends am Himmel.

In dieser Reformulierung ist zuerst einmal nicht mehr von Prädikaten und Einzeldingen die Rede. Das heißt nicht, dass sich nicht eine Notation entwerfen lässt, in der das Prinzip uneingeschränkt gilt. Eben eine Notation, wie sie ein Relationalist entwürfe, beherzigte dieses Prinzip. Und solche eine Notation wäre auch nicht „falsch“. Einzig würde sie nicht die grundlegende ontologische Struktur der Wirklichkeit nachzeichnen, sondern wäre aus dieser nur abgeleitet.

§ 12. Essenzialismus: Privilegierte Eigenschaften

Mit der Lösung der Antinomie des Ununterscheidbaren ist die Ansicht gescheitert, dass *keine* Eigenschaften für Identität relevant seien. Der diachrone Hyper-

essenzialismus – die Ansicht, dass *alle* Eigenschaften für diachrone Identität relevant seien – hat sich ebenso als nicht haltbar erwiesen. Damit können wir uns der von uns präferierten Position zuwenden: dem *Essenzialismus*.

Der Essenzialismus wird in der Philosophiegeschichte gerne mit Aristoteles in Verbindung gebracht.¹⁹⁵ Er dürfte wohl unserer alltäglichen Redeweise über Identität von Einzeldingen am nächsten kommen. Der weitere Argumentationsgang dieser Arbeit soll ihm in einer noch zu entwickelnden Interpretation das Wort reden und ist auf seine Gültigkeit angewiesen. Da in der Forschung über die korrekte Definition des Essenzialismus Uneinigkeit herrscht, soll im Folgenden zuerst dieser Frage nachgegangen werden. Im Anschluss daran wollen wir zwei allgemeinen Kritikpunkte am Essenzialismus nachgehen.

a. Was ist Essenzialismus?

Der Essenzialismus ist zuerst einmal eine *modale Position*, nicht zwingend eine der *diachronen Identität*. Ihm zufolge haben Gegenstände *wesentliche* (oder *essenzielle*) und *unwesentliche* (*akzidenzielle*) Eigenschaften. So scheint es sehr plausibel, zu behaupten, dass für das Schiff des Theseus die Eigenschaft, ein Schiff zu sein, wesentlich sei. Ohne diese Eigenschaft *wäre* es nicht das Schiff des Theseus. Angenommen, das Schiff hätte am Bug eine kleine Macke von nicht einmal einer Haaresbreite. Die Eigenschaft, diese Macke zu haben, würden wir wohl als unwesentlich betrachten: Das Schiff des Theseus *wäre* noch immer das Schiff des Theseus, auch wenn es die Macke *nicht hätte*.

Diese Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften ist ein leistungsfähiger Ansatz, Identitätskriterien zu verstehen. Für die Identität von zwei Gegenständen ist es notwendig, dass für sie dieselben Eigenschaften wesentlich sind. Wie schon angemerkt, ist der Essenzialismus zuerst einmal eine modale Position und nicht zwingend eine, die für diachrone Identität relevant ist (und wir werden später noch Spielarten des Essenzialismus kennen lernen, die für Fragen diachroner Identität keine Antwort bieten)¹⁹⁶. Allerdings haben unsere bisherigen Überlegungen erwiesen, dass sich diachrone Identität in der Tat an Eigenschaften entscheiden muss (und zwar nicht an allen, wie es der Hyperessenzialismus fordert). Es ist also ein Essenzialismus diachroner Identität zu vertreten.

Diachrone Identität besteht demnach darin, dass für zwei Gegenstände dieselben Eigenschaften wesentlich sind (das heißt, wir müssen lediglich prüfen, ob das renovierte Schiff die gleichen wesentlichen Eigenschaften hat wie das ursprüngliche und umgekehrt – welche auch immer dies sind). Ein und derselbe Gegenstand kann dagegen ein und derselbe Gegenstand bleiben, wenn sich lediglich seine unwesentlichen Eigenschaften ändern (das Schiff des Theseus bleibt das Schiff des Theseus, auch wenn es eine Macke erhält).

¹⁹⁵ Cf. MACINTYRE, *Essence And Existence* oder SHIELDS, *Aristotle*, Kap. 5. Schon Quine spöttelte allerdings bei seiner Behandlung des Essenzialismus über die Gefahren, die es mit sich bringt, Aristoteles eine Position zuzuschreiben (*Word and Object*, 199 [345]).

¹⁹⁶ Cf. § 22 dieser Arbeit.

Obgleich es nicht schwierig ist, intuitiv einsichtige Beispiele für wesentliche und unwesentliche Eigenschaften anzugeben, tut man sich bei dem Versuch schwer, allgemein zu definieren, was wesentliche und unwesentliche Eigenschaften sind. Die modale Standarddefinition hierzu lautet:¹⁹⁷

Essenzialismus (modal 1): Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann wesentlich, wenn dem Einzelding die Eigenschaft *notwendigerweise* zukommt.¹⁹⁸

Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann unwesentlich, wenn sie ihm zukommt, es aber auch *möglich* ist, dass sie dem Einzelding fehlt.

An dieser Definition ist vermehrt Kritik aufgekommen. Um diese Kritik besser verdeutlichen zu können, wollen wir die Definition zuerst in der in der Semantik möglicher Welten reformulieren:

Essenzialismus (mögliche Welten 1): Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann wesentlich, wenn sie dem Einzelding in jeder möglichen Welt zukommt, und genau dann unwesentlich, wenn dies nur in einigen der Fall ist.¹⁹⁹

Gegen diese modale Definition wird der Vorwurf vorgebracht, dass sie ein schwerwiegendes Problem mit inexistenten Gegenständen hat:²⁰⁰ Angenommen, einen Pferdeleib zu haben, ist eine wesentliche Eigenschaft des Zentauren, den Theseus als ersten besiegt haben soll. Nun gibt und gab es in der faktischen Welt nie einen Zentauren. Wie soll er dann aber die wesentliche Eigenschaft besitzen, einen Pferdeleib zu haben? Auch wird es für diesen Zentauren eine wesentliche Eigenschaft sein, ein Zentaure zu sein. Das hieße aber, dass der Zentaure in jeder möglichen Welt existieren müsste, damit die Eigenschaft für ihn wesentlich sein kann.

Diese Schlussfolgerung basiert auf plausiblen Prämissen: Der Träger der Eigenschaften ist in diesem Beispiel ein Einzelding. Und es gibt keine Einzeldinge, die es nicht gibt. Wenn es keinen Zentauren gibt, kann er auch nicht Träger irgendwelcher Eigenschaften sein – ganz gleich ob wesentliche oder unwesentliche. Also muss der Zentaure in jeder möglichen Welt existieren, damit eine Eigenschaft für ihn wesentlich sein kann.²⁰¹

Abhilfe von diesem Problem schafft die existential-modale Definition:²⁰²

Essenzialismus (mögliche Welten 2): Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann wesentlich, wenn sie dem Einzelding in jeder möglichen Welt, *in der es existiert*, zukommt, und genau dann unwesentlich, wenn dies nur in einigen der Fall ist.

Rückübersetzt aus der Semantik möglicher Welten hieße dies:

197 Cf. ZALTA, *Essence And Modality*, 659.

198 Cf. ROBERTSON, *Essential Vs. Accidental Properties*, Kap. 1.

199 Cf. *ibid.*

200 Cf. *ibid.*

201 Dem genauen Verhältnis von Negation und Existenz wird erst im dritten Teil dieser Arbeit nachgegangen (cf. §§ 33-39 dieser Arbeit).

202 Cf. ZALTA, *Essence And Modality*, 659 für eine formale Variante der Definition.

Essenzialismus (modal 2): Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann wesentlich, wenn es *unmöglich* ist, dass dieses Einzelding existiert, ohne dass ihm diese Eigenschaft zukommt.²⁰³

Eine Eigenschaft ist für ein Einzelding genau dann unwesentlich, wenn es *möglich* ist, dass dieses Einzelding existiert, ohne dass ihm diese Eigenschaft zukommt

Nun wird gegen diese Definition eingewandt, dass sie sich bei der umstrittenen Frage vorzeitig festlege, ob Existenz eine Eigenschaft sei. Nach dieser Definition könne Existenz keine Eigenschaft wie andere Eigenschaften sein. Eine gelungene Essenzialismusdefinition sollte aber in solchen Fragen neutral bleiben.²⁰⁴ Dieses Argument lässt sich jedoch umkehren: Dass die modale Essenzialismusdefinition die sehr plausible Ansicht²⁰⁵ unterstreicht, Existenz sei keine Eigenschaft wie andere, kann man als Indiz für ihre Korrektheit werten. Vielleicht ist es ein Merkmal des Essenzialismus, dass er nur unter bestimmten Bedingungen zu haben ist, dass er uns auf ein bestimmtes Modell der Wirklichkeit festlegt. Er ist eine ontologische Theorie. Als solche ist es zu erwarten, dass er uns auf ontologische Fragen auch Antworten gibt.

b. Kritik am Essenzialismus I: Notwendige, aber nicht wesentliche Eigenschaften

An der Standarddefinition des Essenzialismus findet sich jedoch auch tiefer gehende Kritik. Kit Fine versucht sie anhand von Gegenbeispielen als fehlerhaft zu entlarven. Das erste Beispiel, dem wir uns zuwenden, zieht zwei Einzeldinge heran:

*Consider two objects whose natures are unconnected, say Socrates and the Eiffel Tower. Then it is necessary that Socrates and the Tower be distinct. But it is not essential to Socrates that he be distinct from the Tower; for there is nothing in his nature which connects him in any special way to it.*²⁰⁶

Sokrates verfügt demnach notwendigerweise über eine Eigenschaft, die für ihn aber nicht wesentlich ist (nämlich vom Eiffelturm verschieden zu sein). Folglich kann die modale Definition nicht korrekt sein. Vorerst wollen wir diesen Einwand noch nicht entkräften, sondern lediglich darauf hinweisen, dass diese Eigenschaft des Sokrates, welche diese Schwierigkeit verursacht, eine Eigenschaft einer ganz bestimmten Eigenschaftsklasse ist: Sie ist, was wir bereits bei der Behandlung der Antinomie des Ununterscheidbaren als eine *Identitätseigenschaft* kennen gelernt haben.²⁰⁷

Nun Fines zweites Gegenbeispiel: Hier nimmt er das Einzelding Sokrates und definiert eine Menge namens Singleton derart, dass sie nur Sokrates enthält, sozusagen die Sokrates-Menge. Wenn man diese Menge aber so definiere, habe

203 Cf. *op. cit.*, 1.

204 Cf. ROBERTSON, *Essential Vs. Accidental Properties*, Kap. 1.

205 Für die Plausibilität dieser Ansicht cf. § 39b dieser Arbeit.

206 FINE K., *Essence and Modality*, 5.

207 Cf. § 9 dieser Arbeit.

Sokrates notwendigerweise die Eigenschaft, zu dieser Menge zu gehören. Umgekehrt sei es aber keine wesentliche Eigenschaft von Sokrates, zu dieser Menge zu gehören.²⁰⁸

Um auf dieses Gegenbeispiel erwidern zu können, müssen im Vorfeld einige Worte zu Mengenzugehörigkeit verloren werden. Nehmen wir die Menge $\{g\}$ aller Galeeren im attischen Hafen Piräus. Die Zugehörigkeit eines jeden Einzelndings zu dieser Menge entscheidet sich anhand seiner Eigenschaften. Wenn ein Einzelding die Eigenschaften hat, eine Galeere zu sein und im attischen Hafen Piräus zu liegen, gehört es zur Menge $\{g\}$, ansonsten nicht. Welche Eigenschaft sorgt aber dafür, dass Sokrates zur Menge Singleton gehört? Es ist die Eigenschaft, Sokrates zu sein. Da wir aber bei unserer Bestimmung von Einzeldingen gesehen haben, dass sie nie Eigenschaft, sondern immer nur Träger von Eigenschaften sein können, muss sich hinter der Eigenschaft, Sokrates zu sein, etwas anderes verstecken: nämlich die Eigenschaft, mit Sokrates identisch zu sein. Wiederum ist es eine Identitätseigenschaft, welche die Schwierigkeiten mit der essenzialistischen Definition hervorruft.

Es gibt zwei Strategien, mit dem Problem umzugehen. Die erste besteht darin, obige Definition zu verwerfen und eine andere an ihre Stelle treten zu lassen. Kit Fine verfolgt diese Strategie; ebenso Edward Zalta, der dazu eine Metasprache für abstrakte Objekte entwickelt.²⁰⁹ Der Weg, der hier gegangen werden soll, ist dagegen ein anderer. Wir wollen den Eigenschaftsbegriff enger fassen. Von dem weitläufigen Begriff der *grammatikalischen* Eigenschaft soll ein engerer Begriff der *logischen* Eigenschaft unterschieden werden (wie es ohnehin in der klassischen Logik üblich ist, wo wir solche Eigenschaften *Prädikate* nennen). Schon bei der Behandlung der Antinomie des Ununterscheidbaren hat sich gezeigt, dass das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren belanglos wird, wenn man Identitätseigenschaften unter dieses Prinzip fallen lässt. Gleiches ist auch beim Essenzialismus der Fall. Der Essenzialismus soll uns die Antwort liefern, wann zwei Einzeldinge identisch sind. Aus den wesentlichen Eigenschaften soll sich ergeben, wann Identitätseigenschaften vorliegen. Identitätseigenschaften mit zu den wesentlichen Eigenschaften zu rechnen, bringt hier keinen ersichtlichen Vorteil.

Bei genauerer Betrachtung zeigen die Beispiele der Sokrates-Menge und des Eiffelturms darüber hinaus, dass sich Fines weiter Eigenschaftsbegriff für ihn selbst als schwierig erweist. Seine Gegenbeispiele setzen je eine Prämisse voraus, die es sich genauer anzuschauen lohnt. Beim Beispiel von Sokrates und dem Eiffelturm ist es seine Eingangsprämisse, dass die beiden Einzeldinge „ihrem Wesen nach nicht verbunden sind“²¹⁰. Beim Singleton-Beispiel ist es die These, dass es keine wesentliche Eigenschaft von Sokrates sei, zur Menge Singleton zu gehören. In beiden Fällen stellt sich die Frage, mit welcher Berechtigung Fine diese Prämissen einführt. Zalta hält sie für intuitiv einsichtig.²¹¹ Diese Intuition teilen wir. Aber worauf gründet diese Intuition? Die Antwort ist, dass beide Prä-

208 Cf. FINE K., *Essence and Modality*, 4f.

209 Cf. ZALTA, *Essence and Modality* (die Metasprache findet sich auf den Seiten 662-678).

210 „[...] two objects whose natures are not connected“ (siehe oben).

211 Cf. ZALTA, *Essence and Modality*, 559-660.

missen trivialerweise wahr sind, wenn Identitätseigenschaften keine wesentlichen Eigenschaften sein können, sondern nur Eigenschaften, die sich aus den wesentlichen Eigenschaften ableiten. Wenn wir dagegen Identitätseigenschaften als wesentlich gelten lassen wollen, fehlt unserer Intuition eine Begründung.

Aus Fines Beispiel lässt sich somit die Lehre ziehen, dass wir nicht unbedacht die grammatikalische Struktur unserer Sprache auf die der Logik übertragen dürfen. Nur weil etwas über ein Einzelding ausgesagt werden kann, muss es noch keine logische Eigenschaft sein (zumindest nicht einer Logik, welche die grundlegende ontologische Struktur der Wirklichkeit nachzeichnet). Die modale Essenzialismusdefinition bleibt intakt.

c. Kritik am Essenzialismus II: Quines Paradoxien

Im Gegensatz zu Fine will Quine nicht eine veränderte Essenzialismusdefinition, sondern die Aufgabe des Essenzialismus. In *Word and Object* versucht er ihn anhand zweier Beispiele *ad absurdum* zu führen. Das erste dreht sich um die Zahl 9.²¹² Der Ausgangspunkt sind die folgenden Sätze:

- (a) Die Zahl 9 ist größer als die Zahl 4.
- (b) Die Zahl 9 ist identisch mit der Zahl der Planeten.²¹³

Zudem benötigen wir für Quines Argument ein Substitutionsprinzip:

Substitutionsprinzip: Wenn zwei Kennzeichnungen denselben Bezug haben, können sie gegeneinander ausgetauscht werden, ohne dass sich der Wahrheitswert der sie enthaltenden Sätze ändert.²¹⁴

Am Beispiel: Wenn der Sohn des Aigeus identisch mit Theseus ist, und Theseus den Minotaurus bezwungen hat, dann ist der Satz „Der Sohn des Aigeus hat den Minotaurus bezwungen“ ebenfalls wahr. Aus den beiden Sätzen über die Zahl 9 und dem Substitutionsprinzip folgt somit:

- (c) Die Zahl der Planeten ist größer als die Zahl 4.

Bisher ergeben sich noch keine Schwierigkeiten. Interessant wird es jedoch, wenn man zwischen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften unterscheidet. Dann gilt es nämlich, den Satz über die Größe von 9 umzuformulieren:

- (a') Es ist für die Zahl 9 wesentlich, größer als die Zahl 4 zu sein.

Wenn man jetzt in den Satz c substituiert, kommt man zur absurden Folgerung:

- (c') Es ist für die Zahl der Planeten wesentlich, größer als die Zahl 4 zu sein.

Doch dies ist falsch: Es gibt mögliche Welten, in denen die Zahl der Planeten unseres Sonnensystems auch 4 oder kleiner ist.

Was ist hier geschehen? Sieht man sich die bisher besprochenen Beispiele für wesentliche Eigenschaften an und vergleicht sie mit Quines Beispiel, wird man schnell einen bedeutenden Unterschied feststellen: In jenen waren die wesentli-

212 Cf. QUINE, *Word And Object*, 197ff. [341ff.].

213 Die Abwertung Plutos unberücksichtigt.

214 Bekanntlich gilt dies nicht in intensionalen Kontexten.

chen Eigenschaften von *raumzeitlichen Einzeldingen* thematisiert, in diesem die von andersartigen *Gegenständen*²¹⁵ – nämlich von Zahlen. Die Struktur unserer Sprache macht keinen Unterschied zwischen zwei Aussagen wie dem Satz über die Größe von 9 und einem Satz wie:

(d) Theseus ist stärker als der Minotaurus.

Bei beiden wird einem grammatikalischem Subjekt mittels Komparativ und Prädikativum eine Eigenschaft zugesprochen. Tatsächlich lässt sich der Satz über die Größe der Zahl 9 auf eine Art umformulieren, die beim Satz über Theseus' Stärke nicht gegeben ist. Er hat die gleichen Wahrheitsbedingungen wie:

(a-konditional) Für alle Eigenschaften gilt, wenn neun Gegenstände unter sie fallen, so fallen mehr als vier Gegenstände unter sie.

Während der Satz über Theseus' Stärke einem bestimmten Einzelding eine Eigenschaft zusprach, redet die konditionale Reformulierung von *a* ganz allgemein über Eigenschaften und Gegenstände.

Quines Argument lässt sich nun leicht der Boden entziehen. Nachdem der Satz *a* konditional reformuliert wurde, fügen wir das modale Vokabular ein:

(a-modal-konditional) Für alle Eigenschaften gilt *notwendigerweise*, wenn neun Gegenstände unter sie fallen, so fallen mehr als vier Gegenstände unter sie.

Da die Aussage einen notwendigen Sachverhalt zwischen Gegenständen und Eigenschaften ausdrückt und nicht die Notwendigkeit einer Zahl, darf das Konditional *auf keinen Fall* wie folgt lauten:

(a-modal-konditional') Für alle Eigenschaften gilt, wenn neun Gegenstände unter sie fallen, so fallen *notwendigerweise* mehr als vier Gegenstände unter sie.

Die Notwendigkeit ist nicht Teil des Konsequens des Konditionals. Sonst würde es wirklich zur Absurdität kommen, dass die Zahl der Planeten in unserem Sonnensystem notwendigerweise größer als vier sei.

Hier zeigt die Semantik der möglichen Welten ihre besondere Stärke, da wir das modale Vokabular weitestgehend aus der Aussage tilgen können. Dann besagt das modale Konditionale nicht mehr, als dass es *in allen möglichen Welten* keine Eigenschaft gibt, unter die maximal vier Gegenstände fallen, wenn neun Gegenstände unter diese Eigenschaft fallen. Und da in unserer Welt neun Gegenstände unter die Eigenschaft fallen, ein Planet unseres Sonnensystems zu sein, fallen mehr als vier Gegenstände unter diese Eigenschaften. Das modale Konditional besagt gerade nicht, dass in unserer möglichen Welt die Zahl der Planeten *notwendigerweise* größer als vier sei. Das Problem verschwindet bei korrekter Reformulierung des Beispiels.

Bevor wir aber allgemeine Schlussfolgerungen aus dem Beispiel ziehen, wollen wir uns Quines zweitem Beispiel zuwenden. Ausgangspunkt des Beispiels sind die Begriffe „Mathematiker“ und „Radfahrer“.²¹⁶ Für Mathematiker sei es eine

215 In dem weiten Sinne von „Gegenstand“, wie er im § 4b erläutert wurde.

216 Cf. *op. cit.*, 199 [344f].

wesentliche Eigenschaft, rational zu sein, für Radfahrer hingegen, zwei Beine zu haben. Schwierigkeiten bereite aber eine konkrete Person, die sowohl Mathematiker als auch Radfahrer sei. Scheinbar wäre für sie wesentlich, rational zu sein und zwei Beine zu haben. Das scheint aber abwegig, denn dann wäre es nicht mehr dieselbe Person, sobald sie beispielsweise durch einen tragischen Unfall ein Bein verlore.

Was wir beim Beispiel zur Anzahl der Planeten gelernt haben, sollte uns allerdings wachsam werden lassen. Denn wieder ist eine Umformulierung möglich. Quines Beispiel geht davon aus, dass Eigenschaften (nämlich die Eigenschaften, Mathematiker oder Radfahrer zu sein) selbst über wesentliche Eigenschaften verfügen. Die Absurdität verschwindet jedoch, wenn wir die Aussagen über die *Eigenschaften von Eigenschaften* in Konditionale über die Eigenschaften von Einzeldingen umwandeln:

Mathematiker: Es gilt *notwendigerweise* für alle Einzeldinge, dass sie die Eigenschaft haben, rational zu sein, wenn sie die Eigenschaft haben, Mathematiker zu sein.

Radfahrer: Es gilt *notwendigerweise* für alle Einzeldinge, dass sie die Eigenschaft haben, zweibeinig zu sein, wenn sie die Eigenschaft haben, Radfahrer zu sein.

Wiederum ist entscheidend, dass der Begriff „notwendigerweise“ vor dem Konditional steht und nicht vor der bedingten Eigenschaft. Dann folgt aus diesen beiden Konditionalen lediglich, dass unser Rad fahrender Mathematiker sowohl zweibeinig als auch rational ist, nicht, dass eine dieser beiden Eigenschaften für ihn wesentlich sei. Verliert er die Eigenschaft, zwei Beine zu haben, so verliert er auch die Eigenschaft, ein Radfahrer zu sein. Auf weiter reichende Konsequenzen legt uns das modale Vokabular nicht fest.

Welche Schlussfolgerungen sind aus Quines Einwänden gegen den Essenzialismus zu ziehen? Zuerst zeigt sich wieder, dass die grammatikalische Struktur eines Satzes nicht seine logische Struktur abbilden muss. Was wie die Rede über Eigenschaften von Eigenschaften oder Begriffen aussieht, entpuppt sich als eine konditionale Vernetzung von Eigenschaften, die allgemeine Aussagen über Einzeldinge trifft. Nicht die Eigenschaft *F* hat die Eigenschaft *G*, sondern wenn das Einzelding *x* die Eigenschaft *F* hat, hat es auch die Eigenschaft *G*.

Zweitens ist beim Gebrauch modalen Operatoren genau darauf zu achten, worauf sich der Operator erstreckt. Die Grammatik unserer Sprache lässt es zu, Begriffe wie „notwendigerweise“ recht frei im Satz zu verschieben („Notwendigerweise sind alle Menschen sterblich“ oder „Alle Menschen sind notwendigerweise sterblich“). Das heißt aber nicht, dass sie sich auch auf logischer Ebene frei positionieren lassen. In den besprochenen Fällen betrifft der Notwendigkeitsoperator die *gesamte* Aussage. Man spricht von sogenannter *de dicto*-Modalität.²¹⁷ Eine Formulierung „Es ist notwendigerweise der Fall, dass...“ macht klar, wo der Operator seinen Platz hat. Was notwendigerweise der Fall ist, steht dann in einem dass-Satz. Wenn Quine ein Substitutionsprinzip anwenden will, so muss er sich bewusst machen, dass er im Begriff ist, in einen dass-Satz zu substituieren. Bei dass-Sätzen, die Begriffen wie „glauben“ oder „wissen“ folgen, ist dies nicht

217 Cf. ROBERTSON, *Essential Vs. Accidental Properties*, Kap. 5.

zulässig. Sie spannen einen sogenannten intensionalen Kontext auf, der Substitution verbietet. Nur weil man im Mittelalter glaubte, dass der Morgenstern am Himmel stehe, und weil der Morgenstern und der Abendstern derselbe Planet sind, heißt dies nicht, dass man im Mittelalter glaubte, der Abendstern stehe am Himmel. Denn das setzte unter anderem voraus, dass man im Mittelalter bereits gewusst hätte, dass Morgen- und Abendstern derselbe Planet seien. Substitution ist also in einem solchen intensionalen Kontext eines dass-Satzes nicht ohne Weiteres möglich. Dass bei Quines Substitutionen Paradoxien auftreten – das ist die dritte Lehre, die wir aus seinen Beispielen ziehen können –, spricht dafür, dass diese Substitutionen in modale dass-Sätze nicht ohne Weiteres zulässig sind. Dieser Verdacht wird dadurch bestärkt, dass sich die Modalität aus den Eigenschaften ableitet, die im dass-Satz zu finden sind. Der modale Operator steht unmittelbar vor der Eigenschaft, nicht der gesamten Aussage. Man nennt dies *de re*-Modalität (oder auch Querfeldeinprädikation).²¹⁸ Eben nur einer solchen ist der Essenzialismus verpflichtet. Querfeldein prädizierte Eigenschaften dürfen nicht durch andere Eigenschaften ersetzt werden, die vielleicht auf dieselben Einzeldinge verweisen, aber nicht in der gleichen modalen Beziehung zu den anderen Eigenschaften der Aussage stehen. Die Bedeutung dieser Erkenntnis kann für die Apologie des Idealismus im vierten Teil dieser Arbeit nicht überschätzt werden.

Und als vierte und letzte Lehre lässt sich festhalten, dass man sehr genau darauf bedacht sein muss, zwischen Einzeldingen und Eigenschaften zu unterscheiden und nicht beides gleich zu behandeln. Die hier vorgeschlagene Definition des Essenzialismus bezieht sich einzig und allein auf Einzeldinge. Wenn ein Einzelding eine wesentliche Eigenschaft nicht *hat*, so existiert es nicht. Da die konditionalen Reformulierungen dafür sprechen, dass Eigenschaften keine Eigenschaften *haben*, sondern in einem konditionalen Verhältnis zueinander stehen, taugt unsere Essenzialismusdefinition nicht für einen *Essenzialismus der Eigenschaften*. Sie ist die Definition eines *Essenzialismus der Einzeldinge* und soll auch keinen anderen Zweck erfüllen. Gleichwohl zeigen uns die Reformulierungen anhand der Konditionale, wie eine Definition eines Essenzialismus der Eigenschaften auszusehen hat:

Essenzialismus der Eigenschaften (modal): Eine Eigenschaft *F* ist genau dann für eine Eigenschaft *G* wesentlich, wenn notwendigerweise der Fall ist, dass jedem Einzelding, dem *G* zukommt, auch *F* zukommt.

Oder in der Semantik möglicher Welten ausgedrückt:

Essenzialismus der Eigenschaften (mögliche Welten): Eine Eigenschaft *F* ist genau dann für eine Eigenschaft *G* wesentlich, wenn in jeder möglichen Welt allen Einzeldingen, denen *G* zukommt, auch *F* zukommt.

Wie es der Essenzialismus der Einzeldinge ermöglicht, die Identitätsbedingungen von Einzeldingen anzugeben, so lässt sich der Essenzialismus der Eigenschaften dazu nutzen, die Identität von Eigenschaften zu ermitteln: Zwei Eigenschaften sind genau dann identisch, wenn sie in denselben notwendigen Kondi-

218 Cf. *ibid.*

tionalen zu anderen Eigenschaften stehen. Allerdings gibt es auch eine Asymmetrie zwischen dem Essenzialismus der Eigenschaften und dem der Einzeldinge: der der Einzeldinge gibt zusätzlich noch an, unter welchen Bedingungen ein Einzelding existiert. Dagegen ist beim Essenzialismus der Eigenschaften von Existenzbedingungen von Eigenschaften keine Rede.

Obwohl uns ein solcher Essenzialismus der Eigenschaften sehr plausibel erscheint, ist er für den Gedankengang dieser Arbeit ohne Belang.²¹⁹ In ihr wird die Frage verhandelt, unter welchen Bedingungen zwei Einzeldinge wie das renovierte und das wieder zusammen gesetzte Schiff diachron identisch sind. Daher soll es im Folgenden um einen diachronen Essenzialismus der Einzeldinge gehen.

Mit diesen Schlussfolgerungen ist Quines Kritik am Essenzialismus zurückgewiesen. Dies heißt jedoch nicht, dass der Essenzialismus frei von Schwierigkeiten sei. Wir haben zwar eine Definition, die davon spricht, dass Eigenschaften für Einzeldinge wesentlich seien, was uns aber noch fehlt, ist ein *Kriterium*, das uns die Entscheidung ermöglicht, welche Eigenschaften genau für ein bestimmtes Einzelding die wesentlichen sind. Oder ausgedrückt in Form des einleitenden Rätsels: Was sind die wesentlichen Eigenschaften von Theseus' Schiff?

d. Kritik am Essenzialismus III: Welche Eigenschaften sind wesentlich?

Wenn man den Essenzialismus diachron konzipiert, hängt die diachrone Identität zweier Gegenstände davon ab, ob für sie dieselben Eigenschaften wesentlich sind. Wenn wir uns also fragen, ob das renovierte oder das wieder zusammengesetzte Schiff mit dem ursprünglichen identisch ist, so müssen wir zuerst die Frage klären, welches die wesentlichen Eigenschaften des ursprünglichen Schiffs sind. Doch wie findet man dies heraus? Wir haben Kriterien um herauszufinden, ob einem Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft zukommt. So sind wir imstande zu entscheiden, welche Farbe das Schiff des Theseus hat, indem wir es anschauen (wahlweise auch indem wir mit technischem Gerät die Frequenzen des Lichts messen, das von Theseus' Schiff reflektiert wird). Aber dies gibt uns keinen Aufschluss darüber, ob die so ermittelte Farbe für das Schiff des Theseus auch *wesentlich* ist. So minutiös wir die Eigenschaften eines Einzeldinges betrachten, erfahren wir doch nichts darüber, ob sie wesentlich sind. Und auch das Einzelding selbst verrät es nicht, denn dazu müssten wir zuerst einmal wissen, *was* genau das Einzelding ist. Aber das setzt eben voraus, was wir in Erfahrung bringen wollen: die Kenntnis seiner wesentlichen Eigenschaften. Der diachrone Hyperessenzialismus ist an einer Erklärungslücke gescheitert, die Theorie reiner Einzeldinge an ihrem Mystizismus, und jetzt bleibt uns der Essenzialismus die Antwort schuldig, nach welchen Kriterien sich Wesentlichkeit bestimmt.

In der Philosophie wurde für die eine oder andere Eigenschaftsklasse argumentiert; Eigenschaften dieser oder jener Klasse seien für einen Gegenstand wesentlich. Eine solche Position ist die Theorie dominanter Sortale von Michael Burke.²²⁰ Dieser zufolge entscheidet eine Zähl-Eigenschaft (wie beispielsweise „ein Schiff zu sein“ ganz im Gegensatz zu „rot sein“, was keine Zählung zulässt),

²¹⁹ Für eine überzeugende Argumentation für den Essenzialismus der Eigenschaften cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 151-163.

was ein Gegenstand ist. Nun kann ein Einzelding mehrere solcher Zähl-Eigenschaften aufweisen: Ein Einzelding, dass die Eigenschaft hat, ein Schiff zu sein, kann auch noch die Eigenschaft haben, ein Fortbewegungsmittel zu sein. Was ist dieses Einzelding nun? Burke zufolge ist eine dieser Zähl-Eigenschaften dominant. Verliert ein Einzelding seine dominante Zähl-Eigenschaft, hört es auf zu existieren. Ebenso hört es auf zu existieren, wenn es eine Zähl-Eigenschaft erhält, die dominant gegenüber seiner bisherigen dominanten Zähl-Eigenschaft ist. Dann hört es auf zu existieren und wird ein anderes Einzelding. Angenommen für einen Metallklumpen ist die Eigenschaft dominant, ein Metallklumpen zu sein, aber er wird dann zu einem Hammerkopf geschmiedet; und weiter angenommen die Eigenschaft, ein Hammerkopf zu sein, ist dominant gegenüber der Eigenschaft, ein Metallklumpen zu sein – dann hört Burke zufolge der Metallklumpen auf zu existieren und wird zu einem Hammerkopf, dessen Existenz in diesem Moment beginnt.

Wie ermittelt man nun, was die dominante Zähl-Eigenschaft ist? Burke zufolge ist es diejenige Eigenschaft, deren Besitz eines Einzeldinges, den Besitz der meisten weiteren Eigenschaften impliziert.²²¹ Ein Metallklumpen zu sein, impliziert, Eigenschaften wie ausgedehnt zu sein, ein gewisses Gewicht zu haben etc. Ein Hammerkopf zu sein, impliziert eben dasselbe plus noch eine große Zahl weiterer Eigenschaften wie, handwerklich nützlich zu sein, ein Artefakt zu sein etc. Daher wäre in diesem Fall die Eigenschaft, ein Hammerkopf zu sein, gegenüber der Eigenschaft nach Burke tatsächlich gegenüber der Eigenschaft, ein Metallklumpen zu sein, dominant.

Die Theorie Dominanter Sortale hat aber mit schwerwiegenden Problemen zu kämpfen. Zuerst lassen sich Eigenschaften konstruieren, die extrem spezifisch sind, und dazu führen, dass für jedes Einzelding intuitiv unwesentliche Änderungen, immer zum Existenzende führen. So könnte man die Eigenschaft konstruieren, ein Schiff zu sein, auf dem am Neujahrstag gesungen wird. Diese Eigenschaft hat viel weiter reichende Implikationen als die Eigenschaft, ein Schiff zu sein. Sie impliziert musische Eigenschaften und auf eine bestimmte Kultur zugeschnittene kalendarische Eigenschaften.²²² Ein solches Vorgehen lässt sich beliebig radikalisieren, sodass man am Ende nicht nur kontraintuitive essenzielle Eigenschaften hat, sondern die Position effektiv in den diachronen Hyperessenzialismus kollabiert.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, was bei gleicher Zahl implizierter Eigenschaften passiert: Die Eigenschaft, ein Schiff zu sein, impliziert nautische Eigenschaften. Aber Theseus' Schiff hat auch die Eigenschaft, eine Habseligkeit zu sein, was soziale Eigenschaften impliziert. Welche von beiden Eigenschaften ist dominant? Selbst wenn sich in diesem Fall ein Mehr an implizierten Eigenschaften ausmachen ließe, ist logisch nicht garantiert, dass dies bei jedem Paar von Eigenschaften möglich ist.

220 Cf. BURKE, *One Object to a Place*. Diese Theorie gibt sich zwar nicht explizit als eine Form des diachronen Essenzialismus aus, legt sich aber auf eine etwas umständliche Art auf einen solchen fest, indem sie bestimmte Eigenschaften als notwendig für diachrone Identität ausweist.

221 Cf. BURKE, *One Object to a Place*, Abs. V.

222 Cf. SIDER, *Temporal Parts*, 252f.

Zu guter Letzt ist das Kriterium für Dominanz nicht zwingend: Warum ist nicht diejenige Eigenschaft dominant, welche die wenigste Zahl an Eigenschaften impliziert? Oder jene, welche die größte Primzahl an Eigenschaften einschließt? Zu Burkes Verteidigung ist hier anzumerken, dass er auch keinen zwingenden Grund zu geben beabsichtigte, sondern lediglich unsere Intuitionen abbilden wollte.²²³ Allerdings besteht hier, wie immer bei intuitiven Argumenten, die Gefahr, dass jemand die Intuition nicht teilt. Gerade wenn man obiges Argument heranzieht, dass wir in einen diachronen Hyperessenzialismus schlittern (oder auch nur nahe an ihn heran), scheint sich die Intuitivität der Position erübrigt zu haben.

Eine anderer Versuch die essenziellen Eigenschaften zu bestimmen ist der Ursprungessenzialismus: Der Ursprung eines Gegenstandes sei seine wesentliche Eigenschaft. So wären für jeden Menschen die Begebenheiten seiner Zeugung wesentlich. Für Theseus wäre wesentlich, als Kind von Aithra aus einer bestimmten befruchteten Eizelle hervorgegangen zu sein.

Wir werden später noch sehen, dass gerade Ursprungseigenschaften für einen *diachronen* Essenzialismus uninteressant sind.²²⁴ Doch ganz unabhängig davon, dass diese spezifische Eigenschaftsklasse problematisch ist, soll in dieser Arbeit die These vertreten werden, dass keine bestimmte Klasse (logischer) Eigenschaften bei der Bestimmung von wesentlichen Eigenschaften in irgendeiner Form vor anderen privilegiert sei. Vielmehr ist zu erweisen, dass wesentliche Eigenschaften und somit diachrone Identität *relativ* sind.

223 Cf. BURKE, *One Object to a Place*, S. 614.

224 Cf. § 22 dieser Arbeit.

Kapitel 3. Relative Identität

§ 13. Relative Identität nach Geach: Wörterbucheinträge und Nachmenschen

Der Begriff relativer Identität ist eng mit Peter Thomas Geach verknüpft. Er gilt als der bedeutendste Anwalt dieser Position. Während in dieser Arbeit eine idealistische Identitätskonzeption vertreten werden soll, bleibt Geach im Kern jedoch Realist.²²⁵ Es gilt für uns daher zu prüfen, ob er die Probleme des Identitätsbegriffs umgehen kann, wie sie sich bei den drei bisher vorgestellten Konzeptionen von Identität gezeigt habe. Sind mit Geachs relativer Identität die theoretischen Schwierigkeiten ausgeräumt, oder ist der Weg für einen Idealismus der Identität frei?

Geach vergleicht den Begriff der Identität mit Freges Auffassung von Zahlen.²²⁶ Nehmen wir einmal an, wir hätten einen Apfel und eine Birne und jemand käme des Weges und fragte uns, wie viele wir haben. Die einzig sinnvolle Antwort wäre eine Gegenfrage: „Wie viele *was*?“ Denn je nachdem mit welchem Begriff man die Gegenfrage beantwortete, wäre die Antwort auf die Ursprungsfrage eine völlig andere. Auf die Frage, wie viele *Äpfel* wir haben, ist die korrekte Antwort „einen“, aber wenn wir nach *Früchten* gefragt werden, ist die Antwort „zwei“. Jede Angabe einer Anzahl braucht einen *zählbaren Begriff*²²⁷ wie „Apfel“ oder „Früchte“, an den sie gebunden ist.

Wie der Begriff der Anzahl ist Geach zufolge auch der der Identität abhängig von einem zählbaren Begriff:

When one says: „x' is identical with „y', this, I hold, is an incomplete expression; it is short for „x is the same A as y', where „A' represents some count noun understood from the context of utterance – or else, it is just a vague expression of a half formed thought.“²²⁸

Verdeutlichen wir uns das anhand eines Falles, den wir an ein Beispiel von Anil Gupta angelehnt haben:²²⁹

Angenommen, Theseus bestimmt die 30 Ruderer seiner Galeere eindeutig nach ihrer Sitzposition. Sie werden nach Back- oder Steuerbord und der Nummer der Ruderbank unterschieden. So kann Theseus seine Ruderer schnell ansprechen, ohne sich darüber Gedanken machen zu müssen, wer gerade auf welcher Bank

225 Robert Krauts Interpretation von Geachs Position hat jedoch idealistische Implikationen (cf. KRAUT, *Indiscernibility And Ontology*, besonders 123ff.). Doch selbst sollte er damit richtig liegen, wäre dies ein Idealismus, wie er hier nicht vertreten werden soll.

226 Cf. GEACH, *Ontological Relativity*, 289 und FREGE, *Grundlagen der Arithmetik*, § 22.

227 Das Gegenstück zu zählbaren Begriffen bilden *Massentermini* wie beispielsweise „Wasser“ oder „Rot“.

228 Cf. GEACH, *Logic Matters*, 238.

229 Cf. GUPTA, *The Logic Of Common Nouns*, 23.

sitzt. Als Theseus aus Athen aufbricht, befindet sich ein gewisser Philon auf der dritten Bank Steuerbord. Auf der Rückfahrt nach Athen ist jedoch ein gewisser Xenon der Ruderer auf dieser Bank und Philon rudert an anderer Stelle.

Auf die Frage, ob Philon derselbe ist wie Xenon, würde Geach fragen: „Derselbe was?“ Sie sind nicht *derselbe Mensch*, wohl aber *derselbe Ruderer* – nämlich der Ruderer der dritten Bank Steuerbord. Identität ist demnach relativ im Bezug auf die zählbaren Begriffen „Mensch“ und „Ruderer“.

Wenn wir Geachs Position nun auf das Rätsel um Theseus' Schiff anwenden, wird sich allerdings zeigen, dass diese Position gar nicht so klar ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Auf die Frage „Ist das renovierte oder das wieder zusammengesetzte Schiff dasselbe wie das ursprüngliche?“ müsste Geach entgegen: „Dasselbe was?“ Abhängig davon, welchen zählbaren Begriff wir einsetzen, sollten wir den Streit um die Identität des Schiffes auf die eine oder andere Art entscheiden können. Wenn wir jedoch den nächstliegenden Kandidaten einsetzen („*dasselbe Schiff*“), ist uns nicht im geringsten geholfen (es scheint vielmehr nahezuliegen, dass die Frage „Sind zwei der Schiffe dasselbe?“ elliptisch für die Frage ist „Sind zwei der Schiffe *dasselbe Schiff*?“). Und egal, ob wir den zählbaren Begriff abstrakter („Welches ist dasselbe *Wasserfahrzeug*?“) oder konkreter wählen („Welches ist dieselbe *Galeere*?“), bleibt das Rätsel bestehen.

Nehmen wir Geach wörtlich, bleibt seine Konzeption relativer Identität unvollständig. Die schlichte Ergänzung einer Identitätsfrage mit einem einem zählbaren Begriff liefert kein *Identitätskriterium*²³⁰, anhand dessen sich das Rätsel um Theseus' Schiff entscheiden lässt. Da Geach mit seiner Theorie jedoch ein Identitätskriterium liefern möchte, liegt der Verdacht nahe, dass wir sie bisher noch nicht richtig verstanden haben.²³¹

Auf die Fährte einer korrekten Geach-Interpretation bringt uns, anstatt nach „demselben Schiff“ nach einem anderen zählbaren Begriff zu fragen: „derselbe Schiffstyp“. Hier ist eine eindeutige Antwort möglich: Sowohl das renovierte als auch das wieder zusammengesetzte Schiff sind derselbe Schiffstyp wie das ursprüngliche. Denn alle drei Schiffe sind Galeeren.

Doch die Antwort wird uns Unwohlsein bereiten: Natürlich lässt sich die Frage, ob es sich um denselben Schiffstyp handelt, leicht entscheiden. Denn hier wird nicht danach gefragt, ob zwei *Einzeldinge* identisch sind, sondern ob zwei Einzeldinge dieselbe *Eigenschaft* haben. Es ist keine Frage numerischer, sondern eine qualitativer Identität. Die hier vertretene Interpretation Geachs ist, dass genau dies die Pointe seines Ansatzes von relativer Identität ist: Es gibt schlicht und ergreifend keine numerische Identität jenseits der qualitativen. Das ursprüngliche Schiff ist identisch mit dem renovierten bezogen auf beispielsweise seine Form, Materialart und seinen Kapitän. Dagegen ist es identisch mit dem

230 Geach macht in *Ontological Relativity*, 288 eine Doppeldeutigkeit des Begriffes „Identitätskriterium“ aus. Zum jetzigen Zeitpunkt übergehen wir diese Unterscheidung, kommen aber in § 23 darauf zurück.

231 Cf. *op. cit.*, 288f.

wieder zusammengesetzten bezogen auf beispielsweise Form, Materialart und Herkunft seines Holzes.²³²

Für diese Interpretation Geachs spricht, dass sich nur so die beiden Beispiele begreiflich machen lassen, die bei ihm selbst mehrfach wiederkehren – vor allem das „berüchtigte“²³³ Beispiel der *Nachmenschen*.

Sehen wir uns zuerst das einfachere Beispiel *derselben Wörter* an, dann das der *Nachmenschen*. Das Beispiel *derselben Wörter* präsentieren wir um der besseren Anschaulichkeit willen in leicht veränderter Version zu Geach.²³⁴ Nehmen wir zwei Aussagesätze:

(a) Theseus *bezwingt* den Minotaurus.

(b) Theseus *bezwang* die Zentauren.

Wenn wir jetzt fragen, ob die beiden kursiven Wörter dieselben seien, entgegnet Geach, wie wir wissen, „Dieselben *was?*“ Die Wörter sind *dasselbe Wort*, wenn wir „Wort“ analog zu den Lemmata eines Wörterbuchs verstehen. Aber sie sind nicht *dasselbe Wort im Sinne der Flexionsform eines Wortes*. Und schon gar nicht sind sie *dasselbe Wort im Sinne derselben Niederschrift eines Wortes* (dazu hätte man vielleicht das Wort aus dem ersten Satz ausschneiden und in den zweiten kleben müssen).

Im Gegensatz zum Schiff des Theseus scheint hier Geachs Ergänzung mit einem zählbaren Begriff zu gelingen. Jedoch gelingt sie nur, weil Aussagen qualitativer und numerischer Identität vermennt werden (wie bei der Frage nach dem Schiffstyp): Wenn wir sagen, beide Wörter seien identisch im Sinne von „Wörter eines Wörterbucheintrags“, so haben sie die Eigenschaft, in ihrem Kontext den Sachverhalt auszudrücken, dass jemand jemanden bezwingt. Und wenn wir sagen, im Sinne von Flexionsformen sind es verschiedene Wörter, so hat nur die Kursivierung im ersten Satz die Eigenschaft, in der dritten Person Präsens zu stehen, während die im zweiten die Eigenschaft hat, eine Präteritumform zu sein. In diesen beiden Bedeutungen von „Wort“ geht es um verschiedene *Eigenschaften*. Lediglich im Sinne von „Wortniederschrift“ geht es um verschiedene *Einzeldinge*.

Deutlich schwieriger wird es, das Beispiel der *Nachmenschen* zu verstehen. Geach definiert einen *Nachmenschen* wie folgt:

Nachmenschen: x ist genau dann derselbe *Nachmensch* wie y ,
wenn x ein Mensch ist und y ein Mensch ist und beide denselben
Nachnamen haben.²³⁵

Zählt man eine Gruppe Personen, so erhält man Geach zufolge unterschiedliche Zahlen, je nachdem, ob man die *Menschen* der Gruppe zählt oder die *Nachmenschen*. So wären beispielsweise der Dichter Clemens Brentano und der Philo-

232 Wobei letzteres eine temporale Eigenschaft ist. Es hat sich schon gezeigt, dass es sich dabei nicht um eine ontologisch grundlegende Eigenschaft handelt, die für Identitätsfragen eine nachgeordnete Stellung einnehmen (cf. § 11 dieser Arbeit).

233 DEUTSCH, *Relative Identity*, Kap. 3; Übersetzung vom Verfasser.

234 Für das ursprüngliche Beispiel cf. *Logic Matters*, 244 und *Ontological Relativity*, 294.

235 Cf. GEACH, *Logic Matters*, 245 und *Ontological Relativity*, 294f.

soph Franz Brentano zwei Menschen, aber ein und derselbe Nachmensch.²³⁶ Dies dürfe jedoch nicht falsch verstanden werden: Es gebe keine Nachmenschen zusätzlich zu den beiden Menschen.²³⁷ Dabei verhält es sich analog zu den beiden Sätzen aus dem Beispiel über dieselben Wörter.²³⁸ Wenn man in den beiden Kursivierungen dieser Sätze die Zahl der verschiedenen Wörter im Sinne von Wortniederschriften zählt, erhält man eine andere Anzahl als im Sinne des Wörterbucheintrags. Es gibt in den Kursivierungen aber keine Wörterbucheintrags-Wörter über die Wortniederschriften hinaus.

Auch sind Clemens und Franz Brentano nicht *Teile* desselben, sondern jeder von beiden *ist* derselbe Nachmensch. Geach definiert mit dem Begriff „Nachmensch“ nicht eine Art *Teil-Ganzes-Verhältnis* (wie beispielsweise „alle Menschen Athens“), in dem verschiedene Einzeldinge (die einzelnen Menschen in Athen) zu einem Ganzen zusammengefasst sind.²³⁹

Dies ist aber nicht ohne Schwierigkeiten: Wie sollen mehrere Menschen, die nicht den gleichen Ort einnehmen, aber zeitgleich existieren, *einen* Gegenstand konstituieren, ohne lediglich dessen Teile zu sein? Und auf die von Geach selbst angesprochene Frage, in welch merkwürdigem Sinne ein Nachmensch *ein* Herz oder *eine* Leber haben kann, weiß er selbst keine Antwort, sondern verweist lediglich darauf, dass sich in seiner Definition eines Nachmenschen keine Inkohärenz feststellen lasse.²⁴⁰

Dass Geach das Beispiel der Nachmenschen mit dem der verschiedenen Interpretationen von „Wort“ vergleicht, deutet darauf hin, dass auch hier eine Vermengung der Frage von qualitativer und numerischer Identität vorliegt. Suchen wir im Beispiel der Nachmenschen einmal nach den Eigenschaften und Einzeldingen. Geach definiert mit dem Begriff „Nachmensch“ eine Eigenschaft – und zwar eine zusammengesetzte Eigenschaft aus den Eigenschaften, ein Mensch zu sein *und* einen bestimmten Nachnamen zu haben.

Eigenschaften lassen sich meist in Untereigenschaften aufgliedern. So lässt sich die Eigenschaft farbig zu sein, in die Eigenschaften untergliedern, blau zu sein, rot zu sein, etc. Ebenso lässt sich die Eigenschaft, ein Nachmensch zu sein, untergliedern. Man kann ein Brentano-Nachmensch sein oder ein Kant-Nachmensch und so weiter (was nicht mehr heißt, als ein Mensch zu sein *und* „Brentano“ mit Nachnamen zu heißen, oder ein Mensch zu sein *und* „Kant“ mit Nachnamen zu heißen). Wenn wir sagen, dass Clemens und Franz Brentano derselbe Nachmensch seien, behaupten wir *nicht*, dass sie dasselbe Einzelding seien, sondern, dass sie beide dieselbe Eigenschaft haben. Beide haben die Eigenschaft, ein Brentano-Nachmensch zu sein – was lediglich heißt, ein Mensch zu sein und den Nachnamen „Brentano“ zu haben. Es ist analog zur Situation, wenn man im Tuchgeschäft bei zwei Farbproben behauptet, es handle sich um die gleiche Farbe.

236 „[...] If we count the man in Leeds and the surmen in Leeds, we shall get different counts; the count of surmen will be *smaller*“ (*ibid.*; Kursivierung nicht im Original).

237 Cf. *op. cit.*, 299ff. und BLANCHETTE, *Relative Identity and Cardinality*, 210.

238 Cf. GEACH, *Logic Matters*, 245.

239 Cf. GEACH, *Ontological Relativity*, 295.

240 Cf. *ibid.*

Jetzt kommt der entscheidende Punkt: Wenn Geach Nachmenschen zählt, so zählt er *keine Einzeldinge*, sondern beantwortet die Frage, wie viele verschiedene Eigenschaften einer Eigenschaftsklasse in einer Gruppe instantiiert sind. Doch damit beginnen die Schwierigkeiten: Bei der Zählung der Menschen einer Stadt zählen wir nicht, wie viele von den verschiedenen Eigenschaften der Eigenschaftsklasse, ein Mensch zu sein, in der Stadt instantiiert sind (beispielsweise die Eigenschaften, ein junger Mensch zu sein und ein alter Mensch zu sein etc.). Was wir zählen, sind die Einzeldinge selbst! Und zwar nur diejenigen Einzeldinge, denen die Eigenschaft zukommt, ein Mensch zu sein. Würde Geach die Einzeldinge einer Stadt zählen, denen die Eigenschaft zukommt, ein Nachmensch zu sein, so käme er auf exakt die gleiche Anzahl, wie wenn er die Einzeldinge zählte, denen die Eigenschaft zukommt, ein Mensch zu sein – selbst wenn sie alle denselben Nachnamen hätten.²⁴¹ Die ganzen Schwierigkeiten beim Beispiel der Nachmenschen rühren schlicht und ergreifend daher, dass Geach einmal Einzeldinge zählt und ein andermal, wie viel Eigenschaften einer bestimmten Eigenschaftsklasse instantiiert sind.²⁴² Es handelt sich um einen Kategorienfehler.²⁴³

Mit dieser Interpretation von Geachs Definition verschwinden auch die oben aufgeführten Schwierigkeiten: Wenn relative Identität nicht mehr heißt, als dass zwei Einzeldinge gemeinsame Eigenschaften haben, wird auch verständlich, wie Franz und Clemens Brentano derselbe Nachmensch sein können, ohne in einem Teil-Ganzes-Verhältnis zum Nachmenschen Brentano zu stehen. Sie sind nicht dasselbe Einzelding, sondern auf beide treffen lediglich die Eigenschaften zu,

241 Vorausgesetzt, jeder Mensch in der Stadt hätte einen Nachnamen. Ansonsten wäre natürlich die Zahl der Nachmenschen in der Stadt um die Zahl der Menschen ohne Nachnamen geringer als die Zahl der Männer.

242 Dies erklärt auch einen Unterschied, den Patricia Blanchette zwischen Geach und Frege feststellt (cf. *Relative Identity and Cardinality*, 211-213), und der nicht so recht zu Geachs Selbsteinschätzung passen will. Obwohl Geach seine Position an Frege orientiert, ist bei Frege die Anzahl der Elemente einer Menge immer gleich, während sie bei Geach variiert. Wie wir gezeigt haben, kommt Geach nur deswegen auf eine unterschiedliche Anzahl an Elementen einer Menge, weil er das Zählen von instantiierten Eigenschaften und das Zählen von Einzeldingen nicht hinreichend trennt. Sieht man von diesem Fehler bei Geach ab, kommt er wie Frege auf eine konstante Anzahl von Einzeldingen in einer Menge.

243 Man könnte versuchen, Geach vor diesem Vorwurf in Schutz nehmen, wenn man sich Robert Kraits Interpretation anschließt, der zufolge Geach den Unterschied zwischen Einzeldingen und Eigenschaften aufhebt (cf. KRAUT, *Indiscernibility and Ontology*, 114f. und besonders 118f.). Gemäß dieser Interpretation sind das, was wir als Einzeldinge betrachten, nur die Grenzen unserer Sprache. Wenn man sich eine stark verarmte Sprache vorstellte, welche die verschiedenen Vorkommnisse der Farbe Rot prinzipiell nicht unterscheiden könnte (weder nach Zeit, Raum, Form oder einem sonstigem Kriterium), wäre Rot in dieser Sprache keine Eigenschaft, sondern ein Einzelding (cf. *op. cit.* 116).

Ganz unabhängig davon, ob dies eine plausible Position ist, lässt sich jedoch dagegen einwenden, dass Geach im Falle der Nachmenschen die Eigenschaften zählt, in die sich die Eigenschaft „Nachmensch“ gliedert, im Fall der Menschen aber nicht die Eigenschaften, in die sich die Eigenschaft „Mensch“ gliedert, sondern diejenigen „Eigenschaften“, bei denen unsere Sprache nicht mehr zwischen ihren einzelnen Vorkommnissen unterscheiden kann.

ein Mann zu sein und Brentano mit Nachnamen zu heißen. Und in welchem Sinne ein Nachmensch ein Herz oder eine Leber haben kann, klärt sich nun auch: Da jemand, der die Eigenschaften hat, ein Mann zu sein, normalerweise auch die Eigenschaften hat, eine Leber und ein Herz zu haben, hat jemand der die Eigenschaft hat, ein Nachmensch zu sein, natürlich die gleichen Eigenschaften.²⁴⁴

Damit ist der Begriff der relativen Identität nach Geach präzisiert: Identität ist immer nur relativ zu Eigenschaften.²⁴⁵ Der Begriff der numerischen Identität wird von dem der qualitativen Identität verdrängt. Geachs relative Identität entpuppt sich als eine Position, die sich – wenn überhaupt – nur unwesentlich vom diachronen Hyperessenzialismus unterscheidet. Numerische Identität über die Zeit hinweg ist auch nach Geachs relativer Identität zufolge nicht möglich. Damit handelt sich diese Position aber auch eben all die Schwierigkeiten des diachronen Hyperessenzialismus ein: Sie ist zu einem Skeptizismus der Veränderungsaussagen gezwungen und schlittert in die gleiche Erklärungslücke.²⁴⁶ Geachs relative Identität ist somit keine Lösung für die Probleme des Identitätsbegriffs. Im Folgenden soll daher eine Konzeption relativer Identität entwickelt werden, die nicht dem diachronen Hyperessenzialismus, sondern dem diachronen Essenzialismus verpflichtet ist.

§ 14. Relative Identität als Essenzialismus: Ruderer und Menschen

Die Beispiele der verschiedenen Wörter und der Nachmenschen entpuppten sich als fehlerhaft. Einzeldinge und Eigenschaften wurden nicht sauber auseinandergehalten. Deswegen ist der Begriff der relativen Identität jedoch nicht prinzipiell abzulehnen. Auch wenn diese beiden Beispiele nicht zu leisten vermögen, was sie sollen, haben wir bereits zur Illustration von Geachs Position ein Beispiel kennen gelernt, das zu funktionieren scheint: das der Ruderer und Menschen auf Theseus' Galeere.

In diesem an Gupta angelehnten Beispiel wurde die Frage gestellt, ob Philon und Xenon derselbe seien. Ergänzt mit den zählbaren Begriffen „Ruderer“ oder „Mensch“ ließ sich die Frage beantworten. *Gewisse* zählbare Begriffe liefern also scheinbar doch ein Identitätskriterium, nach dem sich die Identität von Einzeldingen entscheiden lässt.

Die Crux besteht nun in der Frage, was diese Begriff von anderen zählbaren Begriffen unterscheidet. Oder auf unsere Fälle angewandt: Warum lässt sich die Frage nach *demselden Schiff* im Rätsel um Theseus' Schiff nicht entscheiden, die nach *demselden Ruderer* dagegen schon? Die Antwort findet sich im einlei-

244 Diese Interpretation Geachs hat zudem den Vorteil, dass ein an relativer Identität geäußelter Kritikpunkt an ihr abperlt: Nämlich, dass ein Mann mit zwei Söhnen zwei Väter sei (cf. DEUTSCH, *Relative Identity*, 3). Es treffen auf ihn lediglich zwei verschiedene Eigenschaften zu: einmal der Vater von Sohn *a* und einmal der von Sohn *b* zu sein.

245 Formal: $\Box \forall \Phi \forall x \forall y (x =_{\Phi} y \leftrightarrow (\Phi x \wedge \Phi y))$ wobei „ $=_{\Phi}$ “ für „... und ... sind relativ zu Eigenschaft Φ identisch“ steht.

246 Cf. § 10 dieser Arbeit.

tenden Teil des Beispiels der Ruderer. Es beginnt damit, wie Theseus seine Ruderer identifiziert. Der Begriff des Ruderers wird an das Identitätskriterium der Sitzbank gekoppelt. Durch die definitorische Perspektive von Theseus werden identitätsstiftende Eigenschaften mit dem Begriff des Ruderers verknüpft. Anhand dieser Perspektive lassen sich die Identitätsfragen eindeutig beantworten. Eben solch eine definitorische Perspektive fehlt, wenn wir das Rätsel um Theseus' Schiff ganz losgelöst von einem Kontext betrachten. Wenn wir dagegen solch eine definitorische Perspektive angeben, lässt sich auch das Rätsel um Theseus' Schiff leicht beantworten. Ein Händler könnte beispielsweise die Eigentumsverhältnisse als wesentlich erachten. Dann wäre das wieder zusammengesetzte Schiff nicht dasselbe, da es nicht mehr Theseus gehört. Relativ zum Händler ist die Lösung des Rätsels ein leichtes.

Mit dieser Feststellung ist Geachs Verständnis von relativer Identität bereits verlassen. Nicht mehr der zählbare Begriff ist das Identitätskriterium, sondern die dahinter liegende identitätsstiftende Eigenschaft. Wir brauchen den zählbaren Begriff nicht mehr, um die Identitätsfrage zu beantworten. Bezogen auf die identitätsstiftende Eigenschaft des Eigentums sind renoviertes und ursprüngliches Schiff identisch. Wählen wir jedoch die Herkunft des Holzes als identitätsstiftende Eigenschaft, könnte das ursprüngliche mit dem wieder zusammengesetzten Schiff identisch sein, da das neue Holz von ganz anderen Bäumen stammt. Dass Identität hier nicht relativ zu einem zählbaren Begriff ist, der hinter dem Wort „dasselbe“ steht, sondern zu identitätsstiftenden Eigenschaften, lässt sich daran sehen, dass wir soeben für denselben zählbaren Begriff „Schiff“ zwei unterschiedliche Identitätsaussagen getroffen haben – abhängig davon, ob wir den Kapitän oder den Materialursprung als identitätsstiftend angesehen haben.

Die hier vertretene Lösung ist also ein diachroner Essenzialismus, bei dem zur Bestimmung der wesentlichen Eigenschaften unseren Beschreibungskontext heranzuziehen ist. Aus der Perspektive eines Naturwissenschaftlers, für den die *kausale Geschichte der Atome* besondere Wichtigkeit hat, wird im Zusammenhang seiner Arbeit die Materialkonstanz wesentlich und somit eher das wieder zusammengesetzte Schiff identisch mit dem ursprünglichen sein. Dass es gar nicht mehr Theseus gehört und dass es zwischenzeitlich seine Form fast vollständig eingebüßt hatte, wird aus seiner Perspektive im Gegensatz zu der des Händlers *unwesentlich* sein.

Was wesentlich ist, ist demnach von *unserem individuellen* Standpunkt abhängig. Es gibt keinen Gottesgesichtspunkt, von dem aus sich jenseits unserer Beschreibungskontexte wesentliche Eigenschaften bestimmen ließen. Identität ist abhängig von unserer lebensweltlichen Praxis, in der wir uns gerade befinden. Dies würde auch unsere widersprüchlichen Intuitionen beim Rätsel um Theseus' Schiff erklären. Da wir uns bei dieser Fragestellung in den philosophischen Lehnstuhl setzen und jeglichen pragmatischen Kontext verlassen, versuchen wir den Blickwinkel von Gottes Auge einzunehmen. Damit gehen uns aber sämtliche Identitätskriterien verloren. Die Frage wird unentscheidbar.

Was heißt dies für die idealistische Zielsetzung dieser Arbeit? Mit einer Abhängigkeit der Identität von pragmatischen Kontexten scheint ein vielversprechender Weg für den Idealismus gefunden zu sein. Denn mit dem Begriff der Identität wäre der damit verbundene Begriff der wesentlichen Eigenschaften vom Be-

griff des Subjekts abhängig. Und da Einzeldinge für ihre Existenz auf wesentliche Eigenschaften angewiesen sind, wäre somit der Begriff des Einzeldinges geistesabhängig. Dass die Wirklichkeit wiederum von Einzeldingen abhängig ist, scheint intuitiv einsichtig (und wird sich später auch noch zeigen)²⁴⁷.

Da unsere gesamte Argumentation bisher von dem Rätsel um Theseus' Schiff abhängt, könnte ein Realist versucht sein, dies als einen Sonderfall zurückzuweisen. Natürlich erhielten wir eine Abhängigkeit vom Begriff des Subjekts, sobald wir von *menschlichen Artefakten* sprechen – also Gegenständen, für deren Kontexte Begriffe wie „Zweckgebundenheit“ (beispielsweise „Schiffe sind dazu da, die See zu befahren“) oder „Eigentum“ („Das Schiff gehört Theseus“) wesentlich seien. So könnte der Realist zustimmen, dass Gegenstände wie Schiffe, Toaster oder Kochlöffel geistesabhängig seien. Er würde jedoch darauf beharren, dass Bäume, Berge und Meere nicht den Begriff des Subjekts implizierten.

Dies wäre allerdings vorschnell. Für das Rätsel um Theseus' Schiff ist nicht entscheidend, dass es von einem menschlichen Artefakt handelt. Es ließe sich auch zum Rätsel der Wanderdüne umformulieren:

Angenommen, der Wind trägt von einer Düne immer ein wenig Sand an der einen Stelle ab, und an anderer Stelle wird ein wenig Sand an der Düne aufgetragen. Der verwehte Sand formt sich an anderem Orte wieder zur Düne. Nach einer gewissen Zeit befindet sich jedes Sandkorn der ursprünglichen Düne an dem neuen Orte, während sich am Ort der ursprünglichen Düne eine formgleiche Düne aus völlig anderen Sandkörnern befindet.

Das Rätsel kehrt ganz analog zum Schiff des Theseus wieder: Welche Düne ist mit der ursprünglichen Düne identisch, die wieder aufgetragene oder die aus den neuen Sandkörnern? Ein Verweis darauf, dass es im Rätsel um Theseus' Schiff um Artefakte geht, vermag also der bisherigen Argumentation nichts anzuhaben.

Gleichwohl ist die hier vorgeschlagene Lösung dennoch weit davon entfernt, vollständig zu sein. Zuerst beruht sie im Moment noch auf Begrifflichkeiten, die klärungsbedürftig sind. So haben wir vom „Beschreibungskontext“ oder „pragmatischem Kontext“ geredet. Aber was ist damit gemeint?

Noch viel gewichtiger ist, dass die Position der Kontextabhängigkeit von Identität bisher ihre gesamte Autorität lediglich auf drei Stützen baut: Erstens vermag sie eine Antwort auf das Rätsel um Theseus' Schiff zu geben, zweitens kann sie erklären, warum der Fall überhaupt zum Rätsel wurde, und drittens bietet sie eine Antwort darauf, wie wir herausfinden können, welches die wesentlichen Eigenschaften eines Einzeldinges sind.

Doch schon die erste Stütze wird viele nicht überzeugen – nämlich all diejenigen, denen die Entscheidung für das renovierte oder das wieder zusammengesetzte Schiff nicht schwer fiel. Wahrscheinlich werden auch sie eine Antwort bereit halten, warum viele Menschen zaudern oder eine andere Antwort geben, und somit die zweite Stütze zu unterminieren versuchen. Und letztlich gibt es auch Vorschläge dafür, welche Eigenschaften wesentlich sind.

247 Cf. den dritten Teil dieser Arbeit, besonders § 39a.

Die Gefahr der Rede von der Kontextabhängigkeit besteht darin, dass man bestimmte Kontexte in einer gewissen Form für *privilegiert* halten könnte (wahrscheinlich naturwissenschaftliche). Wenn aber ein Kontext grundlegend für alle anderen ist, wären die wesentlichen Eigenschaften bezogen auf ihn zu bestimmen, und die Antwort auf das Rätsel um Theseus' Schiff wäre gleich mitgeliefert. Schließlich hätte man auch eine Erklärung zur Hand, weswegen der Fall überhaupt rätselhaft sei: Weil vielen Leuten nicht bewusst sei, dass dieser eine Kontext grundlegend sei, verstrickten sich ihre Intuitionen in solchen Rätseln wie dem um Theseus' Schiff.

Um zu zeigen, dass kein Kontext privilegiert ist, muss sich belegen lassen, dass grundlegend verschiedene Beschreibungen der Welt möglich und dass solche Beschreibungen *äquivalent* sind. Sie sind Voraussetzung für einen Idealismus der Einzeldinge.

Teil II. Der Idealismus der Dinge

Kapitel 1. Der begriffliche Relativismus: Äquivalent, aber inkompatibel?

§ 15. Hinführung: Putnams und Goodmans Neustart des Idealismus

In der Diskussion zwischen Idealisten und Realisten erregten Hilary Putnam und Nelson Goodman besonderes Aufsehen mit der These, dass grundlegend verschiedene, aber dennoch äquivalente Beschreibungen möglich seien. Eben in diesem Zusammenhang sprach Putnam davon, dass es die Perspektive des Gottesauge nicht gebe.²⁴⁸ Er lehnte die These ab, dass „die eine wahre Theorie“²⁴⁹ der Welt existiere. Stattdessen seien „*inkompatible*, aber *äquivalente* Versionen der Welt“²⁵⁰ möglich. Auch Goodman zufolge „stellen alternative und anscheinend *widerstreitende* Versionen häufig gute und *gleiche Ansprüche auf Wahrheit* dar.“²⁵¹ Er zieht daraus jedoch den radikalen Schluss, dass es sich nicht um „viele mögliche Alternativen einer einzigen wirklichen Welt [handle], sondern, [um] eine Vielheit wirklicher Welten.“²⁵² Bei beiden Autoren handelt es sich um einen Ansatz *begrifflicher Relativität*.²⁵³ Demnach sind die Gegenstände der Wirklichkeit von den Begrifflichkeiten einer Theorie oder Sprache abhängig.²⁵⁴

Diese These, dass inkompatible, aber äquivalente Beschreibungen möglich seien, werden wir im Folgenden die *Äquivalenzthese* nennen. Die Wahrheit der These wird als Argument gegen den Realismus verstanden – als das *Argument äquivalenter Beschreibungen*.²⁵⁵

Die Diskussion der Äquivalenzthese hat zwei entscheidende Aspekte. Zuerst gilt es, die Frage zu klären, wie ihre zentralen Begriffe zu verstehen sind. Wir haben oben von *Inkompatibilität* und von *Äquivalenz* gesprochen. Beide Begriffe sind genauer zu spezifizieren, denn an ihnen entscheidet sich, ob das Argument äquivalenter Beschreibungen prinzipiell erfolgreich sein kann. Der zweite maßgebli-

248 Cf. beispielsweise PUTNAM, *Reason, Truth and History*, 72-74 [104-106] und *The Many Faces Of Realism*, 70.

249 „„The one true theory of everything““ (*Equivalence*, 26) und „the One True Theory“ (*Reason, Truth and History*, 73 [105]; Großschreibung im Original).

250 „[...] there can be incompatible but equivalent versions of the world“ (*Equivalence*, 43).

251 „[...] alternative ostensibly *conflicting* versions often present good and *equal claims* to truth“ (*Ways Of Worldmaking*, 110 [135]; Hervorhebungen nicht im Original; Übersetzung von Max Looser).

252 „We are not speaking in terms of multiple possible alternatives to a single actual world but of multiple actual worlds.“ (*op. cit.*, 2 [14]; Übersetzung von Max Looser).

253 Engl. „conceptual relativity“.

254 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 42-45, *Reason, Truth and History*, 72-74 [104-106].

255 Diese Bezeichnung stammt aus KHELENTZOS, *Naturalistic Realism*, 206; Übersetzung vom Verfasser.

che Aspekt ist die Prüfung der Wahrheit der Äquivalenzthese. Die Crux dabei besteht darin, glaubwürdige Beispielfälle für die These zu finden.²⁵⁶

Dem Realisten stehen dagegen zwei grundlegende Strategien gegen das Argument äquivalenter Beschreibungen offen. Er kann einerseits die Beispielfälle zurückweisen – entweder indem er aufzeigt, dass es sich nicht um inkompatible Beschreibungen handelt, oder indem er belegt, dass sie nicht äquivalent sind. Auf der anderen Seite kann er behaupten, dass die Äquivalenzthese keine idealistischen Konsequenzen nach sich ziehe, also dass die Äquivalenzthese nicht hinreichend für das Argument äquivalenter Beschreibungen sei.

Die Diskussion des Arguments äquivalenter Beschreibungen soll für unsere idealistische Zielsetzung nutzbar gemacht werden. Während Goodmans und Putnams Ausgangspunkt für einen Beleg der Äquivalenzthese der begriffliche Relativismus ist – also die Position, dass die Wirklichkeit von den Begriffen einer Sprache oder Theorie abhängig sei –, wollen wir einen anderen Ausgangspunkt wählen. Anhand der bisherigen Überlegungen zum Begriff der Identität soll ein Beispielfall entwickelt werden, der äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen zulässt.

Um diesen Beispielfall zu entwickeln, wollen wir zuerst einige prominente Beispielfälle von Goodman und Putnam betrachten. Es gilt, die Strategie des begrifflichen Relativismus nachzuzeichnen und daraus Lehren für einen Beleg der Äquivalenzthese im Kontext des Identitätsbegriffs zu ziehen. Bevor wir aber uns aber Goodmans und Putnams Beispielfällen widmen können, gilt es die zentralen Begriffe der Äquivalenzthese zu erläutern.

§ 16. Was heißt „Inkompatibilität“ und „Äquivalenz“?

Der Begriff der Inkompatibilität wird bei Putnam explizit gebraucht. Er spricht von „incompatible conceptual schemes“ und „incompatible theories“.²⁵⁷ Aber worin besteht diese Inkompatibilität? Eine Antwort gibt Goodman: Sie bestehe darin, dass zwei Beschreibungen in derselben Welt *inkohärent* seien.²⁵⁸ Das Inkohärenz für die Äquivalenzthese zu schwach ist, werden wir gleich im nächsten Paragraphen noch genauer sehen. Der stärkere Begriff der Inkonsistenz ist dagegen schon wieder zu stark: Da Inkonsistenz Wahrheit *in gleicher Hinsicht* ausschließt, wäre die Forderung „wahr, aber inkonsistent“barer Unsinn. Vielversprechender ist es *kontrafaktische* Inkonsistenz zu fordern: Die beiden wahren Beschreibungen *wären* inkonsistent, *wenn* sie dieselbe Welt *beschrieben*. Da wir aber Goodmans schwieriger These des Weltenpluralismus nicht folgen werden, müssen wir diese konditionale These abändern. Im Bedingungssatz darf nicht von „in derselben Welt“ die Rede sein. Da unsere Zielsetzung idealistisch ist, können wir stattdessen den Idealismus als Bedingung einfügen:

256 Cf. MORMANN, *Equivalent Theories*, 204.

257 PUTNAM, *Reason, Truth and History*, 73f. [105].

258 Cf. GOODMAN, *Ways Of Worldmaking*, 110 [135].

Kontrafaktische Inkompatibilität als Inkohärenz: Zwei Beschreibungen wären inkonsistent, wenn der Begriff der Wirklichkeit nicht von dem des Subjekts abhängig wäre.²⁵⁹

Belassen wir es vorerst bei dieser Bestimmung des Begriffs der Inkompatibilität. Bei der Diskussion der Beispielfälle, werden wir noch auf ein alternatives Verständnis stoßen.

Der Begriff der Äquivalenz wurde in der Literatur ungleich ausführlicher behandelt. Da es dafür zahllose Vorschläge gibt (auch ganz unabhängig von der Äquivalenzthese), ginge eine Besprechung jeder einzelnen Definition über die Zielsetzung dieser Untersuchungen hinaus. Daher werden wir uns nur die Aspekte herausgreifen, die uns beim Entwurf eines eigenen Äquivalenzbegriffs hilfreich sind.

Die gesuchte Form der Äquivalenz ist abzugrenzen von logischer Äquivalenz:²⁶⁰

Logische Äquivalenz: Zwei Aussagen sind genau dann logisch äquivalent, wenn sich jede der beiden Aussagen aus der anderen formal oder begrifflich ableiten lässt.

So lässt sich die Aussage „Alle Zentauren haben einen Pferdeleib“ aus der Aussage „Es gibt keinen Zentauren, der keinen Pferdeleib hat“ formal ableiten und umgekehrt. Und begrifflich ist der Satz „Theseus reitet einen Hengst“ mit dem Satz „Theseus reitet ein männliches Pferd“ äquivalent. Verfechter der Äquivalenzthese können jedoch nicht solch triviale Fälle von Äquivalenz meinen. Dann wäre die These von vornherein zum Scheitern verurteilt: Denn formal oder begrifflich äquivalente Aussagen können in keiner Hinsicht inkompatibel sein.²⁶¹

Putnam diskutiert als notwendige Bedingung für Äquivalenz, dass sich Theorien vom Standpunkt der anderen Theorie *interpretieren* lassen:²⁶²

Äquivalenz (2): Zwei Theorien *a* und *b* sind genau dann äquivalent, wenn sie sich vollständig ineinander übersetzen lassen.

Was ist darunter zu verstehen, dass sich zwei Theorien ineinander übersetzen lassen? Wie kann man einen Aspekt der einen Theorie einem der anderen zuordnen?

Putnams Antwort macht vom Begriff der *Erklärung* Gebrauch: Die Übersetzung einer Theorie in eine andere müsse deren *erklärende Kraft* bezüglich der *Phänomene* bewahren.²⁶³ Doch die Rede von Phänomenen ist verfänglich. Wenn man bei der Übersetzung einer Theorie in eine andere prüft, ob beide Theorien dieselben Phänomene gleich gut erklären, so nimmt man etwas außerhalb der Theorien als Übersetzungskriterium an.²⁶⁴ Da aber die Theorienabhängigkeit der *Wirklichkeit* beim Argument äquivalenter Beschreibungen zu belegen ist, verbietet sich solch ein Rückgriff auf extratheoretische Phänomene.

259 Cf. für ähnliche Definitionen LYNCH, *Truth in Context*, 93 und KHELENTZOS, *Naturalistic Realism*, 206.

260 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 26.

261 Eventuell bildet das Lügnerparadox die Ausnahme zu dieser Regel.

262 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 38.

263 Cf. *op. cit.*, 39f.

Bei der Bestimmung von Äquivalenz fallen häufiger die Begriffe „Vollständigkeit“ und „Wahrheit“.²⁶⁵ Den der Vollständigkeit haben wir schon in die letzte Definition *en passant* einfließen lassen. Versuchen wir auch den der Wahrheit aufzunehmen:

Äquivalenz (3): Zwei wahre Theorien sind genau dann äquivalent, wenn sie sich als vollständige Beschreibungen der Wirklichkeit (oder als Teile solch einer Beschreibung)²⁶⁶ untereinander austauschen lassen.

In dieser Form ist diese Definition nicht frei von Schwierigkeiten. Dass beide Theorien wahr sein sollen, verengt den Begriff der Äquivalenz zu stark: Dann könnten falsche Theorien nie äquivalent sein.

Damian Cox hat den Vorschlag gemacht, Äquivalenz an *Wahrheitsbedingungen* zu koppeln:

Äquivalenz (4): „Zwei beliebige Theorien sind genau dann [...] äquivalent, wenn sie in ihrer Gesamtheit unter den exakt gleichen möglichen Umständen wahr sind.“²⁶⁷

Es ist fraglich, wie solch eine Äquivalenz möglich sein soll, ohne dass sich die beiden Theorien aus der jeweils anderen ableiten lassen (womit wieder logische Äquivalenz vorläge). Daher wollen wir im Folgenden die Strategie für eine Äquivalenzdefinition ändern. Es soll nicht ein Begriff *absoluter Äquivalenz* entwickelt werden, sondern nur der einer *objektiven Äquivalenz*. Ausgangspunkt dieser Definition ist eine Formulierung Goodmans, die wir oben schon beiläufig erwähnt haben. Er behauptet: „[...] alternative ostensibly conflicting versions often present good and *equal claims to truth*.“²⁶⁸ Es ist nicht die Rede davon, dass inkompatible Aussagen *wahr* seien, sondern nur dass sie gleichwertigen *Anspruch* auf Wahrheit erheben können. Doch wann können *Ansprüche* auf Wahrheit gleichwertig sein? Eine Antwort wäre: Wenn es *prinzipiell* kein Entscheidungskriterium gibt, anhand dessen wir die eine Aussage verwerfen, die andere aber bejahen können. Doch dies wäre zu stark. Denn wie wir bereits gesehen haben, sind prinzipiell unentscheidbare Aussagen als Mystizismus abzulehnen.²⁶⁹ Wir können die Bedingung jedoch leicht abschwächen: Anhand *objektiver* Entscheidungskriterien können Aussagen gleichwertige Ansprüche auf Wahrheit erheben. In diesen Fällen gibt es kein objektives Kriterium, um zu entscheiden, ob ein Satz wahr, der andere aber falsch ist:

264 Putnam scheint diesen Einwand selbst zu sehen (*ibid.*). Allerdings lässt sich aus seiner Behandlung des Themas nicht erkennen, wie er ihm entgegen kann. Weitere Kritikpunkte an diesem Äquivalenzverständnis finden sich in Cox, Putnam, *Equivalence, Realism*, 161f.

265 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 26 und 39, Cox, Putnam, *Equivalence, Realism*, 159 und LYNCH, *Truth in Context*, 77-81.

266 „Als Teile einer vollständigen Beschreibung“ wurde hier eingefügt, um dem Problem aus dem Weg zu gehen, wie man die Grenzen einer Theorie zieht, welche nur die vollständige Beschreibung *eines Aspekts* der Wirklichkeit bieten will.

267 *Op. Cit.*, 160; Übersetzung vom Verfasser.

268 *Ways Of Worldmaking*, 110 [135]; Hervorhebungen nicht im Original).

269 Cf. § 3b dieser Arbeit. Das Lügnerparadox ist hiervon eventuell auszunehmen.

Objektive Äquivalenz: Zwei Theorien sind objektiv äquivalent, wenn sich unter den exakt gleichen möglichen objektiven Umständen aus keinem dieser Umstände die Wahrheit der einen und die Falschheit der anderen Theorie ableiten lassen.

Bei dieser Definition objektiver Äquivalenz hängt alles an dem Begriff der Objektivität. Doch für eine Bestimmung des Objektivitätsbegriffs haben wir bisher die begrifflichen Mittel noch nicht entwickelt. Vorerst werden wir uns mit einem intuitiven Verständnis begnügen müssen.

§ 17. Belege des begrifflichen Relativismus

Putnam und besonders Goodman geben zahlreiche Beispiele, um die Äquivalenzthese zu untermauern. Wir werden im Folgenden ein eher beiläufiges Beispiel von Goodman kurz abhandeln, um das Profil der Äquivalenzthese weiter zu schärfen. Dann sollen exemplarisch vier Fälle ausführlicher besprochen werden. An jedem dieser Fälle lässt sich eine Schwierigkeit für das Erstellen äquivalenter, aber inkompatibler Beschreibungen festmachen.

Vollständig ausklammern werden wir diejenigen Beispiele Putnams, die er aus der Physik anführt.²⁷⁰ Sie bedürften einer aufwendigen Deutung der physikalischen Forschung, um festzustellen, ob es sich wirklich um Belege der Äquivalenzthese handelt. Zudem droht die Gefahr einer Auflösung jeglicher Inkompatibilität durch zukünftige physikalische Erkenntnisse. Daher sollen sie in dieser Arbeit keine Rolle spielen.

Zuerst aber das beiläufige Beispiel Goodmans: Er hält Fälle verschiedener Weltauffassungen für blass, wenn sie sich routinemäßig ineinander übersetzen lassen.²⁷¹ Er schreibt:

*Much more striking is the vast variety of versions and visions in the several sciences [and] in the works of different painters and writers [...]. Here we have no neat set of frames of reference, no ready rules for transforming physics, biology, and psychology into one another, and no way at all of transforming any of these into Van Gogh's vision [...].*²⁷²

Dass sich diese vermeintlich inkompatiblen „Weltbeschreibungen“ nicht ineinander übersetzen lassen, sollte Zweifel aufwerfen, ob sie tatsächlich äquivalent sind. Nur weil eine Übersetzung nicht möglich ist, heißt dies nicht zwingend, dass diese „Weltbeschreibungen“ inkompatibel seien. Auch das ohmsche Gesetz lässt sich nicht in das Gravitationsgesetz übersetzen, jedoch sind sie weit davon entfernt, inkompatibel zu sein. Vielmehr sind sie Teil einer vollständigen Theorie der Physik. Es ließe sich einwenden, dass diese beiden Gesetze auf gleichen oder zumindest gleichartigen Axiomen beruhten, was sich über die Physik und die Gemälde Van Goghs nicht sagen lasse. Doch auch die Verschiedenheit der Axio-

270 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 33f. und *Reason, Truth and History* 72-74 [104-106].

271 *Ways of Worldmaking*, 3 [15].

272 *Ibid.*

me garantiert lediglich die Goodman geforderte *Inkohärenz*, nicht die *Äquivalenz*. Daraus folgte nicht mehr als die Erkenntnis, dass sich die Welt nicht auf Basis eines gleichartigen Axiomensatzes vollständig beschreiben lasse. Für die Beschreibung der Welt wären mehrere Theorien notwendig. Diese stünden aber nicht im Widerstreit, wie Goodman es fordert, sondern ergänzten sich, ohne in- einander aufzugehen. Goodmans Beispiel von Physik und Van Gogh belegen höchstens einen Antireduktionismus: Nicht alle Theorien lassen sich auf eine Theorie reduzieren. Diese Position ist aber weit davon entfernt, mit der Äquivalenzthese identisch zu sein. Ein Antireduktionismus behauptet nur, dass Theorien grundlegend verschieden²⁷³ seien, nicht aber dass sie sich darüber hinaus durch Äquivalenz auszeichnete.

Mit dieser Unterscheidung zwischen Antireduktionismus und Äquivalenzthese können wir uns nun den vier Beispielen zuwenden.

a. Grundbegriffe von Raum und Zeit

Putnam zufolge können wir auf mindestens zwei verschiedene Arten das Raum-Zeit-Kontinuum beschreiben. Entweder wir verstehen es als aus Punkten aufgebaut, aus denen sich dann die raumzeitlich ausgedehnten Körper ergeben; oder wir sind der Ansicht, das Raum-Zeit-Kontinuum bestehe aus den raumzeitlichen Körpern. Au ihnen leiteten sich dann die einzelnen Punkte ab.²⁷⁴

Putnam hält beide Konzeptionen der Raumzeit für äquivalent. Wir könnten keinen den Vorzug geben. Denn alle Phänomene – ganz gleich, ob man sie beobachten kann oder nicht – würden physikalisch durch beide Ansätze gleich gut erklärt.²⁷⁵ Eine Übersetzung der Rede von Punkten in die Rede von Körpern und umgekehrt scheint auch ohne Schwierigkeiten zu funktionieren. Beide Ansätze sind offenbar äquivalent.

Drew Khlentzos weist jedoch Putnams Beispiel überzeugend zurück. Er argumentiert dafür, dass beide Ansätze keineswegs inkompatibel seien. Vielmehr könnten die Körper dazu genutzt werden, Punkte zu identifizieren, und die Punkte definierten die Körper.²⁷⁶ Diese Erkenntnis spricht dafür, dass die Begriffe „Körper“ und „Punkte“ wechselseitig voneinander abhängig sind. Wenn man den Begriff des Körpers erklären will, ist man auf den des Punktes angewiesen und umgekehrt. Sie bilden somit ein *holistisches Begriffscluster*, wie wir es in Willascheks Beispiel der Begriffe „Eltern“ und „Kind“ bereits kennen gelernt haben.²⁷⁷ Auch diese Begriffe sind aufeinander angewiesen. Das heißt jedoch nicht, dass es sich um zwei widerstreitende Theorien der Verwandtschaft handle – eine Theorie, bei der aus den Eltern die Kinder abgeleitet seien, und eine Theorie, wo Gegenteiliges der Fall sei. Vielmehr handelt es sich um ein und denselben Weg, Verwandtschaftsverhältnisse zu beschreiben – ein Weg, bei dem die

273 Allerdings eben nicht grundlegend verschieden im Sinne von Goodmans kontrafaktischer Inkohärenz, wie sie oben beschrieben wurde.

274 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 42ff. Damit verwandt ist ein Beispiel Goodmans: Er stellt die Frage, ob es im Raum nur Geraden oder nur Punkte gibt (cf. GOODMAN, *Ways of Worldmaking*, 114f. [140f]).

275 Cf. PUTNAM, *Equivalence*, 43.

276 KHELTZOS, *Naturalistic Realism*, 210.

277 Cf. § 4c dieser Arbeit.

Grundbegriff „Eltern“ und „Kind“ in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Gleiches gilt auch für die Begriffe „Punkt“ und „Körper“. Zwar lässt sich ein räumliches System so beschreiben, dass auf einen der beiden Begriffe oberflächlich verzichtet wird. Sobald man allerdings fragt, was denn ein Punkt oder ein Körper ist, muss man entweder in den sauren Apfel beißen und behaupten, dass der Begriff nicht zu erläutern sei, oder den jeweils ausgelassenen Begriff zu Rate ziehen. Dann zeigt sich aber, dass es nicht zwei verschiedene Theorien der Raumzeit sind, sondern jede der beiden Beschreibungen unter ihrer Oberfläche die jeweils andere bereits enthält. Die Beschreibungen sind nicht *inkompatibel*, sondern *logisch äquivalent*.

b. Gegenstände zählen

Putnams wohl bekanntestes Beispiel dreht sich um zwei verschiedene Arten, Gegenstände zu zählen.²⁷⁸ Um der Anschaulichkeit willen übernehmen wir Michael Lynchs Darstellung des Beispiels:

Zwei Freunde, Smith und Jones, haben einen Beutel, in dem sich drei Marmorstücke befinden: x, y und z . Sie streiten sich darüber, wie viele Gegenstände in dem Beutel sind. Johnson ist der Ansicht, dass dort drei Gegenstände seien: x, y und z . Smith äußert hingegen die Ansicht, dass sich in dem Beutel mindestens sieben Gegenstände befänden – nämlich x, y und z sowie vier Mengen: erstens die Menge $\{x, y\}$, zweitens $\{y, z\}$, drittens $\{x, z\}$ und viertens $\{x, y, z\}$.²⁷⁹

Über die Menge der Gegenstände im Beutel werden zwei Aussagen getroffen:

- (a) Es befinden sich genau drei Gegenstände im Beutel.
- (b) Es befinden sich mindestens sieben Gegenstände im Beutel.

Dem ersten Anschein nach erfüllen die beiden Sätze die Bedingungen der Äquivalenzthese:

1. Beide Sätze sind wahr.

Johnsons Zählung entspricht unserer alltäglichen Praxis. Im Alltag käme wohl niemand auf die Idee, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Aber auch Smiths Zählung ist nicht aus der Luft gegriffen. Denn wir können auch Mengen zum *Gegenstand unserer Aussagen* machen (und Putnam kann sogar für beide Zählarten Autoritäten anführen. Carnap würde mit Jones zählen, während sich Warschauer Logiker Smith verbunden fühlen dürften)^{280, 281} Wenn aber beide Zählungen gleich gut begründeten Anspruch auf Wahrheit erheben können, wäre eine Bedingung für Äquivalenz erfüllt. Hinzu kommt:

2. Beide Sätze sind inkonsistent.

278 Cf. PUTNAM, *The Many Faces Of Realism*, 18ff. und 32ff.

279 Cf. LYNCH, *Truth In Context*, 77ff.

280 Cf. PUTNAM, *The Many Faces Of Realism*, 18.

Da drei weniger als sieben ist, kann die Anzahl der Gegenstände im Beutel nicht sowohl drei als auch sieben oder mehr sein. Mit einer Inkonsistenz ist die Bedingung der Inkompatibilität zu genüge erfüllt.

Dass eine Inkonsistenz wirklich vorliegt, fußt jedoch auf einer entscheidenden Prämisse: Die beiden Zählungen müssen *in gleicher Hinsicht* erfolgen. Die Inkonsistenz darf nicht auf der Doppeldeutigkeit der verwendeten Begriffe beruhen. Es ist also noch folgende Annahme hinzuzuziehen:

(p1) Johnsons und Smiths Zählung verwenden dieselben Begriffe von „Zahl“ und „Gegenstand“ und „Existenz“.²⁸²

Ist diese Prämisse nicht erfüllt, handelt es sich nicht um Inkonsistenz, sondern Johnson und Smith reden schlicht aneinander vorbei. Natürlich handelt es sich bei p1 um die strittige Prämisse. Oben haben wir Smiths Zählung damit gerechtfertigt, dass eine Menge ein Gegenstand sei – nämlich der *Gegenstand einer Aussagen*. Aber handelt es sich bei Johnsons Zählung ebenfalls um Gegenstände im Sinne von „Gegenstand einer Aussage“? Khlentzos merkt an, dass das Wort „Gegenstand“ in jeder der beiden Zählungen nicht vollständig homonym sei.²⁸³ Es sind nicht zwei *zufällig* identische Lautfolgen mit völlig verschiedener Bedeutung, wie das deutsche Wort „Bank“ zufälligerweise einmal das Kreditinstitut und einmal die Sitzgelegenheit bezeichnen kann. Dennoch handle es sich deswegen nicht um ein und denselben Begriff, sondern um zwei, die in einer Beziehung stehen: Eine Menge als Gegenstand enthält gewöhnliche Gegenstände.²⁸⁴ Man darf also annehmen, dass Johnson und Smith ihre Meinungsverschiedenheit sofort auflösen, sobald sie sich darüber verständigt hätten, nach welcher Bedeutung von „Gegenstand“ sie die Steine im Beutel zählen wollen.

Michael Lynch versucht, Putnams Beispiel vor dem Vorwurf der Doppeldeutigkeit zu retten.²⁸⁵ Er verweist darauf, dass gemäß „analytischer Metaphysik“ alles ein Gegenstand sein kann, worauf sich Bezug nehmen lasse.²⁸⁶ Dies sei der „mi-

281 Wir übergehen einen Einwand, der sich gegen Smiths Zählung ins Feld führen lässt: nämlich dass sich die vier Mengen des Beispiels ($\{x,y\}$, $\{y,z\}$, $\{x,z\}$ und $\{x,y,z\}$) *nicht* in dem Beutel befinden. Dieser Einwand geht von der plausiblen Prämisse aus, dass es unzulässig sei, die Eigenschaften der Elemente einer Menge auf die Menge selbst zu übertragen. Die Menge aller eckigen Gegenstände hat selbst keine Ecken, und die Menge aller Primzahlen zwischen 10 und 20 liegt weder selbst zwischen 10 und 20 noch ist sie selbst eine Primzahl (ironischerweise hat sie *vier* Elemente). Ebenso befindet sich die Menge $\{x,y\}$ – oder eine der anderen Mengen des Beispiels nicht im Beutel, sondern enthält nur Gegenstände, welche die Eigenschaft haben, sich im Beutel zu befinden. Obwohl der Einwand plausibel ist, übergehen wir ihn aber, da sich das Beispiel leicht abändern ließe: nämlich indem man nicht von Mengen, sondern von *verstreuten Gegenständen* spricht (für den Begriff des verstreuten Gegenstands cf. § 9e, Punkt iii dieser Arbeit). Denn der Gegenstand, der nur x und y als Konstituenten hat, befindet sich in der Tat im Beutel.

282 Cf. LYNCH, *Truth in Context*, 82 und SEARLE, *The Construction Of Social Reality*, 163f.

283 KHELTZOS, *Naturalistic Realism*, 215.

284 *Ibid.*

285 Cf. LYNCH, *Truth in Context*, 82-91.

286 Cf. *op. cit.*, 83; Übersetzung vom Verfasser. Als Gewährsmänner für diese Aussage führt er Quine und Frege beziehungsweise Dummetts Fregeinterpretation an (cf. *op. cit.* 163).

nimale Gegenstandsbegriff²⁸⁷, und sowohl Smith als auch Johnson seien auf ihn angewiesen.²⁸⁷

Doch weswegen kommen Smith und Johnson nicht zum gleichen Ergebnis? Wenn „der minimale Gegenstandsbegriff“ lediglich als notwendige Bedingung zu verstehen wäre, ließ sich die Meinungsverschiedenheit leicht erklären: Smith hätte den Begriff durch weitere Bedingungen angereichert, sodass nur als Gegenstand zählte, was unter die materiellen Alltagsgegenstände von mittlerer Größe und einer bestimmten Festigkeit fiel. Johnsons Bedingungen wären in einem Punkt weniger restriktiv: Er ließe auch mereologische Mengen solcher Gegenstände als Gegenstände zu. Das heißt, es gäbe einen minimalen Gegenstandsbegriff, und aus diesem ließen sich weiter gehende Gegenstandsbegriffe entwickeln, indem man einschränkende Bedingungen hinzuzöge.

Diese Interpretation hilft Lynch und Putnam allerdings nicht weiter. Denn sie ist lediglich eine Umformulierung des Vorwurfs der Doppeldeutigkeit. Wir haben zwei verschiedene Begriffe, nach denen geurteilt wird. Beide haben lediglich einen gemeinsamen Begriffskern, „Kugel“ und „Körper“ den gemeinsamen Begriffskern der Ausdehnung haben. Jedoch würde niemand zwischen den Aussagen „Die Zahl der Kugeln im Beutel ist zwei“ und „Die Zahl der Körper im Beutel ist drei“ eine Inkonsistenz ausmachen wollen, nur weil beide Begriffe den der Ausdehnung implizieren. Ebenso wenig widersprechen sich Smith und Johnson, nur weil ihren beiden Gegenstandsbegriffen gemein ist, dass man sich auf etwas beziehen könne, wenn es ein Gegenstand sei.

Sollte Lynch aber so zu verstehen sein, dass beide Zählungen einzig den minimalen Gegenstandsbegriff als Kriterium verwenden, so ist ganz und gar uneinsichtig, weswegen Smith und Johnson nicht zum gleichen Ergebnis kommen. Da man sich scheinbar auch auf Mengen beziehen kann, wäre Smiths Zählung korrekt. Sollte sich dagegen ein Argument dafür finden, dass dies nur eine Täuschung der Grammatik unserer Sprache sei und wir uns unter der Oberflächenstruktur nur auf die Gegenstände der Menge beziehen können, nicht auf die Mengen selbst, wäre Smiths Begründung seiner Zählweise der Boden entzogen. Wiederum wäre keine Inkonsistenz zu finden.

Putnam erkennt an, dass beiden Zählungen keine einheitlichen Begrifflichkeiten von „Existenz“ und „Gegenstand“ zugrunde liegen, stellt jedoch in Abrede, dass sich eine absolute Bedeutung dieser Begriffe finden lasse.²⁸⁸ Ob diese Behauptung Putnams zutreffend ist, wollen wir übergehen. Denn auch wenn dies der Fall wäre, hilft es nicht, die Inkonsistenz wieder herzustellen. Selbst wenn Begriffe notwendigerweise uneindeutig sind, lässt sich daraus nicht ableiten, dass es sich im Fall von Smith und Johnson um denselben Begriff handle. Da wir vielmehr Unterscheidungskriterien haben, handelt es sich *nicht* um denselben Begriff. Die beiden verschiedenen Begriff mögen für sich genommen nicht eindeutig sein, dass aber eine Grenze zwischen beiden verläuft, kann nicht bestritten werden.

287 „Minimal concept of an object“ (*op. cit.*, 83); Übersetzung vom Verfasser.

288 Cf. PUTNAM, *The Many Faces Of Realism*, 19.

Damit taugt auch dieses Beispiel nicht als Beleg der Äquivalenzthese. Ohne Inkonsistenz finden wir hier keine Inkompatibilität. Dass Smiths Zählung die von Johnson voraussetzt, ist ein Anzeichen dafür, dass es sich auch in diesem Fall um Aspekte ein und derselben vollständigen Beschreibung der Welt handelt.

c. Bewegung und Ruhe

Das folgende Beispiel stammt von Goodman. In ihm werden Gegenstände in Bewegung auf verschiedene Art und Weise beschrieben.²⁸⁹ So lasse sich das Bewegungsverhältnis zwischen Erde und Sonne auf zwei Arten beschreiben:

- (a) Die Erde dreht sich um die Sonne, und die Sonne steht still.
- (b) Die Sonne dreht sich um die Erde, und die Erde steht still.

Beide Sätze scheinen inkonsistent zu sein. Denn jeder der beiden Gegenstände bewegt sich gemäß einer der beiden Aussagen und ruht dagegen gemäß der anderen. Wenn man nicht eine Äthertheorie vertreten will, derzufolge Bewegung und Ruhe in Abhängigkeit zu einem absolutem Raum bestimmt sind, scheinen auch beide Sätze gleichermaßen wahr zu sein. Somit sind scheinbar grundlegenden Verschiedenheit als auch Äquivalenz in beiden Aussagen gegeben.

Goodman selbst sah den Einwand, dass der Widerspruch aufzuheben sei, indem man beide Beschreibungen als elliptisch ansieht: Der Widerspruch entstehe nur deswegen, weil die Sätze *unvollständig* seien.²⁹⁰ So sind die Sätze „Der Minotaurus lebte noch“ und „Der Minotaurus war tot“ inkonsistent, wenn sie sich auf den gleichen Zeitpunkt beziehen. Dagegen sind die Sätze „Der Minotaurus lebte noch, als Theseus nach Minos kam“ und „Der Minotaurus war tot, als Theseus Minos verließ“ konsistent. Lediglich die Ellipse des temporalen Nebensatzes erzeugt den Anschein einer Inkonsistenz.

Liegt eine solche Ellipse auch in den beiden Sätzen über das Bewegungsverhältnis von Sonne und Erde vor? Goodman verneint dies. Er diskutiert mehrere Ergänzungen und weist jede davon zurück.²⁹¹ Aus seinen Entgegnungen lassen sich zwei Bedingungen ableiten, die eine Ergänzung erfüllen muss, damit sie als Explikation einer Ellipse gelten darf.²⁹²

Der erste Ergänzungsversuch:

- (a') Die Erde dreht sich laut dem heliozentrischen Weltbild um die Sonne, und die Sonne steht still.
- (b') Die Sonne dreht sich laut dem geozentrischen Weltbild um die Erde, und die Erde steht still.

Goodman merkt zurecht an, dass sich bei diesen beiden Ergänzungen die Wahrheitsbedingungen grundlegend ändern. Denn jetzt hängt die Wahrheit des Satzes nicht mehr von den Eigenschaften von Sonne und Erde ab, sondern lediglich davon, was die beiden Weltbilder *behaupten*. Zur Verdeutlichung: Der Satz „The-

289 Cf. *Ways of Worldmaking*, 2 [14] und 111-114 [136-139] sowie *Of Mind And Other Matters*, 30-31 [53].

290 Cf. GOODMAN, *Ways of Worldmaking*, 112 [137].

291 Cf. *op. cit.*, 111-114 [136-139].

292 Brian Huschle liest allerdings drei Prinzipien aus Goodman heraus (cf. HUSCHLE, *Goodman On Motion*, 41).

seus ist der Feind seines Vaters“ ist falsch, während „Theseus' Vater glaubt von seinem Sohn, dass er sein Feind sei“ wahr ist. Aigeus hielt seinen Sohn aufgrund der Einflüsterungen Medeas für einen Feind. Für-wahr-Halten und Wahr-Sein sind zwei verschiedene Kategorien.

Damit wäre als erste Bedingung einer Ergänzung festzuhalten:

1. *Ergänzungsprinzip*: Die Gegenstände, von denen die Wahrheitsbedingungen abhängen, dürfen sich nicht ändern.

Der zweite von Goodman zurückgewiesene Ergänzungsversuch lautet:

(c) Die Erde rotiert relativ zur Sonne, und die Sonne rotiert relativ zur Erde.

Wir finden bei Goodman vier Einwände gegen diesen Ergänzungsversuch. Der erste kritisiert, dass keine wirkliche Aussage darüber getroffen werde, ob sich Sonne oder Erde bewege. Denn dass sich ein Gegenstand relativ zu einem anderen bewege, enthalte nicht die Information, ob er sich *wirklich* bewege.²⁹³

Dies scheint auf den ersten Blick dem Einwand gegen obige Ergänzung ähnlich zu sein: Sich-Bewegen und Sich-relativ-zu-etwas-Bewegen scheinen wie Wahr-Sein und Für-wahr-Halten nicht dasselbe zu sein. Wenn man sich jedoch fragt, weswegen es nicht dasselbe sein kann, fehlt eine offensichtliche Begründung. Bei Für-wahr-Halten und Wahr-Sein haben wir eindeutige Fälle, in denen beides auseinanderklafft. Was sind aber solche Fälle bei Sich-Bewegen und Sich-relativ-zu-etwas-Bewegen?

Das zweite Argument Goodmans unterstellt dieser Ergänzung einen infiniten Regress. Wenn sich die Erde relativ zur Sonne bewege, müssten wir einen weiteren Bezugsgegenstand heranziehen, um zu erfahren, ob sich die Sonne bewegt oder ob sie stillsteht. Und für diesen Bezugsgegenstand wäre wieder ein weiterer von Nöten.²⁹⁴ Dieses Spiel ließe sich ewig fortsetzen, und der Regress könnte nur gestoppt werden, indem wir einen Gegenstand annehmen, der nicht *relativ* stillstehe, sondern *absolut*. Die Erwiderung auf diesen zweiten Einwand wollen wir noch kurz aufschieben. Sie baut auf unserer Erwiderung auf Goodmans dritten Einwand auf.

Bei diesem verweist er darauf, dass eine Beschreibung relativer Bewegung eigentlich gleichbedeutend mit dem Satz sei:

(c') „*The spatial relationships between the earth and the sun vary with time according to formula f.*“²⁹⁵

Obwohl eine solche Beschreibung des raumzeitlichen Verhältnisses von Sonne und Erde nichts an Klarheit zu wünschen übrig lässt, besteht ein eklatanter Unterschied zu den beiden Ausgangssätzen über die Ruhepunkte von Erde und Sonne: Diese Formulierung kann in unserem Beispiel keinen Unterschied mehr zwischen Bewegung und Stillstand machen. Es gibt nur noch Beziehungsveränderung (oder wenn man so möchte: nur noch Bewegung).

293 Cf. GOODMAN, *Ways of Worldmaking*, 111f. [137f.].

294 Cf. GOODMAN, *Of Mind and other Matters*, 30-31 [53]).

295 *Ways of Worldmaking*, 113 [139], wobei *f* eine näher zu bestimmende Formel ist, welche das Verhältnis von Sonne und Erde beschreibt.

Das soll nicht heißen, dass die Rede von raumzeitlicher Beziehungsänderung gar keinen Unterschied mehr zwischen Bewegung und Stillstand machen kann. Doch wenn man zwei beliebige Gegenstände wählt, so kann eine solche Beschreibung nur noch zwischen zwei Zuständen unterscheiden: Entweder ändert sich die raumzeitliche Beziehung. Dann bewegen sich *beide* Gegenstände. Oder die Beziehung ändert sich nicht. In diesem Fall stehen *beide* Gegenstände still. Die beiden Zustände, in denen sich nur die Sonne bewegt oder nur sie stillsteht, lassen sich nicht ausdrücken. Damit kann die Rede von Bewegung als Beziehungsänderung keine Ergänzung einer Ellipse sein. Ihr fehlen von vier möglichen Zuständen zwei. Sie ist informationsärmer als der Satz, der eigentlich durch Ergänzung an Informationen anzureichern ist.

Wir können als zweite Bedingung einer Ergänzung festhalten:

2. *Ergänzungsprinzip*: Durch die Ergänzung darf es nicht zu einem Bedeutungsverlust kommen.

Anders ausgedrückt: Die Anzahl der möglichen Welten, in welcher die Ergänzung falsch ist, darf nicht geringer sein als die der Ursprungsformulierung.

Goodman übersieht aber, dass unter gewissen Voraussetzungen die beiden Zustände, die sich in der Rede von Beziehungsänderungen nicht ausdrücken lassen, wieder zur Sprache gebracht werden können. Man muss lediglich einen weiteren Bezugspunkt in die Beschreibung einbringen: Die Erde und ich, der ich auf ihr stehe, bilden ein System, das stillsteht. Die Erde und die Sonne (oder die Sonne und ich) bilden ein System, das sich bewegt. Wenn wir die Aussage treffen, dass sich die Sonne um die Erde drehe, während die Erde stillstehe, besteht die Ellipse in einem dritten unterdrückten Gegenstand. Dass die Erde stillsteht, leitet sich aus diesem dritten Gegenstand ab. Und da die Erde mit der Sonne ein bewegtes System bildet, führt die Verschränkung beider Systeme dazu, dass sich die Erde nicht bewegt, die Sonne dagegen schon. Ebenso kann die Sonne als stillstehend und die Erde als bewegt verstanden werden: Man greift einen beliebigen Gegenstand im Raum heraus, mit der die Sonne in einer Ruhebeziehung steht. Verschränkt mit der Bewegungsbeziehung von Sonne und Erde führt dies zur Aussage, dass sich die Erde um die Sonne dreht und die Sonne stillsteht.

Exakt so verfahren wir, wenn wir den Satz äußern: „Angenommen, die Sonne steht still, dann kreist die Erde um sie.“ Goodman fragt, was die Phrase „angenommen, die Sonne steht still“ heißt.²⁹⁶ Die Antwort lautet: Wir definieren sämtliche Koordinaten des Universums anhand relationaler Eigenschaften zur Sonne (beispielsweise „Punkt *x* ist so und so viele Kilometer in Richtung *A* von der Sonne entfernt“)²⁹⁷. All diese Punkte stehen zur Sonne *per definitionem* in einer Beziehung der Ruhe, und die Sonne ebenso zu ihnen. Und eben zur Sonne, die so als in Ruhe befindlich definiert ist, vollzieht die Erde eine elliptische Kreisbahn.

Wie sieht es nun mit Goodmans Argument des infiniten Regresses aus? Wenn die Erde relativ zu mir stillsteht, stellt sich dann nicht die Frage, in welchem Zustand ich mich befinde? Die Frage ist zu verneinen. Denn wir brauchen keinen

296 Cf. *op. cit.*, 113 [138], Fußnote 6.

297 Dies setzt voraus, dass die Sonne asymmetrisch ist, sodass wir für eine Richtungsangabe keinen weiteren Gegenstand benötigen.

weiteren Bezugspunkt, um meinen Bewegungsstatus zu klären: Wie die Erde relativ zu mir stillsteht, stehe ich relativ zur Erde still. Zwei Gegenstände reichen, um Stillstand im Vokabular relativer Bewegung erschöpfend zu beschreiben. Eine einzige Ruhebeziehung reicht, um den Regress zu stoppen.

Man könnte entgegnen, dass sich ein solcher Bewegungsbegriff nicht mit unserem alltäglichen Verständnis von Bewegung decke.²⁹⁸ Dieses gehe von einem absoluten Verständnis von Bewegung und Stillstand aus – es handelt sich also um ein „common sense“-Argument.

Es mag zwar so sein, dass der „Mann auf der Straße“ für eine Theorie absoluter Bewegung optieren wird, sollte er sich in den philosophischen Lehnstuhl setzen. Entscheidend ist allerdings, wonach er in seiner alltäglichen Praxis Bewegung und Stillstand beurteilt und ob er dabei nicht immer einen dritten Gegenstand als Bezugspunkt annimmt. Während die Frage, ob nach der Theorie des „common sense“ die Begriffe „Bewegung“ und „Stillstand“ absolut sind, eine Frage statistischer Empirie ist, lässt sich die Position der Praxis dagegen im Lehnstuhl entscheiden: Es ist nicht möglich, absolute Bewegung und absoluten Stillstand festzustellen. Anhand welcher Kriterien wollte man entscheiden, ob sich ein Gegenstand absolut bewegt oder stillsteht? Man bräuchte einen Vergleichspunkt, von dem man bereits wüsste, dass er absolut stillsteht. Und um solch einen Vergleichspunkt zu ermitteln, bräuchte man wiederum einen usw. Jetzt ist man in einem infiniten Regress gefangen. Der Begriff absoluter Bewegung hat prinzipiell keine Anwendungskriterien und ist somit leer.

Wir können also festhalten, dass die beiden Sätze über die Ruhepunkte von Sonne und Erde entgegen Goodmans Ansichten elliptisch sind. Ergänzt man die Auslassungen wie oben beschrieben, verschwindet die Inkonsistenz. Beide Sätze können als Teilaspekte in eine übergeordnete Theorie der Bewegung integriert werden. Wieder taugt das Beispiel nicht dazu, die Äquivalenzthese zu stützen.

d. Blau und Glau

Das vielleicht interessanteste Beispiel ist an Goodman angelehnt und wurde später von Putnam aufgegriffen und zum sogenannten modelltheoretischen Argument ausgebaut.²⁹⁹ Putnams Version des Arguments hat eine intensive Diskussion ausgelöst. Da eine adäquate Behandlung von Putnams Argument und der damit zusammenhängenden Literatur weit ausführlicher sein müsste, als es seinem Stellenwert für diese Arbeit angemessen ist, konzentrieren wir uns auf eine Abwandlung von Damian Cox an Goodmans ursprünglicher Version.³⁰⁰ Diese Versi-

298 Huschle erwähnt solch einen Einwand, ohne ihn aber Goodman zuzuschreiben (cf. *Goodman on Motion*, 44f.)

299 Cf. GOODMAN, *Fact, Fiction, And Forecast*, 74-80 [98-105] und PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 32-38 [54-61] und 217-218 [286-287]. Für einen Überblick über die Diskussion cf. KLENTZOS, *Naturalistic Realism*, Kap. 6,

300 Cf. COX, *Putnam, Equivalence, Realism*, 164-169. Goodmans ursprüngliche Version war über geschrieben als „das neue Rätsel der Induktion“ und hatte ganz andere Beweisziele, nämlich Probleme der Induktion aufzuzeigen (cf. GOODMAN, *Fact, Fiction, And Forecast*, 72 [97]; Übersetzung von Hermann Vetter).

on des Beispiels ist ausreichend, um einen zweiten Inkompatibilitätsbegriff neben dem des letzten Paragraphen zu entwickeln.

Im Zentrum dieses Beispiels steht die These, dass sich Eigenschaften aufeinander bezogen definieren lassen. Cox' Beispiel geht von den Eigenschaften „Grün“ und „Blau“ aus. Hinzu kommen die zwei im Deutschen nicht gebräuchlichen Eigenschaften „Glau“ und „Blün“. Für Sprecher der deutschen Sprache lassen sie sich wie folgt definieren:

Glau: Ein Gegenstand ist genau dann glau, wenn er vor dem Jahr 1 n. Chr. grün oder nach dem Jahr 1 blau ist.

Blün: Ein Gegenstand ist genau dann blün, wenn er vor dem Jahr 1 n. Chr. blau oder nach dem Jahr 1 grün ist.³⁰¹

Die Begriffe „Glau“ und „Blün“ scheinen somit aus den Begriffen „Grün“ und „Blau“ gewonnen zu sein. Doch der Eindruck entsteht nur, weil unser Ausgangspunkt die deutsche Sprache ist. In einer anderen Sprache könnten auch die Begriffe „Glau“ und „Blün“ grundlegend erscheinen und die Begriffe „Grün“ und „Blau“ wären aus ihnen gewonnen. Denn scheinbar lassen sich die Begriffe „Grün“ und „Blau“ ganz symmetrisch definieren:

Grün: Ein Gegenstand ist genau dann grün, wenn er vor dem Jahr 1 n. Chr. glau oder nach dem Jahr 1 blün ist.

Blau: Ein Gegenstand ist genau dann blau, wenn er vor dem Jahr 1 n. Chr. blün oder nach dem Jahr 1 glau ist.

Soweit die Symmetrie. Es stellt sich die Frage, inwiefern dies die Äquivalenzthese zu stützen vermag. Worin bestehen Inkompatibilität und Äquivalenz? Letztere ausfindig zu machen, scheint einfach: Augenscheinlich können wir die beiden Begriffe „Grün“ und „Blau“ aus unserer Sprache streichen, ohne dass wir die Möglichkeit verlieren, Aspekte eines Gegenstandes ausdrücken zu können. Angenommen, wir haben einen Gegenstand, der von Anfang des Jahres 1 n. Chr. bis Ende des Jahres 2 n. Chr. existiert; weiterhin angenommen, folgende Aussage ist wahr:

(a) Der Gegenstand war immer grün

Somit ist auch folgende Aussage wahr:

(b) Der Gegenstand war bis zum Jahr 1 n. Chr. glau und danach blün.

Beide Aussagen lassen sich ohne Verlust ineinander übersetzen. Beide Beschreibungen sind zugleich wahr und in einem gewissen Sinne auch vollständig: Kein Farbaspekt der einen Beschreibung geht bei der anderen verloren.

Wie sieht es aber mit der Inkompatibilität aus? Die Aussagen sind nicht inkonsistent. Gegeben obige Definitionen, ist sogar das Gegenteil der Fall: Sie stehen in einer logischen Folgerungsbeziehung.

Es gibt aber einen anderen Grund, eine Inkompatibilität zwischen beiden Sätzen zu sehen: Eines der beiden Eigenschaftspaare ist *überflüssig*. Wir können unser Bild der Wirklichkeit schlanker halten, wenn wir eines der beiden Eigenschaftspaare als *grundlegend* ansehen und das andere als *abgeleitet*. Dem abgeleiteten

301 Cf. COX, *Putnam, Equivalence, Realism*, 164-169 u. GOODMAN, *Fact, Fiction, And Forecast*, 74-80 [98-105].

Eigenschaftspaar entspricht lediglich deswegen etwas in der Wirklichkeit, weil etwas dem grundlegenden Eigenschaftspaar entspricht. Ockhams Rasiermesser scheint uns dazu zu zwingen, ein Eigenschaftspaar als nicht grundlegend zurückzuweisen. Aber da sie scheinbar äquivalent sind, haben wir kein Kriterium dafür, welches von beiden zurückzuweisen ist. Das Beispiel der Begriffe „Glau“ und „Blün“ weist uns darauf hin, dass Beschreibungen aus einem anderen Grund als dem der Inkonsistenz inkompatibel sein können: nämlich aus dem der ontologischen Sparsamkeit.

Allerdings ist es auch ontologische Sparsamkeit, die das Beispiel letztlich zu Fall bringt. Damian Cox weist uns darauf hin, dass Äquivalenz mehr als nur Wahrheit und Vollständigkeit benötigt: Sie benötigt auch Einfachheit.³⁰² Wenn eine Beschreibung sich einen ontologischen Exzess leistet, ist sie nach Ockhams Rasiermesser abzulehnen. Cox zufolge haben die Eigenschaften „Glau“ und „Blün“ nicht die Einfachheit der Eigenschaften „Grün“ und „Blau“.³⁰³ Wenn dies zutrifft, ist die Beschreibung des glau-blünen Gegenstandes nicht äquivalent mit der des grünen Gegenstandes.

Dass „Glau“ und „Blün“ komplizierter sind, zeigt sich, wenn man die Begriffe einer Person beibringen wollte. Angenommen, eine Person kennt weder diese beiden neu eingeführten Begriffe noch „Grün“ und „Blau“. Wenn man der Person alle vier Begriffe erklären wollte, würde man die Person zur Identifikation von „Grün“ und „Blau“ auffordern, ihre Sinne zu gebrauchen. Zur Identifikation der neuen Begriffe hieße man sie ihre Sinne zu gebrauchen *und* in den Kalender zu schauen. Die Kompliziertheit dieser Begriffe besteht nicht darin, dass für die Beschreibung eines Gegenstandes plötzlich mehr Eigenschaften notwendig sind. Sie besteht darin, dass die neuen Begriffe selbst zu mehr Eigenschaften in Beziehung stehen als die alten. Wenn ein Gegenstand grün ist, so reflektiert er Licht einer bestimmten Wellenlänge und erzeugt bei Menschen einen bestimmten Sineiseindruck etc. Wenn ein Gegenstand aber glau ist, sind all diese Eigenschaften ebenfalls gegeben *und* wir befinden uns vor dem Jahr 1 n. Chr. Die neuen Begriffe sind in der Tat komplizierter. Damit haben wir aber eine Handhabe, eine Beschreibung der anderen vorzuziehen. Das Beispiel taugt ebenfalls nicht als Beleg der Äquivalenzthese.

§ 18. Schlussfolgerungen aus dem begrifflichen Relativismus

Alle vier Fälle haben letztendlich Schiffsbruch erlitten. Beim Versuch, äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen zu liefern, haben sich vier Fehlerquellen gezeigt. Die ersten drei verhindern Inkompatibilität, die vierte Äquivalenz:

- (a) Vermeintlich inkompatible Entitäten sind *definitorisch aufeinander angewiesen* (im Beispiel die Eigenschaften, ein Punkt oder ein Körper zu sein).
- (b) Vermeintlich inkompatible Beschreibungen beruhen auf *mehrdeutigen Begriffen* (im Beispiel der Begriff des „Gegenstandes“).

302 Cf. Putnam, *Equivalence, Realism*, 164-169.

303 Cf. *op. cit.*, 168.

- (c) Vermeintlich inkompatible Beschreibungen verwenden *elliptische Begriffe*, und durch Ergänzung der Ellipse lässt sich die Inkompatibilität aufheben (im Beispiel die Begriffe „Bewegung“ und „Stillstand“).
- (d) Vermeintlich äquivalente Beschreibungen beruhen nicht auf *Begriffen gleicher Einfachheit* (hier die Begriffspaare „Grün“ und „Blau“ sowie „Glau“ und „Blün“).

Diese vier Fehlerquellen bestätigen, was sich schon in unserer Diskussion von Quines Kritik des Essenzialismus und Geachs relativer Identität andeutete: Mit Eigenschaften lässt sich nicht beliebig verfahren. Man hat in den vier Beispielfällen versucht, Eigenschaften von Einzeldingen neu zu definieren oder zu reinterpretieren, blieb aber erfolglos. Daher soll im Folgenden der umgekehrte Weg versucht werden: Wir wollen die Eigenschaften stabil halten und nur die *Einzeldinge* als relativ erweisen.

Bevor wir dazu übergehen, gilt es den Begriff der Inkompatibilität im Lichte der Erkenntnisse unserer Diskussion von „Glau“ und „Blün“ zu schärfen. Die beiden Beschreibungen des Beispiels sind *prima facie* inkompatibel, da eine überflüssig ist. Wie lässt sich das verstehen? Es kann nicht bedeuten, dass die beiden Beschreibungen dasselbe sagen. Dann wären sie nicht inkompatibel, sondern identisch. In dem diskutierten Beispiel entsteht scheinbar ein Spannungsverhältnis der Beschreibungen, da jede der beiden Beschreibungen ohne die Eigenschaften der anderen Beschreibung auskam. Allerdings reicht dies nicht aus, eine Beschreibung überflüssig werden zu lassen. Denn wenn man ein Bild mit Farbeigenschaften beschreibt und einen Klang mit akustischen, so kommen beide Beschreibungen ohne die Eigenschaften der anderen aus. Dennoch ist keine der beiden Beschreibungen überflüssig. Weitere Bedingungen sind für eine echte Inkompatibilität notwendig. Doch um welche Bedingungen handelt es sich dabei? Hier hilft uns der Äquivalenzbegriff weiter:

Inkompatibilität als Redundanz (von Eigenschaften): Zwei Theorien sind genau dann im Sinne von Redundanz inkompatibel, wenn sie äquivalent sind, aber die Welt (oder denselben Teil der Welt) nicht anhand derselben Eigenschaften beschreiben.

Solch ein Verständnis von Inkompatibilität setzt den Begriff der Äquivalenz voraus. Diese Definition ist jedoch ganz dem Kontext begrifflicher Relativität verhaftet, da Inkompatibilität durch einen *Unterschied der Eigenschaften* bestimmt ist. Damit ist sie aber für jeden anderen Versuch, die Äquivalenzthese zu belegen, unbrauchbar.

Eine allgemeine Definition von Inkompatibilität als Redundanz muss zulassen, dass sich die konkurrierenden Beschreibungen untereinander austauschen lassen, ohne dass eine der beiden Beschreibungen einen objektiv besseren Anspruch auf Wahrheit erheben kann. Um aber nicht den Fehler des Beispiels der Grundbegriffe von Raum und Zeit zu wiederholen, dürfen sie sich nicht aus einander ableiten lassen. Daher ist Inkompatibilität als Redundanz nichts anderes als objektive Theorienäquivalenz, die nicht zugleich logische Äquivalenz ist. Dann handelt es sich um eine *objektive* Inkompatibilität. Da die Beschreibungen nur von

einer objektiven Perspektive aus äquivalent sind, ist auch nur aus solch einer Perspektive eine der beiden Theorien überflüssig.

Objektive Inkompatibilität als Redundanz: Zwei Theorien sind genau dann im Sinne von Redundanz objektiv inkompatibel, wenn sie *objektiv*, aber nicht *logisch* äquivalent sind.

Ein Beleg für die Äquivalenzthese muss also einen Fall finden, der objektiv, aber nicht logisch äquivalente Beschreibungen zulässt.

Kapitel 2. Relativismus der Einzeldinge

§ 19. Äquivalente wesentliche Eigenschaften: Die Tafelrunde

Im § 14 wurde die These formuliert, dass die wesentlichen Eigenschaften von Einzeldingen kontextabhängig seien. Um einen Beleg für ein solches Verständnis des Essenzialismus zu finden, haben wir uns dem begrifflichen Relativismus zugewandt. Wenn Beschreibungen mit unterschiedlichen Begriffsschemata möglich wären, so wären die *wesentlichen* Eigenschaften eines Einzeldinges davon geprägt, welche das jeweilige Begriffsschema überhaupt kennt. Wenn eine Beschreibung, die von von den Begriffen „Glu“ und „Blü“ Gebrauch macht, nicht auf die Begriffe „Grü“ und „Blau“ angewiesen wäre (auch nicht implizit), könnten in dieser Beschreibung für kein Einzelding die Eigenschaften „Grü“ oder „Blau“ wesentlich sein, sondern höchstens „Glu“ oder „Blü“.

Im Folgenden soll auf anderem Wege versucht werden, äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen zu erzielen. Wir wollen nicht einige Eigenschaften prinzipiell privilegieren und andere als abgeleitet annehmen. Fragen der Eigenschaftsreduktion oder -elimination bleiben zur Gänze außen vor. Nicht ein Begriffsschema soll subjektabhängig sein, sondern *nur* die raumzeitliche Wirklichkeit. Kein *begrifflicher Relativismus* soll vertreten werden, sondern ein *Relativismus der Einzeldinge*.³⁰⁴

Diese Position wollen wir am Fall der Tafelrunde verdeutlichen. Um der Anschaulichkeit willen wählen wir eine mögliche Welt mit alltäglichen Gegenständen. Dass wir in diesem Fall von solchen Gegenständen handeln, hat zudem den *Vorteil*, dass eine (oder gar beide) der folgenden Beschreibungen an unseren Intuitionen *anecken* wird. So lassen sich Bedenken thematisieren, die sich bei einer abstrakteren Beschreibung vielleicht nicht gezeigt hätten. Wir werden zwar unsere Intuitionen vorerst weitestgehend ignorieren, um ohne Ablenkung den Gedanken entwickeln zu können, und die Unverträglichkeit mit unseren Intuitionen wird sich im nächsten Paragraphen bei der Untersuchung der Implikationen des Falls sogar noch zuspitzen, aber im § 22 wird die geschuldete Auseinandersetzung mit unseren Intuitionen im notwendigen Umfang zu suchen sein.

Wenden wir uns dem Fall der Tafelrunde zu (siehe Abbildung 6):

Es gibt eine mögliche Welt, in der die Tafelrunde steht. An ihr befinden sich vier Stühle.³⁰⁵ Als die Ritter der Tafelrunde am Morgen tagen, sitzt auf einem Artus und ihm gegenüber Mor-

304 Ein Relativismus der Einzeldinge ist nicht ganz ohne Vorgänger. Ernest Sosa's Fall des „snowdiscall“ arbeitet schon mit Identitätsbedingungen, um zu äquivalenten Beschreibungen zu gelangen (cf. Sosa, *Putnam's Pragmatic Realism*, 619-625; das Beispiel findet sich schon in Sosa, *Subjects Among Other Things*, 178ff.). Da Sosa den Fall des „snowdiscall“ im Kontext des begrifflichen Relativismus diskutiert, bleibt er jedoch bei der These, dass es die *Begriffsschemata* seien, welche unterschiedliche Beschreibungen ermöglichten, und kommt nicht zu der Einsicht, dass sich eine Relativität der Einzeldinge ganz unabhängig von einer Relativität der Eigenschaftsbegriffen diskutieren lässt.

dred. Links von ihm sitzt Parzival, rechts Lancelot. Als die vier Stühle gefertigt wurden, nahm der Tischler für je einen Eichenholz-, Lindenholz-, Kirschholz- und Ebenholz. Artus sitzt am Morgen auf dem Stuhl aus Eiche, Parzival auf dem aus Linde, Lancelot auf dem aus Kirsche und Mordred sitzt auf dem Stuhl aus Ebenholz.

Jeder Stuhl dieses Falls ist durch mindestens zwei Eigenschaften eindeutig von jedem anderen unterschieden: nämlich durch die räumliche Sitzordnung und durch die Holzart. Es stellt sich die Frage, welche dieser individuierenden Eigenschaften für einen Stuhl wesentlich sind: Sitzordnung oder Holzart?

Nehmen wir folgende zwei Thesen:³⁰⁶

- (a) Am Morgen hat ein Stuhl die wesentliche Eigenschaft, dass Artus auf ihm sitzt, und die unwesentliche Eigenschaft, aus Eichenholz zu sein.
- (b) Am Morgen hat ein Stuhl die wesentliche Eigenschaft, aus Eichenholz zu sein, und die unwesentliche Eigenschaft, dass Artus auf ihm sitzt.

Der Einfachheit halber nennen wir den Stuhl aus These *a* den *Königsstuhl* und den aus These *b* den *Eichenstuhl*. Wenn wir dagegen den Stuhl meinen, auf dem Artus sitzt (ganz unabhängig davon, welche Eigenschaften für ihn wesentlich sind), reden wir von Artus' Stuhl.

Auch Quine thematisiert ontologische Relativität (cf. QUINE, *Ontological Relativity*). Er greift dazu (unter anderem) auf sein berühmtes *Gavagai*-Gedankenexperiment aus *Word And Object* zurück (§ 7). Da wir Quines Weg nicht einschlagen wollen, soll nur kurz skizziert werden, weswegen wir denken, dass aus seinem Gedankenexperiment keine ontologische Relativität folgt: Quine argumentiert dafür, dass ein fremder Begriff wie „Gavagai“ unentscheidbare Individuations- und somit Identitätsbedingungen habe, wenn man ihn in unsere Sprache übersetzen wollte (cf. *Ontological Relativity*, 29-32 [44-48]). Er könne „Hase“, „nicht abgetrennter Hasenteil“ und „zeitliches Hasenstadium bedeuten“ (cf. *ibid.*). Letztlich ergebe sich daraus, dass Gegenstände immer nur relativ zu einer Rahmentheorie existierten (cf. bspw. *op. cit.*, 48-51 [70-74]). Diese Konklusion scheint uns, zu stark zu sein: „Zeitliches Hasenstadium“ kann keine ontologisch grundlegende Eigenschaft sein, da sie den Perdurantismus als Bedingung hat. Dieser wurde von uns in § 11 zurückgewiesen. „Nicht abgetrenntes Hasenteil“ scheint uns dagegen vom Begriff „Hase“ abhängig zu sein. Bei einer vollständigen Beschreibung der Wirklichkeit würde es zu einer viel üppigeren Beschreibung führen, wenn man „nicht abgetrenntes Hasenteil“ als eine grundlegende Eigenschaft annehmen wollte. Der Fall wäre analog zu dem von „Glau“ und „Blün“. Es stellt sich ohnehin die Frage, ob Quine einem Relativismus der Einzeldinge wie hier vertreten das Wort reden wollte oder ob seine Thesen nicht ebenfalls einen begrifflichen Relativismus vertreten sollten.

Auch könnte man ein fast schon beiläufig geäußertes Beispiel Goodmans über ein altes Auto noch im Sinne eines Relativismus der Einzeldinge interpretieren (cf. *Ways of Worldmaking*, 131 [159]). Leider fasst Goodman dieses Beispiel sehr kurz und macht nicht klar, ob es ihm um Identitätserwägungen geht.

305 Um das Beispiel nicht unnötig aufzublähen, sei auf die weiteren Ritter der Sage und ihre Stühle verzichtet.

306 Es wären auch noch andere Thesen denkbar, beispielsweise: Ein Stuhl hat die wesentlichen Eigenschaften, dass Artus auf ihm sitzt *und* er aus Eichenholz ist.

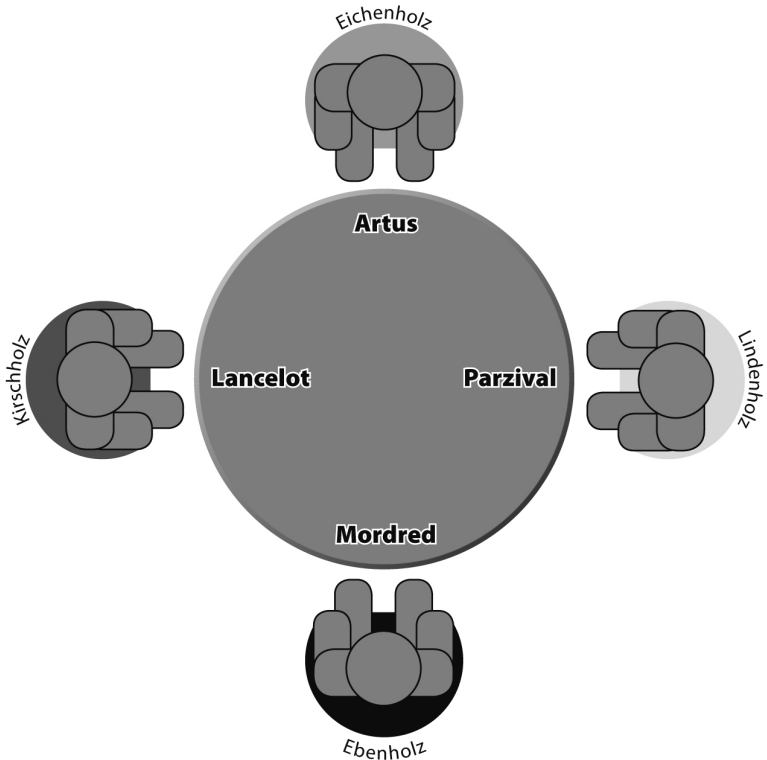


Abbildung 6: Die Tafelrunde am Morgen

Beide Beschreibungen sind *in einem gewissen Sinne* äquivalent: Sie enthalten *ein* Einzelding und *zwei* Eigenschaften, die *jeweils einmal* instantiiert werden. Keine Eigenschaft, die in einer der Beschreibungen vorkommt, fehlt der anderen.

Allerdings sind sie nicht *logisch* äquivalent. Denn aus beiden ergeben sich unterschiedliche Schlussfolgerungen, und somit haben sie unterschiedliche Wahrheitsbedingungen. Um dies zu verdeutlichen, wollen wir die Welt der Tafelrunde zu einem späteren Zeitpunkt betrachten (siehe Abbildung 7):

Bisweilen kommt es vor, dass der unachtsame höfische Reinigungsdienst die Stühle verstellt. Als am Abend die Stühle durcheinandergebracht sind, sitzt Artus auf dem Stuhl aus Ebenholz, Mordred auf dem aus Eiche, Lancelot hat den Lindenstuhl und Parzival sitzt auf dem Stuhl, der aus Kirschholz gefertigt wurde.

Wenn wir behaupten, der Stuhl Mordreds Stuhl gegenüber sei am Abend derselbe wie am Morgen, so ist der Wahrheitswert dieser Aussage ganz davon abhän-

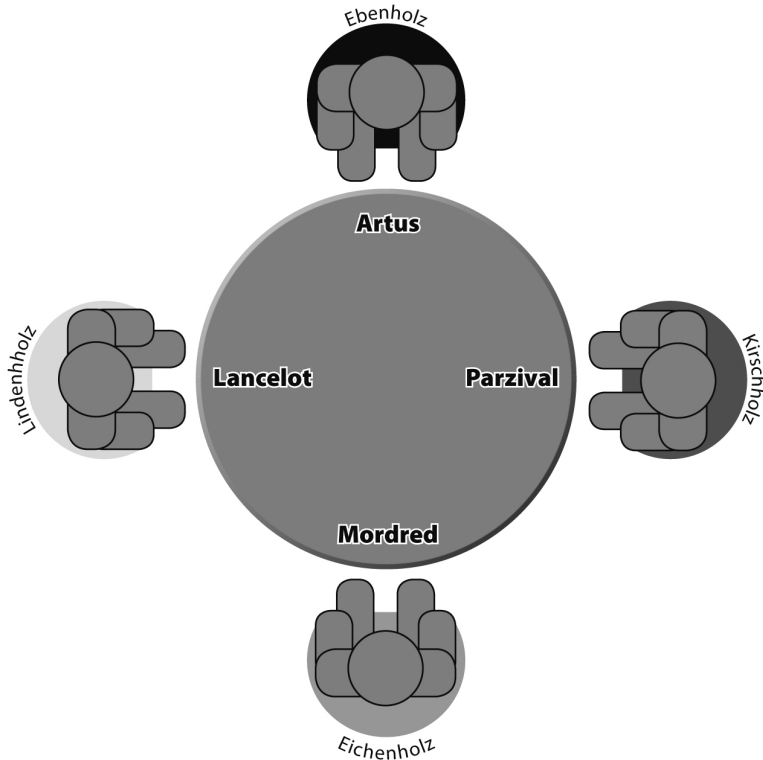


Abbildung 7: Die Tafelrunde am Abend

gig, welche der beiden Beschreibungen wahr ist. Nur wenn die Eigenschaft der Holzart unwesentlich ist, ist der Satz wahr.³⁰⁷

Für den Abend ergeben sich daher die folgenden beiden Beschreibungen:

- (a^c) Am Abend hat ein Stuhl die wesentliche Eigenschaft, dass Artus auf ihm sitzt, und die unwesentliche Eigenschaft, aus Ebenholz zu sein.
- (b^c) Am Abend hat ein Stuhl die wesentliche Eigenschaft, aus Eichenholz zu sein, und die unwesentliche Eigenschaft, dass Mordred auf ihm sitzt.

Die Beschreibungen vom Morgen und Abend lassen sich nach gleichem Muster nun für alle vier Stühle vervollständigen. Man erhält eine Beschreibung der Tafelrunde *A*, bei der es für die Stühle wesentlich wäre, wer auf einem Stuhl sitzt, und eine Beschreibung *B*, bei der die Holzart wesentlich wäre. Die Beschreibungen *A* und *B* sind objektiv äquivalent: Keine Beschreibung unterschlägt die In-

³⁰⁷ Vorausgesetzt andere Eigenschaften als die genannten können nicht zur Individuierung der Stühle herangezogen werden.

stanzierung einer Eigenschaft der anderen Beschreibung. Ebenso haben wir keine objektive Handhabe, eine der beiden Beschreibungen für wahr zu halten, aber die andere Beschreibung für falsch. Sie können objektiv gleich gute Ansprüche auf Wahrheit erheben.

Wie sieht es aber mit einer Inkompatibilität von *A* und *B* aus? Auf den ersten Blick scheint es sich sogar um eine besonders starke Inkompatibilität zu handeln. Wenn beide Beschreibungen wahr sind, sitzt jeder Ritter der Tafelrunde auf zwei Stühlen, die an ein und demselben Ort stehen. Beispielsweise befänden sich am Morgen der *Königstuhl* und der *Eichenstuhl* an ein und demselben Ort. Wir hätten also zwei materielle Gegenstände, welche den gleichen Raum einnehmen, aber nicht identisch wären – eine scheinbar inkohärente Vorstellung.³⁰⁸ Doch selbst wenn keine Inkompatibilität als Inkohärenz vorliegt, handelt es sich um Inkompatibilität in Form von Redundanz. Eine der beiden Beschreibungen *A* und *B* ist überflüssig. Allen Eigenschaften wird bereits in einer der beiden Beschreibungen Rechnung getragen. Wenn beide wahr sind, haben wir doppelt so viele Gegenstände und doppelt so viele Instanzierungen von Eigenschaften. Nach Ockhams Rasiermesser ist eine Beschreibung wegzuschneiden. Aber welche?

Der Fall der Tafelrunde ist somit ein Beleg für die Äquivalenzthese. Was durch die Einführung neuer Eigenschaften oder ihre Reinterpretation nicht gelang, ist durch eine beliebige Zuweisung wesentlicher Eigenschaften möglich.

Aus diesen Betrachtungen können wir zudem Schlussfolgerungen für den Objektivitätsbegriff ziehen: Objektiv entscheidbar sind im Fall der Tafelrunde die Aussagen, die davon sprechen, dass ein Einzelding eine Eigenschaft *hat*. Keine objektive Handhabe findet sich für Aussagen, die davon sprechen, dass eine Eigenschaft *für* ein Einzelding *wesentlich sei*. Statt von objektiver lässt sich auch von *prädikativer* Äquivalenz sprechen.

Man könnte den Fall der Tafelrunde als Beleg der Äquivalenzthese ablehnen, indem man eine der beiden Beschreibungen als unzulässig zurückwies. Eine der beiden Eigenschaftsklassen (Holzart oder räumliches Verhältnis zu den Rittern) könnte im Verdacht stehen, nicht als wesentliche Eigenschaften zu taugen. Selbst wenn beide Eigenschaftsklassen ontologisch grundlegend seien, eigne sich nur eine dafür, wesentliche Eigenschaften zu stellen. Welche Eigenschaften wesentlich wären, stünde demnach schon von vornherein fest.

§ 20. Die Zurückweisung feststehender Wesenseigenschaften

Der Fall der Tafelrunde ist bewusst spartanisch konstruiert. Die Stühle haben überhaupt nur sehr wenige Eigenschaften und die gesamte Tafelrunde kennt nur zwei Zustände. Es ließe sich einwenden, dass man all die Zeitpunkte zwischen ihnen ebenfalls in Betracht ziehen müsse (und was sonst noch für eine Instantiierung der genannten Eigenschaften notwendig sei). Wie sähe es aus, wenn wir ein

³⁰⁸ Dies setzt voraus, dass Konstitution numerische Identität ist. Dieser Streitfrage werden wir uns später noch widmen (cf. § 26 dieser Arbeit). Die Gegenthese, dass Konstitution nicht Identität sei, wird zwar von uns nicht widerlegt, allerdings wird die in dieser Arbeit entwickelte Position sie überflüssig machen.

wenig Bewegung in die Welt brächten? Oder wenn wir darüber hinaus einen Stuhl an einen anderen Ort stellten – vielleicht ihn gar zertrümmerten? Ließen sich solche Entwicklungen mit beliebigen Eigenschaften als Wesenseigenschaften beschreiben? Wenn nicht, wäre man gezwungen – so der Verdacht – bestimmte Klassen von Eigenschaften von den wesentlichen Eigenschaften auszuschließen. Dann wären die beiden Beschreibungen keineswegs äquivalent. Nur die Beschreibung mit den zulässigen Wesenseigenschaften wäre wahr, die andere falsch.

Reichern wir also das Beispiel um fehlende Zwischenzustände zwischen den beiden bisherigen Zuständen an:

Wenn der höfische Reinigungsdienst den Raum der Tafelrunde reinigt, stellt er in der Raumecke alle vier Stühle ineinander, bis er mit Wischen fertig ist. Erst danach werden die Stühle wieder an die Tafelrunde gestellt, wobei die Stühle, wie oben angemerkt, verstellt werden.

Während dieser Zwischenzustände hat keiner der Stühle die Eigenschaft, dass irgendein Ritter auf ihm sitzt, aber alle Stühle haben noch die Eigenschaften ihrer Holzart. Wenn man die Eigenschaften der räumlichen Sitzordnung als wesentlich annimmt, so lässt sich der Zwischenzustand nicht beschreiben. Die vormaligen wesentlichen Eigenschaften sind abhanden gekommen. Somit können sie auch keine Einzeldinge mehr bilden, und wir müssen uns andere suchen – beispielsweise die der Holzart.

Wie angekündigt, dürfte unseren Intuitionen die Frage als unwesentlich erscheinen, wer zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einem Stuhl sitzt. Dass ein Stuhl jedoch exakt diese oder jene Form hat und aus einem bestimmten Material besteht, scheint uns eher für eine wesentliche Eigenschaft geeignet zu sein (ob damit unseren Intuition wirklich genüge getan ist oder ob wir nicht eher dazu geneigt sind, den *Ursprung* eines Gegenstands als wesentlich anzusehen, stellen wir noch hinten an)³⁰⁹.

Diese Intuition wird auch durch einen logischen Unterschied zwischen den beiden Eigenschaftsklassen gestützt: Die Eigenschaft des Materials ist eine *intrinsische Eigenschaft*, während die der Sitzordnung lediglich *extrinsisch* ist. Die Materialeigenschaft verweist nur auf solche auf Einzeldinge, aus denen der Stuhl besteht (Holzstücke, Kohlestoffmoleküle etc.), während die Sitzordnung auf weitere Einzeldinge angewiesen ist: nämlich auf den jeweiligen Ritter, der auf dem Stuhl sitzt. Sind daher die extrinsischen Eigenschaften aus der Liste möglicher Wesenseigenschaften zu verbannen? Immerhin ändern sich intrinsische Eigenschaften scheinbar seltener als extrinsische. Dass Artus auf einem Stuhl sitzt, wird häufiger einem Wandel unterzogen sein, als dass ein Stuhl aus Eichenholz ist.

Dieser Einwand vermag der Äquivalenzthese jedoch aus zwei Gründen nichts anzuhaben. Zuerst ließe sich der Fall der Tafelrunde unter leichter Abänderung aufrechterhalten, selbst wenn extrinsische Eigenschaften nicht wesentlich sein könnten. Angenommen, jeder der vier Stühle hätte nicht nur ein ihm eigenes Material, sondern auch eine ihm eigene Form. Dann ließen sich zwei Beschrei-

309 Cf. § 22 dieser Arbeit.

bungen geben, bei denen einmal die Form und einmal das Material wesentlich wäre. Wieder hätte man zwei objektiv äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen und wäre dabei ganz ohne extrinsische Wesenseigenschaften ausgekommen.

Doch solch eine Abänderung des Beispiels der Tafelrunde ist nicht nötig. Denn an möglichen Welten lässt sich leicht zeigen, dass wir auf extrinsische Eigenschaften als wesentliche Eigenschaften angewiesen sein können. Wenn wir an die Diskussion der Antinomie des Ununterscheidbaren zurückdenken, können wir eine mögliche Welt erzeugen, die Duplikate enthält, welche nur durch ihre relationalen Eigenschaften zu dritten Gegenständen unterschieden wären. Sie wären im Bezug auf ihre intrinsischen Eigenschaften identisch, aber dennoch numerisch verschieden – woraus folgt, dass eine der extrinsischen Eigenschaften den wesentlichen Unterschied ausmachen muss. Und wir müssen nicht einmal zu einer möglichen Welt Zuflucht nehmen. Nach allem, was wir wissen, gibt es auch in unserer faktischen Welt Duplikate. So scheinen sich Elektronen nur anhand ihrer extrinsischen Eigenschaften zu unterscheiden (wenn überhaupt).

Nur dass die Sitzordnung eine extrinsische Eigenschaft der Stühle ist, verhindert nicht, dass sie wesentlich sein kann. Was passiert dann aber am Mittag, wenn Artus auf keinem Stuhl sitzt, sondern der höfische Reinigungsdienst die Stühle stapelt? Man könnte dieser Frage auszuweichen versuchen, indem man die wesentliche Eigenschaft leicht verändert. Wesentlich für den Stuhl ist nicht, dass Artus auf ihm sitzt, sondern *dass Artus am Morgen auf ihm sitzt*. Diese Eigenschaft träfe auch am Mittag (und sogar am Abend) auf einen der vier Stühle zu. Indem man einen temporalen Bezugspunkt in die Eigenschaft integrierte, würde die Beschreibung des Geschehens am Mittag ein Leichtes. Wie sich jedoch später noch zeigen wird, sind solch temporale Eigenschaften problematisch und nur unter bestimmten Bedingungen zulässig.³¹⁰ Dass sie nicht ohne Probleme sind, lässt sich bereits am Rätsel um Theseus' Schiff demonstrieren: Angenommen, für das Schiff wäre die Eigenschaft wesentlich, dass Theseus mit ihm zum ersten Mal in See stach, kommt dann dem renovierten oder dem wieder zusammengesetzten diese Eigenschaft zu? Solch eine wesentliche Eigenschaft löst das Rätsel nicht, sondern stellt es lediglich von neuem.

Doch ganz unabhängig davon, ob und unter welchen Bedingungen temporale Eigenschaften wesentlich sein können, soll in dieser Arbeit eine stärkere These vertreten werden:³¹¹ Jede Eigenschaft die zur eindeutigen Individuierung eines Einzeldinges beiträgt, kann für dieses Einzelding wesentlich sein.

Was passiert also, wenn Artus den *Königsstuhl* verlässt? Es passiert das Gleiche, wie wenn man das Schiff des Theseus auseinanderreißt: Das Schiff des Theseus wie auch der *Königsstuhl* hören auf zu existieren. Nun mag man einwenden, dass dies beim Schiff des Theseus einsichtig sei, beim Stuhl hingegen nicht. Denn sobald Artus ihn verlässt, existiert immer noch ein Stuhl. Darauf ist zu entgegnen, dass am besagten Ort tatsächlich weiterhin ein Stuhl steht, aber ein *anderer* Stuhl mit anderen wesentlichen Eigenschaften (beispielsweise mit der we-

310 Cf. § 22 dieser Arbeit.

311 Auch wenn dies zum Beleg der Äquivalenzthese *prima facie* nicht zwingend notwendig ist.

sentlichen Eigenschaft, dass er Mordreds Stuhl gegenüber steht).³¹² Weswegen soll es sich noch um denselben Stuhl handeln? Die Antwort „weil der *Königsstuhl* und der verlassene Stuhl beide der Stuhl aus Eichenholz sind“ wäre eine *petitio principii*. Das Argument würde als richtig voraussetzen, was es zu beweisen gilt: nämlich dass nur bestimmte Eigenschaften Wesenseigenschaften sein können.

Wenn man die Eigenschaft, dass Artus auf dem Stuhl sitzt, als wesentlich annimmt, folgt daraus aber nicht nur, dass der Stuhl beim Aufstehen *aufhört* zu existieren (und ein anderer damit beginnt). Darüber hinaus *beginnt* er auch wieder zu existieren, sobald Artus sich wieder auf ihn setzt. In der Zwischenzeit handelte es sich demnach um einen Fall unterbrochener Existenz. Sollte sich Artus jedoch auf einen anderen Stuhl setzen (beispielsweise auf einen in der höfischen Küche), so würde dieser zum *Königsstuhl* werden und mit dem Stuhl identisch sein, der vormalig an der Tafelrunde stand.

All dies scheint widersinnig: Gegenstände hören auf zu existieren, beginnen dann aber doch wieder zu existieren – und bisweilen sogar an anderem Orte. Und das bei materiellen Gegenständen wie Stühlen! Handelt es sich bei der hier vertretenen Position um eine magische Theorie, welche all unseren Erkenntnissen der Physik zuwiderläuft?

Diese Schlussfolgerung übersieht Wesentliches: Daraus, dass zwei Gegenstände identisch sind, folgt lediglich, dass sie dieselben wesentlichen Eigenschaften haben, nicht auch dieselben unwesentlichen. Dass der Stuhl in der Hofküche dieselbe wesentliche Eigenschaft hat wie jener vom Morgen an der Tafelrunde (nämlich dass Artus auf ihm sitzt), heißt nicht, dass der Stuhl in der Hofküche auch dieselbe unwesentliche Eigenschaft hat (beispielsweise aus Eichenholz zu sein). Beide Stühle müssen nicht die gleiche Form, das gleiche Material und die gleiche *Geschichte* haben. So hat der leere Stuhl die Eigenschaft, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt aus dem *Königsstuhl* entstand, der wiederum aus diversen anderen Stühlen entstanden sein könnte, von denen schließlich einer irgendwann von einem Tischler aus einem Holzhaufen gefertigt wurde. Es kommt zu keiner sprunghaften Verteilung von physikalischen Eigenschaften. Dass ein Stuhl zu einem anderen wird, ist alles, was geschieht. Die Erkenntnisse der Physik bleiben unangetastet. Doch was heißt es, dass ein Einzelding ein anderes wird?

§ 21. Tiefgreifende Veränderung: Wenn ein Gegenstand ein anderer wird

Unsere Alltagssprache ist voller Aussagen, bei denen ein Gegenstand zu existieren aufhört und zu einem anderen wird. Der Baum wird zu Feuerholz. Die Raupe wird zum Schmetterling. Gewisse Eigenschaften gehen dem Ursprungsgegenstand verloren und führen dazu, dass er nicht mehr existiert und ein neuer an sei-

312 Auf den Einwand, dass die Beschreibung des *Königsstuhls* aus Gründen ontologischer Sparsamkeit abzulehnen sei, weil sie mehr Einzeldinge als die des Eichenstuhls benötige (nämlich immer ein neues Einzelding, sobald sich ein Ritter erhebt), gehen wir im § 27 dieser Arbeit ein.

ne Stelle tritt. Im Folgenden wollen wir solche Phänomene *tiefgreifende Veränderung* nennen. Im Deutschen können wir solche Veränderungen mit Aussagen wie „*x* wird zu *y*“ beschreiben.³¹³

Wie lässt sich solch eine tiefgreifende Veränderung in der Semantik des Essenzialismus ausdrücken? Ein Einzelding wird zu einem anderen. Artus' Stuhl wird beispielsweise der leere Stuhl Mordred gegenüber. Doch mit welchem Recht treffen wir eine solche Aussage? Welche Kriterien haben wir, um beide Einzeldinge in einer Formulierung des Typs „*x* wird zu *y*“ miteinander zu verbinden? Oder anders gefragt: Wie können wir allgemein entscheiden, welches der Nachfolgegegenstand eines anderen ist? Zwei Positionen zu dieser Frage sollen im Folgenden diskutiert werden:

- (a) Vorgänger- und Nachfolgegegenstand sind durch ihre Konstituenten miteinander verbunden.
- (b) Vorgänger- und Nachfolgegegenstand sind durch ihre Eigenschaften miteinander verbunden.

Zu Position *a*: Wir können sagen, dass der *Königsstuhl* zum leeren Stuhl wird, weil es weitere Einzeldinge gibt, die zu beiden Stühlen in besonderer Beziehung stehen: ihre Bestandteile. Dass Vorgänger und Nachfolger dieselben Bestandteile haben, legt fest, dass der eine zum anderen wurde. Der leere Stuhl ist der Nachfolgegegenstand, da er aus denselben Bauteilen oder Atomen besteht.

So bestechend einfach diese Lösung für tiefgreifende Veränderung auf den ersten Blick zu sein scheint, so schwierig erweist sie sich bei genauerem Hinsehen. Sie setzt nämlich voraus, dass für die Bestandteile des Stuhls nicht wesentlich war, dass sich Artus zu ihnen in einer bestimmten Position befand. Denn dann werden auch die Konstituenten des Vorgängerstuhls zu neuen Einzeldingen, die Konstituenten des Nachfolgers sind.

Zudem: Was, wenn Vorgänger und Nachfolger nicht dieselben Bestandteile haben? Ein Holzpreisel verfängt sich beim Aufstehen in Artus' Gewand und reißt vom Stuhl ab. Oder nur ein einziges Atom, das zuvor Konstituent von Artus' Stuhl war, ist es später nicht mehr. Vorgänger und Nachfolger haben dann nur *teilweise* dieselben Bestandteile. Das Problem ließe sich umgehen, wenn man ein Einzelding wählt, aus dem Vorgänger und Nachfolger zu Gänze bestehen: der *Eichenstuhl*. Weil der *Königsstuhl* wie auch der leere Stuhl aus dem *Eichenstuhl* bestehen, können wir sagen, dass der eine zum anderen wird. Der Eichenstuhl verliert seine (unwesentliche) Eigenschaft, dass Artus auf ihm sitzt, und gewinnt die (unwesentliche) Eigenschaft, dass er leer ist. Bei Fällen von tiefgreifender Veränderung wäre demnach immer ein alternatives Einzelding von Nöten, anhand dessen wir Vorgänger und Nachfolger aneinander binden.

Dies wirft aber die Frage auf, ob wir auf den *Eichenstuhl* dann nicht doch in jedem Fall angewiesen sind. Wir könnten in die gleiche Falle tappen wie Putnam, als er für inkompatible Beschreibungen hielt, was tatsächlich verschiedene Teile

313 Nicht *jede* Formulierung dieses Typs legt uns zwingend auf einen Identitätsbruch fest. Die Alltagssprache verbietet uns nicht zu sagen, Raupe und Schmetterling seien *ein und dasselbe Lebewesen* (das nur seine unwesentlichen Eigenschaften, Raupe oder Schmetterling zu sein, verändert). Dass es aber Fälle von tiefgreifender Veränderung gibt, ist für den in dieser Arbeit vertretenen Essenzialismus ausreichend.

ein und derselben Beschreibung waren. Ein solcher Schluss wäre aber übereilt. Dass wir auf *ein anderes* Einzelding angewiesen sind, um die tiefgreifende Veränderung beschreiben zu können, heißt nicht, dass wir *ein bestimmtes* Einzelding (den Eichenstuhl) benötigen. *Jedes beliebige* Einzelding oder jede Menge von Einzeldingen, welche die wesentlichen Eigenschaften des *Königsstuhls* und des nachfolgenden leeren Stuhls auf sich vereint, ermöglicht die tiefgreifende Veränderung. Um sagen zu können, dass der *Königsstuhl* zum leeren Stuhl wird, kann man das Einzelding des Eichenstuhls heranziehen. Man kann aber ebenso gut ein anderes Einzelding als Brückengegenstand verwenden – beispielsweise dasjenige, für das es wesentlich ist, der Stuhl Mordreds Stuhl gegenüber zu sein. Man ist nicht auf den Eichenstuhl angewiesen.

Wir wären für unsere beiden Beschreibungen der Tafelrunde zwar auf *weitere* Einzeldinge angewiesen, dürften daraus jedoch nicht folgern, dass die beiden Beschreibungen deswegen *aufeinander* angewiesen und somit Teile ein und derselben vollständigen Beschreibung seien.

Allerdings setzt dieser Ansatz für tiefgreifende Veränderung eine sehr strittige Prämisse voraus: nämlich die Annahme, dass ein Einzelding nicht mit der Summe seiner Bestandteile identisch sei. In der Philosophie wird dies unter der Fragestellung verhandelt, ob Konstitution Identität ist (beziehungsweise, ob es kontingente Identität gibt). Wie sich noch zeigen wird, hat der in dieser Arbeit vertretene Idealismus gerade den Vorteil, dass er den Streit um kontingente Identität auf eine Weise beizulegen vermag, die unseren Intuitionen gerecht wird und überdies ontologisch sparsam ist. Bei dieser Lösung verneinen wir aber letztlich die These, dass etwas wie der *Eichenstuhl* neben dem *Königsstuhl* existieren kann.³¹⁴

Dank Position *b* können wir das Problem tiefgreifender Veränderung jedoch auf sparsame Weise lösen. Nicht zusätzliche Einzeldinge, sondern die ohnehin instantiierten Eigenschaften bilden die Brücke zwischen Vorgänger- und Nachfolgegenstand. Wir können allerdings nicht einfach beliebige Eigenschaften herausgreifen. Dann fehlte Eindeutigkeit: Nur dass der *Königsstuhl* und der leere Stuhl beide aus Holz sind, reicht nicht aus, um zu entscheiden, dass der eine zum anderen wird. Denn die Eigenschaft, aus Holz zu sein, trifft auf viele andere Einzeldinge zu, zu denen der *Königsstuhl* nicht wird.

Auch nicht gangbar ist der Weg, Eigenschaften zu wählen, die nur auf die beiden zu verbindenden Einzeldinge zutreffen (im Fall der Tafelrunde wäre dies die Eigenschaft, ein Stuhl aus Eichenholz zu sein). Denn angenommen, der *Königsstuhl* wird exakt in dem Moment zerstört, in dem Artus ihn verlässt, und in einem anderen Teil der Welt stellt ein Tischler just in diesem Moment einen Stuhl aus Eichenholz her. Obwohl beide Gegenstände als einzige eine beliebige Menge individuierender Eigenschaft haben (ein Stuhl aus Eichenholz zu sein) und die Existenz des einen genau dann endet, wenn die des anderen beginnt, wäre dennoch die Annahme absurd, dass Artus' Stuhl zu dem im anderen Teil der Welt werde.

Wieder ist die Verlockung groß, temporale Eigenschaften als Kriterium heranzuziehen: Wenn sich über den Nachfolger sagen ließe, dass Artus zwar nicht auf

314 Cf. § 26 dieser Arbeit.

ihm sitze, er aber zumindest die unwesentliche Eigenschaft habe, dass Artus auf ihm *saß*, wäre die Brückeneigenschaft für Vorgänger- und Nachfolgegegenstand gefunden. Doch solch eine Rede verbietet sich: Denn Artus saß nie auf dem Nachfolgegegenstand, sondern lediglich auf dem Vorgänger. Der Nachfolger besitzt höchstens die Eigenschaft, dass Artus auf seinem Vorgänger saß. Diese Eigenschaft hilft uns aber nicht, die Brücke zwischen beiden zu errichten, da sie eine solche Brücke bereits voraussetzt.

Die in dieser Arbeit vertretene Lösung wollen wir als die des *notwendigen Nachfolgers* bezeichnen. Wenn sich Artus von seinem Stuhl erhebt, so hört der *Königsstuhl* auf zu existieren und wird zu einem neuen Einzelding. Damit verschwindet jedoch nur die Instantiierung der Eigenschaft eines Stuhls aus der Welt, dass Artus auf ihm sitzt. All die anderen Eigenschaften, die zuvor der *Königsstuhl* hatte, sind notwendigerweise noch immer in gleicher Anzahl instantiiert: die Eigenschaften, ein Stuhl zu sein, aus Eiche zu sein, Mordreds Stuhl gegenüber zu stehen etc. Der Nachfolgegegenstand des *Königsstuhls* ist damit jenes Einzelding, das all die Eigenschaften besitzt, die der *Königsstuhl* hatte – ausgenommen der Eigenschaften, deren Verlust zum Ende des *Königsstuhls* führten (und der Eigenschaften, die aufgrund der sonstigen Veränderungen der Welt nicht mehr instantiiert sind). Anhand der notwendig verbleibenden Instantiierungen von Eigenschaften ist eindeutig determiniert, zu welchem Einzelding ein anderes Einzelding wird.

Die Lösung des notwendigen Nachfolgers ist auch für die Äquivalenzthese ganz und gar ungefährlich. Es sind keine Einzeldinge, über die explizit in der Beschreibung genannten hinaus notwendig. Es besteht keine Gefahr, dass vermeintlich äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen insgeheim auf die Einzeldinge der jeweils anderen Beschreibungen angewiesen sind. Diese Lösung ermöglicht, tiefgreifende Veränderung auf voraussetzungslosem Wege zu beschreiben.

§ 22. Ursprungsessenzialismus: Eine Beschreibung gemäß unseren Intuitionen?

Es erscheint absurd, dass ein Stuhl zu existieren beginnt und wieder aufhört, nur weil sich jemand auf ihn setzt und sich wieder erhebt. Wenn man einen Stuhl zertrümmert, *dann* endet sein Existenz. Unsere Intuitionen sträuben sich dagegen, Eigenschaften der Sitzordnung als wesentlich anzusehen. Bisher haben wir noch eine mögliche Beschreibung der Tafelrunde zurückgestellt, die vielleicht mit der meisten Zustimmung rechnen könnte: die Beschreibung, der zufolge der *Ursprung* der Einzeldinge für sie wesentlich sei. Demnach wäre es für Artus' Stuhl, wesentlich, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt unter einzigartigen Umständen hergestellt wurde. Beispielsweise könnte ihn der königliche Tischler ihn aus dem Holz bestimmter Äste hergestellt haben.

Jedes Einzelding, das die Eigenschaften hat, aus diesen Ästen gefertigt worden zu sein, wäre demnach mit dem Stuhl, auf dem Artus sitzt, identisch – ganz gleich, ob Artus darauf sitzt oder sonst jemand.

Dies ist die Position des *Ursprungsessenzialismus*. Ein solcher Ursprungsessenzialismus dürfte unsere intuitiven Identitätsbedingungen für Einzeldinge treffen – der ausdrücken und wird in der Forschung vielfach vertreten.³¹⁵ Artus' Stuhl beginnt demzufolge in dem Moment zu existieren, als er von einem Tischler als Stuhl hergestellt wird, und einzig seine Zerstörung kann seine Existenz beenden – also dass er wieder aufhört, ein Stuhl zu sein.

Doch auch wenn der Ursprungsessenzialismus Ausdruck unserer Intuitionen ist, so lässt er sich nur schwerlich zur Zurückweisung der Äquivalenzthese mobilisieren. Denn zuerst ist fraglich, ob er überhaupt eine hinreichend spezifische *diachrone* Identitätstheorie darstellt – und nicht lediglich wie von Kripke entworfen zu aller vorderst eine essenzialistische Theorie der Identität *über mögliche Welten hinweg* ist. Beim Rätsel um Theseus' Schiff schafft er wenig Abhilfe.³¹⁶ Zu behaupten, ein Schiff sei mit dem ursprünglichen Schiff identisch, wenn es denselben Ursprung habe, löst das Rätsel nicht, sondern stellt es vielmehr wieder von Neuem: Wann haben zwei Einzeldinge denselben Ursprung?

Selbst wenn sich diese Fragen beantworten ließe, erzielte man damit nicht die nötige Eindeutigkeit, um die Äquivalenzthese zurückzuweisen. Denn ein Einzelding kann unter mehrere Gattungen fallen und je nach dem, welche man heranzieht, ergibt sich ein völlig anderer Ursprung: Angenommen eine Raupe schlüpft, puppt sich ein und wird schließlich zum Schmetterling. Der Schmetterling hat die Eigenschaften, ein Lebewesen und ein Schmetterling zu sein. Bei beidem handelt es sich um Gattungen. Abhängig davon, welche der beiden Gattungen man heranzieht, ergibt sich ein anderer Ursprung: Der Ursprung der Raupe liegt deutlich vor dem des Schmetterlings. Es ließen sich somit äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen geben, indem man nach den unterschiedlichen Gattungsbegriffen unterschiedliche Ursprungsumstände als wesentliche Eigenschaften heranzöge.

Es ist für die Äquivalenzthese jedoch nicht notwendig, dass sie ihr Heil *innerhalb* eines diachronen Ursprungsessenzialismus sucht. Denn bisher ist noch kein tiefer gehendes Argument dafür vorgebracht worden, weswegen er anderen Esenzialismen vorzuziehen ist. Er kann einzig für sich in Anspruch nehmen, dass er unseren Intuitionen gerecht wird. Doch dies könnte man als Vertreter der Äquivalenzthese ignorieren: Auch wenn unsere Intuitionen auf Seiten eines diachronen Ursprungsessenzialismus wären, so wäre damit noch kein Fehler einer Beschreibung nachgewiesen, die Eigenschaften einer anderen Klasse als wesentlich angibt. Solange ein solcher Nachweis aussteht, haben die beiden Beschreibungen der Tafelrunde aus dem Paragraphen 19 einen ebenso guten Anspruch auf Gültigkeit, wie eine, die einem diachronen Ursprungsessenzialismus verpflichtet ist.

Wie so oft sind unsere Intuitionen aber nicht ganz unbegründet. Sie lassen sich argumentativ explizieren: Wenn die räumliche Sitzordnung wesentlich sein kann, so hätte dies merkwürdige Folgen für die Eigenschaft, ein Stuhl zu sein. Dann gäbe es nämlich Stühle, die niemals von jemandem getischlert wurden.

315 Für eine Übersicht zahlreicher Befürworter des Ursprungsidealismus cf. ROBERTSON, *Arguments for Origin Essentialism*, Einleitung; der prominenteste davon dürfte Saul Kripke sein (*Naming and Necessity*).

316 Cf. ROBERTSON, *Arguments for Origin Essentialism*, Kap. 2-3.

Dagegen scheint es im Begriff des Stuhls zu liegen, dass er ein Artefakt ist und dass er von Menschen auf einen Zweck hin hergestellt wurde. Ebenso scheint es im Begriff des Stuhls zu liegen, dass ein Stuhl nur dann aufhört zu existieren, wenn er seine zweckmäßige Form einbüßt. In beiden Fällen verstößt die Beschreibung, nach der die räumliche Sitzordnung wesentlich ist, gegen diesen Begriff des Stuhls. Sie macht von ihm auf unzulässige Art und Weise Gebrauch. Damit kann eine solche Beschreibung aber nicht mehr äquivalent mit einer Beschreibung sein, die von einem diachronen Ursprungsessenzialismus ausgeht. Unter diesen Prämissen ist sie schlicht falsch.

Wir sehen zwei Wege, mit diesem Einwand umzugehen. Der erste besteht darin, unseren Intuitionen ein Reformulierungsangebot zu unterbreiten. Dass jeder Stuhl irgendwann einmal von einem Menschen getischlert wurde, ließe sich in die disjunktive Aussage übersetzen, dass a) jeder Stuhl von einem Menschen getischlert wurde oder b) einer der Vorgängerstühle, aus denen der Stuhl entstand, von einem Menschen getischlert wurde. Und dass ein Stuhl beim Verlust seiner zweckmäßigen Form aufhört ein Stuhl zu sein ließe sich ebenfalls in eine Reformulierung übersetzen: Wenn ein Stuhl eine andere wesentliche Eigenschaft verliert als die, ein Stuhl zu sein, so gibt es einen notwendigen Nachfolger mit der Eigenschaft, ein Stuhl zu sein.

Mit diesen Reformulierungen können wir den Intuitionen, dass Stühle (und andere Gegenstände) nicht vom Himmel fallen und auch nicht einfach verschwinden, sobald sich jemand erhebt, eine äquivalente Übersetzung bieten.

Nun mag sich ein diachroner Ursprungsessenzialist mit diesen Übersetzungen nicht zufrieden geben. Zwar stellten sie sicher, dass Stühle nicht vom Himmel fielen, aber die Begriffe unserer Alltagssprache seien nun mal strenger. Ein Stuhl ist, was als Stuhl getischlert wurde. Es sei begrifflicher Unfug von einem Stuhl zu reden, für den eine Sitzordnung wesentlich sei.

Doch auch bei solch einem strengen Verständnis unserer Alltagsbegrifflichkeiten, lässt sich die Äquivalenzthese aufrechterhalten. Denn bei diesem Verständnis des Begriffs „Stuhl“ (und ähnlicher Begriffe) liegt dem Begriff eine *komplexe Eigenschaft* zugrunde. Unter einer komplexen Eigenschaft soll eine Eigenschaft verstanden werden, die aus mehreren anderen Eigenschaften zusammengesetzt ist. In unserem Falle wäre die Aussage

- (a) x ist ein Stuhl

logisch gleichbedeutend mit etwa

- (b) Es gibt ein Einzelding x , das besitzt die Eigenschaft F , *stuhlförmig* zu sein, und die Eigenschaft G , aus einem bestimmten Material stuhlförmig getischlert worden zu sein. Für dieses Einzelding sind die beiden Eigenschaften F und G wesentlich.

Die Eigenschaft, ein Stuhl zu sein, ist dabei in doppeltem Sinne komplex. Zum einen setzt sie sich aus zwei Eigenschaften zusammen (nämlich stuhlförmig zu sein und getischlert worden zu sein). Aber darüber hinaus verbergen sich unter der komplexen Eigenschaft noch weitere Anforderungen an das Einzelding, die keine logischen Eigenschaften (also Prädikate) sind. Vielmehr handelt es sich

um einen Eigenschaftstypus, der die wesentlichen logischen Eigenschaften eines Einzeldings expliziert.

Diese Analyse der komplexen Eigenschaft, ein Stuhl zu sein, ermöglicht es, nun unter nur geringem Reformulierungsaufwand, den Fall der Tafelrunde so abzuändern, dass es weiterhin als Beleg der Äquivalenzthese dienen kann. Da der Begriff des Stuhls bereits die wesentlichen Eigenschaften eines Einzeldinges festlegt, müssen wir auf ihn verzichten. Zwei äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen des Stuhls, auf dem Artus sitzt, wären dann:

- (a) Es gibt ein Einzelding, das die wesentlichen Eigenschaften besitzt, dass es *stuhlförmig* ist und dass Artus auf ihm sitzt, und das die unwesentliche Eigenschaft hat, aus Eichenholz zu sein.
- (b) Es gibt ein Einzelding, das die wesentlichen Eigenschaften besitzt, dass es *stuhlförmig* und aus Eichenholz ist, und das die unwesentliche Eigenschaft hat, dass Artus auf ihm sitzt.

Indem man die komplexen Eigenschaften aus der Beschreibung streicht und durch einfachere Eigenschaften ersetzt, wird Äquivalenz und Inkompatibilität wieder hergestellt.

Zusammengefasst: Entweder können wir unseren intuitiven Bedenken Rechnung tragen, indem wir eine Reformulierung der Eigenschaften vornehmen (die Eigenschaft, getischelt worden zu sein, wird zur Eigenschaft, dass ein Vorgängergegenstand getischelt wurde) oder wir unterziehen das Beispiel einer Reformulierung (die komplexe Eigenschaft, ein Stuhl zu sein, wird ausgetauscht gegen die logische Eigenschaft, stuhlförmig zu sein). Beide Strategien ermöglichen auch weiterhin, die Äquivalenzthese aufrechtzuerhalten. Wir sind keinem diachronen Ursprungsessenzialismus verpflichtet.

Darüber hinaus macht ein Ursprungsessenzialismus von Eigenschaften einer ganz bestimmten Klasse Gebrauch: von temporalen Eigenschaften. Wie wir bereits sahen, handelt es sich dabei nicht um ontologisch grundlegende Eigenschaften.³¹⁷ Sie stehen daher nur bedingt als wesentliche Eigenschaften zur Verfügung, nämlich solange sie durch die grundlegenden Eigenschaften *gedeckt* sind. Erläutern wir dies am Beispiel von Theseus' Schiff. Zuerst legen wir wesentliche Eigenschaften des Schiffs für den Zeitpunkt seiner Entstehung fest, beispielsweise ein Schiff einer bestimmten Form zu sein und in einer bestimmten Werft hergestellt zu werden. Nach diesen wesentlichen Eigenschaften hörte das Schiff auf zu existieren, sobald die Herstellungsarbeiten abgeschlossen wären. Es würde nach den Kriterien des *notwendigen Nachfolgers*³¹⁸ zu einem anderen Einzelding. Es lässt sich nun auf höherer Ebene ein Ursprungsessenzialismus für das Schiff des Theseus formulieren. Dann ist für dieses Einzelding wesentlich:

- 1) ein Schiff zu sein und aus bestimmtem Material hergestellt zu werden oder

317 Cf. § 11 dieser Arbeit.

318 Cf. § 21 dieser Arbeit.

- 2) ein Schiff einer bestimmten Form zu sein und in einer Beziehung eines notwendigen Nachfolgers zu einem Einzelding zu stehen, dass die Bedingungen von (1) erfüllt.

Aus den ontologisch grundlegenden Eigenschaften können abgeleitete ontologische Eigenschaften gewonnen werden, um einen diachronen Ursprungsessenzialismus zu formulieren.

Nach den beiden genannten Identitätskriterien wäre das renovierte Schiff mit dem ursprünglichen identisch. Allerdings lassen sich auf ähnlichem Wege die Identitätskriterien auch so wählen, dass das wieder zusammengesetzte Schiff mit dem ursprünglichen identisch ist: Zuerst sind temporale Identitätskriterien für einige (oder alle) Bestandteile anzugeben, aus denen das Schiff des Theseus zu seinem Entstehungszeitpunkt gefertigt wird. Die Menge dieser Bestandteile nennen wir im Folgenden α . Nun lassen sich für das Schiff selbst folgende Identitätskriterien angeben:

- 1) ein Schiff aus den Bestandteilen α zu sein und in einer bestimmten Werft hergestellt zu werden oder
- 2) ein Schiff aus den Bestandteilen α zu sein und in einer Beziehung eines notwendigen Nachfolgers zu einem Einzelding zu stehen, dass die Bedingungen von (1) erfüllt.

Nach diesen ursprungsessenzialistischen Kriterien wäre das wieder zusammengesetzte Schiff mit dem ursprünglichen identisch.

In beiden Fällen ist der diachrone Ursprungsessenzialismus allerdings auf einen grundlegenden Essenzialismus angewiesen, der ohne temporale Eigenschaften auskommt. Damit bleibt die Äquivalenzthese unangetastet.

Kapitel 3. Vom Relativismus zum Idealismus

§ 23. Die Kriterien der Identität: Die Identitätspositionen unserer Interessen

Im letzten Kapitel zeigte sich, dass keine Klasse von Eigenschaften für sich in Anspruch nehmen kann, bei der Festlegung wesentlicher Eigenschaften privilegiert zu sein. Damit ist ein Beleg der Äquivalenzthese gefunden: Keine der beiden Beschreibungen der Tafelrunde kann Vorrang vor der anderen behaupten. Und beide zugleich für wahr zu halten, verletzt das Prinzip ontologischer Sparsamkeit: Eine der beiden ist überflüssig. Aber wie können wir entscheiden, welche? Vom Standpunkt des Gottesauge bietet sich uns kein Kriterium an. Es ist daher an der Zeit, aus der Äquivalenzthese die angekündigten idealistischen Konsequenzen zu ziehen.

In dieser Arbeit soll die These vertreten werden, dass nicht eine *absolute* Perspektive, sondern eine *subjektive* Perspektive festlegt, welche Eigenschaften wesentlich sind. Damit haben wir der zu entwickelnden idealistischen Position ihren Rahmen gegeben. Das Abhängigkeitsverhältnis von Gegenständen und Subjekt ist aber noch weit davon entfernt, klar zu sein. An welcher subjektiven Größe entscheidet sich, ob eine Eigenschaft wesentlich ist? Ohne eine plausible Antwort auf diese Frage, ist die zu entwickelnde idealistische Position unvollständig.

Eine Antwortmöglichkeit wäre, die wesentlichen Eigenschaften an den natürlichsprachlichen Beschreibungen ablesen zu wollen. Wenn wir einem Einzelding Eigenschaften zusprechen, *nehmen* wir immer *identifizierend auf es Bezug*, wie Strawson es nennt.³¹⁹ Im Satz „Das Schiff des Theseus sticht in See“ nehmen wir auf ein Einzelding durch die Gattungseigenschaft, ein Schiff zu sein, und die relationale Eigenschaft, Theseus zu gehören, identifizierend Bezug. Können wir also nicht einfach behaupten, dass die Eigenschaften der identifizierenden Bezugnahme die Wesenseigenschaften seien?

Bei genauerer Betrachtung sprechen mindestens vier Gründe dagegen. Den ersten finden wir bei Geach. Er macht uns auf eine Doppeldeutigkeit des Begriffs „Identitätskriterium“ aufmerksam. Sein Argument besteht in einem intuitiv einsichtigen Beispiel: Angenommen, wir stellen fest, eine Person, die wir zu unterschiedlichen Zeitpunkten sehen, sei derselbe Mensch; weiterhin angenommen, wir stellten dies aufgrund ihrer Gesichtszüge fest, so scheine es intuitiv unplausibel zu behaupten, die wesentlichen Eigenschaften der Person seien *ihre Gesichtszüge*. Vielmehr sei es einleuchtender, die Gehirnstruktur als wesentlich anzusehen.³²⁰

Ob die Gehirnstruktur für Personen wesentlich ist, sei vorerst dahingestellt. Später werden wir noch sehen, dass die Identität von Subjekten von denen anderer

319 „[to make] an *identifying reference* to“ (STRWASON, *Individuals*, 16 [18]; Hervorhebung im Original).

320 Cf. GEACH, *Ontological Relativity*, 288.

Einzeldinge radikal verschieden ist. Nichtsdestotrotz tut dies Geachs Intuition keinen Abbruch, dass die Eigenschaften des Wiedererkennens nicht wesentlich sein müssen. Zwar haben wir es bei diesem Beispiel von Wiedererkennen nicht mit identifizierender Bezugnahme zu tun,³²¹ dennoch ließe sich der Fall unwesentlich verändern: Wenn wir uns auf einen Menschen anhand seiner Narbe identifizierend beziehen, so halten wir deswegen nicht diese Narbe für wesentlich.

Wir müssen jedoch nicht bei solch einem intuitiven Beispiel stehen bleiben, um eine Ableitung wesentlicher Eigenschaften aus identifizierender Bezugnahme abzulehnen, denn sie geschieht häufig *nicht* vermittelt Eigenschaften. Im Satz „Theseus ist der Held von Athen“ wird von zwei Einzeldingen geredet: Theseus und Athen. Aber beide werden durch ihren Namen individuiert, nicht durch ihre Eigenschaften. Zwar ließe sich entgegnen, dass Namen auch Eigenschaften seien, nämlich die Eigenschaft, so und so genannt zu werden, doch selbst wenn diese These stimmt, ist fraglich, ob wir als einzig wesentlich für Athen (oder Theseus) ansehen können, wie sie genannt werden.³²²

Drittens ist zweifelhaft, ob eine Sprache zwingend in allen Äußerungen der (grammatikalischen) Subjekt-Prädikat-Struktur folgen muss. Nur weil wir im Deutschen an Subjektstelle auf Einzeldinge identifizierend Bezug nehmen, bevor wir ihnen weitere Prädikate zusprechen, handelt es sich nicht notwendigerweise um eine allgemeine Struktur *aller* Sprachen. Das beste Beispiel für die Möglichkeit einer Sprache ohne prädikatives Subjekt finden wir in der formalen Logik. Der Satz „Das Schiff des Theseus sticht in See“ lautet formal:³²³

$$\exists x (Fx \wedge Gxa \wedge Hx \wedge \forall y (Fx \wedge Gxa \wedge Hx \rightarrow y = x))$$

Oder semiformal: „Es gibt etwas; dieses Etwas ist ein Schiff und es gehört Theseus und es sticht in See; und für alle Einzeldinge gilt: Wenn sie ein Schiff sind, Theseus gehören und in See stechen, so sind sie mit diesem Etwas numerisch identisch.“ Bei der Formalisierung bleibt nur noch *x* als Subjekt über (oder im Falle der Semiformalisierung nur „etwas“). Dabei handelt es sich aber nur um eine Variable und keine vollständige Menge an wesentlichen Eigenschaften. Auch wenn es ulkig anmutete, sollte sich jemand nur noch in solch semiformalisierten Sätzen unterhalten, wäre es dennoch möglich. Bei solch einer Redeweise ließe sich nicht mehr entscheiden, welche Teile der Aussage den Gegenstand individuierten und welche Teile das Prädikat sind, das ihm zugesprochen werden.³²⁴

Als letzter Grund gegen eine Ableitung wesentlicher Eigenschaften aus der identifizierenden Bezugnahme spricht, dass unsere Beschreibungen in pragmatischen Kommunikationskontexten verhaftet sind. Welche Eigenschaften wir zur Individuierung wählen, hängt stark davon ab, mit wem wir kommunizieren. Wir wählen die identifizierenden Eigenschaften so, dass wir unserem *Gegenüber* mög-

321 Diese Unterscheidung ist entnommen aus STRAWSON, *Individuals*, 31ff. [38ff.].

322 Unter diesen Prämissen handelt es sich allerdings wieder um ein intuitives Argument.

323 F: „...ist ein Schiff“; G: „...gehört...“; H: „...sticht in See“; a=Theseus. Hierbei wurde stillschweigend davon ausgegangen das „Schiff des Theseus“ kein Eigenname sei.

324 Man könnte versucht sein, dies an der Reihenfolge der Eigenschaften ablesen zu wollen, aber auch sie lässt sich beliebig umstellen.

lichtst schnell klar machen können, wovon wir sprechen – und nicht danach, was für *unsere* Perspektive wesentlich ist. Angenommen, Theseus zeigt mit dem Finger nach Norden und ruft seinem Steuermann zu: „Dorthin müssen wir segeln.“ Die individuierende Eigenschaft der Himmelsrichtung, dass Theseus mit dem Finger auf sie zeigt, wird für Theseus' Perspektive kaum wesentlich sein, sondern die Eigenschaft, dass dort die Heimat Athen liegt.

Wir müssen die wesentlichen Eigenschaften folglich von anderer Stelle gewinnen als aus der identifizierenden Bezugnahme. Doch woher? Die in dieser Arbeit vertretene Position lautet, dass die *Identitätspositionen* unserer Interessen festlegen, welche Eigenschaften wesentlich sind. Diese Identitätspositionen unserer Interessen lassen sich in mancher Hinsicht mit Urteilen vergleichen.³²⁵ Wie eine Person das Urteil fällen kann, dass Theseus ein Held war, so kann sie eine Identitätsposition einnehmen, dass diese oder jene Eigenschaften wesentlich sind. Identitätspositionen können ganz allgemein sein, beispielsweise die Identitätsposition, dass Materialeigenschaften wesentlich sind. Sie können sich aber ganz gezielt auch nur auf eine kleine Gruppe von Einzeldingen beziehen; so die Identitätsposition, dass für alle Schiffe des Theseus wesentlich ist, dass sie ein Schiff sind und Theseus gehören.

Die subjektiven Identitätspositionen ermöglichen es, die Inkompatibilität der verschiedenen Beschreibungen der Tafelrunde aufzuheben. Wie bei Goodmans Beispiel von Bewegung und Ruhe sind die vermeintlich verschiedenen Beschreibungen nur elliptisch. Im Gegensatz zu Goodman hat die Auflösung der Ellipse jedoch idealistische Konsequenzen: Der Begriff des Einzeldinges impliziert die subjektiven Identitätspositionen. Ein Idealismus der Einzeldinge ist die Folge.

Oben haben wir Identitätspositionen mit Urteilen verglichen. Ein Urteil fällen wir, weil wir *Gründe* (meist andere Urteile) haben. Was veranlasst uns aber, eine Identitätsposition zu beziehen? Was entspricht den Gründen auf Seiten der Identitätspositionen? Eine Antwort weist uns der Fall von Theseus' Richtungsangabe. Theseus wird die Identitätsposition beziehen, dass für die gezeigte Richtung die Lage Athens wesentlich ist. Grund dafür sind seine *Interessen*. Weil er nach Athen *möchte*, nimmt er die Identitätsposition ein, dass für diese Richtung die Lage Athens wesentlich ist. Was uns wichtig ist, bestimmt demnach, was wesentlich und unwesentlich ist.

So mag aus Theseus Perspektive sein Schiff nicht mehr derselbe Gegenstand sein, sollte es unwiederbringlich seine Seetauglichkeit verloren haben. Vielleicht lässt seine Perspektive aber auch zu, dass es derselbe Gegenstand ist, wenn man es in Athen aufstellt, nachdem es nicht mehr seetauglich ist. Denn es ist das Schiff, das ihm jahrelang gute Dienste geleistet hat. Perspektivenabhängigkeit heißt nicht, dass immer dieselben Eigenschaften wesentlich seien: Je nach den Interessen, die Theseus gerade verfolgt, mag diese oder jene Eigenschaft an Gewicht gewinnen. Was ihm im Regelfall wichtiger ist, mag zeitweise unwichtig werden. Wie wir Meinungen ändern, weil uns in verschiedenen Situationen je andere Gründe vorliegen, so können wir auch andere Identitätspositionen beziehen, weil sich unsere dazugehörigen Interessen ändern.

325 Für die Unterschiede zu Urteilen cf. die nächsten beiden Paragraphen.

Müssen wir also lediglich unseren Blick auf die offenkundigen Interessen einer Person richten, um herauszufinden, welche Identitätsposition sie bezieht? So einfach ist es nicht. Und versuchte man so vorzugehen, blieben viele Phänomene unerklärt. Bestimmte Interessenlagen sind besonders häufig und können daher innerhalb einer Kultur oder sogar bei Menschen ganz allgemein ein erhöhtes Augenmerk auf bestimmte Eigenschaften legen. Da Berge bedingt durch ihre Gestalt häufig Hindernisse sind, werden wir in der Regel ihre räumliche Lage, Ausdehnung und in gewissem Umfang ihre Konsistenz als wesentlich erachten, während uns die exakte Gesteinsart meist unwesentlich erscheinen wird – außer man arbeitet im Bau und muss einen Tunnel durch den Berg treiben. Für einen Fluss werden bestimmte materielle Bestandteile (dass exakt diese oder jene partikularen Wassermolekülen durch ihn fließen) völlig unerheblich sein. Dies spielt in unserem Alltag (und im Alltag unserer Vorfahren) keine Rolle.

Zu den individuellen Interessen eines Menschen treten also noch die Interessen, die sozial, kulturell oder sogar aufgrund von Zugehörigkeit zu unserer biologischen Spezies vererbt werden. Was alles unsere Bewertung von Eigenschaften beeinflusst, kann und soll hier nicht erarbeitet werden. Damit verließen wir das Gebiet der Philosophie und begäben uns tief in die Gefilde von Sozial-, Verhaltens- und Naturwissenschaften. Die obigen Beispiele sollen lediglich darauf hinweisen, dass der Begriff „Interesse“ eine viel weitere Dimension hat, als es auf den ersten Blick erscheinen mag und einer Person bewusst sein muss.

Die wesentlichen Eigenschaften vom Interesse abhängig zu machen, hat den großen Vorteil, dass wir erklären können, warum wir implizit im Alltag fast schon bewundernswert einfach Identitätsfragen entscheiden, aber fast verzweifeln, sobald wir im Lehnstuhl der Wissenschaft sitzen: Als Wissenschaftler abstrahieren wir möglichst von all unseren Interessen und Präferenzen. Wir versuchen gleichsam mit Gottes Auge auf die Welt zu blicken und vernachlässigen die Identitätspositionen unserer Interessen.

Ein Einwand gegen die Interessenabhängigkeit der Einzeldinge drängt sich schnell auf: Müssen nicht für die Ausbildung von Interessen bereits Einzeldinge wahrgenommen werden?³²⁶ Erläutern wir dies an einem paradigmatischen Fall: Wenn wir in ein Museum gehen, sehen wir zahlreiche Exponate. Plötzlich erregt eines unser *Interesse* und wir nehmen es in Augenschein. In diesem Fall sind die Gegenstände (und somit die wesentlichen Eigenschaften) wohl schon vor dem Interesse da. Um festzustellen, dass uns ein Exponat gefällt oder es uns fasziniert, müssen wir dieses Einzelding *schon zuvor gesehen* haben.

An der Beschreibung dieses Falles ist nichts falsch. Allerdings ist fraglich, ob wir auf dieser Grundlage uneingeschränkt generalisieren dürfen. Im Museum haben wir es mit einem sehr bewussten und reflektierten Prozess zu tun. Es scheint jedoch unplausibel, dass alle Fälle so beschaffen sind. Sehr kleine Kinder durchlaufen bei der sinnlichen Wahrnehmung ihrer Umwelt wohl keinen Reflexionsprozess (und im Alltag mag das auch meist für Erwachsene zutreffend sein). Es

³²⁶ Dieser Einwand darf nicht mit dem Einwand verwechselt werden, ob Einzeldinge nicht auch existierten, bevor es Subjekte oder Interessen gab. Jenem Einwand werden wir uns erst im vierten Teil dieser Arbeit widmen.

wäre jedoch unplausibel zu behaupten, dass sie keine Präferenzen und Interessen gleichsam „mit in die Wiege gelegt“ bekommen hätten.

Wir haben geschildert, dass sich die Wichtigkeit mancher Eigenschaften nicht nur aus individueller Präferenz, sondern auch aus der Kultur oder der Zugehörigkeit zu einer biologischen Spezies ergeben kann.³²⁷ Wenn wir das Museum betreten, hängen die wesentlichen Eigenschaften der Exponate von all den Interessen ab, die wir im Laufe unseres Lebens ausgebildet haben und in diesem Moment dominant sind. Im Museum können sie sich aber durch die neuen Erfahrungen ändern, wodurch andere Eigenschaften wesentlich werden. Auf gleiche Art können wir Schritt für Schritt zurückgehen und beobachten, wie sich die Präferenzen einer Person entwickeln, bis wir zu dem Punkt kommen, dass eine Person mit bestimmten Interessen und Präferenzen geboren wird (oder ab welchem Zeitpunkt auch immer jemand beginnt, eine Person zu sein). Wir sind nur auf die These festgelegt, dass eine Person zumindest zeitgleich mit ihrem ersten intentionalen Akt Interessen hat.

Es gilt noch einen letzten und besonders schwerwiegenden Einwand zu erwähnen: Einzeldinge, von denen uns Biologie, Kultur oder Sprache berichten, sind Ursache für unsere Interessen. Nun sollen aber unsere Interessen Ursache dessen sein, *was* die Einzeldinge sind, von denen uns Biologie, Kultur und Sprache berichten. Es scheint so, als zwänge uns unsere Position in ein fatales kausales Paradox. Genau genommen handelt es sich dabei um ein ganz allgemeines Problem des Idealismus. Auf irgendeine Weise soll der Geist für die Wirklichkeit notwendig sein, aber die Wirklichkeit soll den Geist hervorgebracht haben. An dieser Stelle soll das vermeintliche Paradox nur festgestellt werden. Seine Lösung erfolgt im vierten Teil dieser Arbeit, in dem wir uns der klassischen Paradoxien des Idealismus annehmen. Bis dahin soll uns die Feststellung genügen, dass wir mit unseren Interessen ein Kriterium dafür gefunden haben, wie wir mit den beiden Beschreibungen der Tafelrunde zu verfahren haben: Die Behauptung ist unzulässig, dass für Artus' Stuhl die räumliche Ordnung oder die Holzart *simpliciter* wesentlich sei. Eigenschaften sind immer *im Bezug auf eine Identitätsposition* (oder eine Menge solcher Identitätspositionen) wesentlich. Folglich sind auch zwei Einzeldinge nicht *simpliciter* identisch, sondern immer nur relativ zu einer Identitätsposition.

§ 24. Der logische Ort der Identitätspositionen: Raumzeitliche und intentionale Logik

Die beiden Beschreibungen der Tafelrunde sind elliptisch, ihnen fehlt die Angabe von Interessen und deren Identitätspositionen – so das Ergebnis des letzten

³²⁷ Was nicht heißen soll, dass ein einzelnes Individuum dann nicht diese Interessen hat. Dafür, dass es eine Identitätsposition ist, muss ein Individuum sie beziehen. Es gibt keine trägerlosen Identitätspositionen (allerdings können die Träger auch nur modal sein; cf. § 48 dieser Arbeit).

Auch bedeutet dies keinen Rückfall in einen Kultur- oder gar Speziesrelativismus: Nur weil die Identitätspositionen einer Person *kausal* von Kultur- oder Spezieszugehörigkeit abhängen können, heißt dies nicht, dass eine begriffliche Reduktion von Identitätspositionen auf Kultur- oder Spezieszugehörigkeit möglich ist.

Paragrafen. Wie aber sieht die Relation von Beschreibungen und Identitätspositionen im Detail aus?

Nehmen wir von folgendem Veränderungssatz an, er sei wahr:

- (a) Theseus fährt mit einem Schiff viele Jahre zur See.

Da es sich um einen Veränderungssatz handelt, impliziert er eine Identitätsaussage (nämlich, dass es sich in all den Jahren um dasselbe Schiff handelt). Nehmen wir zudem folgende Identitätsposition, wie sie sich aus unseren Interessen ergeben könnte:

- (α) Zwei Schiffe sind über die Zeit hinweg numerisch identisch, wenn sie derselben Person gehören (und es keinen Zeitpunkt gibt, zu der die Person zwei numerisch verschiedene Schiffe besitzt)³²⁸.

Die Relation zwischen Identitätsposition α und der von a ausgedrückten Tatsache könnte man als ein Konditional auffassen. Eine Auflösung der Ellipse ließe sich demnach wie folgt formulieren:

- (a') Wenn Theseus mit einem Schiff viele Jahre zur See fährt, dann bezieht jemand die Identitätsposition α .

Eine solche Auflösung der Ellipse hätte unangenehme Konsequenzen. Die Faktizität von Identität (und Veränderung) verschwände aus der Welt. Wir wüssten nie, ob Theseus nun mit seinem Schiff viele Jahre zur See fährt oder nicht. Zudem wären wir auf die Identitätsposition α festgelegt. Es lassen sich aber beliebig viele Identitätspositionen vorstellen, welche uns die Wahrheit von a ermöglichen.³²⁹

Wenn wir das Konditional umdrehen, werden die Schwierigkeiten noch größer. Eine Auflösung der Ellipse als

- (a'') Wenn jemand die Identitätsposition α bezieht, fährt Theseus mit einem Schiff viele Jahre zur See

hätte mittelbar eine Verletzung des Nonkontradiktionssatzes zur Folge. Denn sobald eine Person eine Identitätsposition bezöge, der zufolge Theseus mit *unterschiedlichen* Schiffen mehrere Jahre zur See fährt, *und* eine zweite Person die Identitätsposition α einnähme, wären inkonsistente Sätze wahr.

Durch das Konditional lässt sich die Ellipse nicht auflösen. Wie aber dann? Die Antwort ist durch eine Anreicherung der Logik. Im Folgenden wollen wir solch eine Anreicherung an einem paradigmatischen Fall in Grundzügen skizzieren. Auf eine vollständige Ausarbeitung verzichten wir, da dazu eine tiefer gehende Behandlung der Logik intentionaler Akte und damit des Innen-/Außenweltdualismus sowie seiner Alternativen von Nöten wäre.

328 Der Zusatz in Klammer zeigt an, dass in Fällen, in denen eine Person mehrere Schiffe besitzt, die Identitätskriterien von α nicht vollständig sind.

329 Beispielsweise eine ursprungsessenzialistische, wie wir sie im § 21 dieser Arbeit vorgestellt haben.

Beginnen wir zuerst mit einigen generellen Gedanken zur Anreicherung formaler Logiken. Prinzipien wie die Identität des Ununterscheidbaren können wir in der klassischen Prädikatenlogik nur unzureichend ausdrücken, da wir in ihr nicht über Prädikaten quantifizieren können (wir können nicht adäquat Phrasen wie „für alle Eigenschaften gilt“ formalisieren). Es ist jedoch möglich, die klassische Prädikatenlogik zu erweitern, damit dies möglich ist. Eine solche Anreicherung ist aber nicht als eine *façon de parler* zu verstehen. Wir können sie nicht aus der klassischen Prädikatenlogik ableiten.³³⁰ Sie wird zu einer vollständigen Beschreibung der Wirklichkeit benötigt.

Zwei Abhängigkeiten der hierarchischen Ebenen zeigen sich: Die tiefer liegende Logik ist auf die höhere angewiesen, um ihre Gesetze zu erhalten. Umgekehrt ist die höher liegende Logik auf die niedrigere Hierarchieebene angewiesen, da ihre Gesetze für *etwas* gelten.

Anreicherungen der Logik können auch dafür sorgen, dass die wahren Sätze der klassischen Prädikatenlogik nicht in Widerspruch zueinander geraten. Eine solche Logik ist die Temporallogik. Die Sätze „Theseus steht“ und „Theseus sitzt“ können beide wahr sein, nur nicht zum selben Zeitpunkt. Hier greift die Temporallogik ein und gliedert beide Sätze in ein temporales Verhältnis, welches den Widerspruch auflöst. Als solch eine gliedernde Logik lässt sich auch die Modallogik verstehen. Die beiden Sätze „Theseus steht“ und „Theseus sitzt“ lassen sich ebenfalls miteinander versöhnen, wenn man ihnen die passenden Modalitäten zuordnet, beispielsweise dem einen Satz Faktizität und dem anderen Möglichkeit.

Die anzureichernde Logik auf die Anreicherung um ihrer Konsistenz willen (oder zumindest um ihrer Ausdrucksstärke willen) angewiesen. Umgekehrt erfordert die Anreicherung die klassische Prädikatenlogik als *Grundlage*. So benötigt die in § 11d skizzierte Notation einer Temporallogik die Variablen der klassischen Prädikatenlogik als ihre Prädikate.³³¹ Und die Modallogik ist in noch viel stärkerem Maße auf die klassische Prädikatenlogik angewiesen, da sie nur zusätzliche Operatoren stellt.

Die elliptische Auslassung der Identitätspositionen in obigem Satz *a* lässt sich als ein solches Abhängigkeitsverhältnis klassischer Prädikatenlogik zu einer Anreicherung verstehen. Dazu wollen wir zuerst zwischen *raumzeitlicher und intentionaler Logik* unterscheiden. Die raumzeitliche beinhaltet alle allgemeinen und partikularen Sätze über Dinge im Raum, inklusive ihrer temporalen und modalen Ordnung durch Temporal- und Modallogik. Die raumzeitliche Logik handelt somit nicht nur von unserer Welt, sondern von allen möglichen Welten.

Die intentionale Logik dagegen beschreibt die intentionalen Zustände von Subjekten, also ihren Bezug zur raumzeitlichen Welt. Auch ihre Sätze sind temporal und modal geordnet. In ihr sind Sätze auszudrücken wie „Heute möchte Theseus

330 Denn eine Sichtung der wahren Sätze der klassischen Prädikatenlogik brächte nur kontingente Erkenntnisse hervor und könnte nicht die *Notwendigkeit* der wahren Sätze der angereicherten Logik ausdrücken. Es bedarf bei der Sichtung der wahren Sätze immer noch einen Satz wie „Und dies sind alle wahren Sätze“ (für die Notwendigkeit von Allquantifikationen cf. § 36 dieser Arbeit). Doch ein solcher Satz ist bereits ein Satz einer angereicherten Logik.

331 Cf. § 11d dieser Arbeit.

nach Athen“ oder „Möglicherweise sieht Theseus ein Schiff über das Meer segeln“. Die intentionale Logik ist auf die genannten Logiken angewiesen, um ihr *Material* zu erhalten. So ist im Satz „Möglicherweise sieht Theseus ein Schiff über das Meer segeln“ der Satz der raumzeitlichen Logik „Ein Schiff segelt über das Meer“ als ein Einzelding eingebettet.³³²

Nun zurück zu den Identitätspositionen unserer Interessen: Die beiden Aussagen, dass Theseus mit ein und demselben Schiff viele Jahre zur See fuhr, und dass er dies mit zwei unterschiedlichen Schiffen tat, verlieren ihren Widerspruch, wenn sie um Elementen der intentionalen Logik, nämlich den Identitätspositionen, angereichert werden.

Arbeiten wir dies am Fall aus: Wir haben im letzten Paragraphen gesagt, dass Identitätspositionen intentionale Zustände unserer Interessen sind, ähnlich einem Urteil oder einem Wunsch. Angenommen, Theseus nimmt die bereits genannte Identitätsposition α ein:

- (α) Zwei Schiffe sind über die Zeit hinweg numerisch identisch, wenn sie derselben Person gehören (und es keinen Zeitpunkt gibt, zu der die Person zwei numerisch verschiedene Schiffe besitzt).

Wenn sich Theseus diese Identitätsposition α bezieht, so wird er in der intentionalen Logik als ein Einzelding behandelt:³³³

- (b) Theseus nimmt die Identitätsposition ein, dass zwei Schiffe über die Zeit hinweg numerisch identisch sind, wenn sie derselben Person gehören (und es keinen Zeitpunkt gibt, zu der die Person zwei numerisch verschiedene Schiffe besitzt).

(b-formal) $Ft\alpha$

Wenn wir nun obigen Satz a der raumzeitlichen Logik heranziehen,³³⁴

- (a) Theseus fährt mit einem Schiff viele Jahr zur See.

(a-formal) $\exists x (Gx \wedge Htx)$

so können wir Satz b der intentionalen Logik als Operator in Satz a einfügen und erhalten die Auflösung der Ellipse a “.”.³³⁵

332 Allerdings gibt es einige Sätze einer intentionalen Logik, die nicht *unmittelbar* auf Sätze der raumzeitlichen Logik angewiesen sind. So ist im Satz „Theseus fürchtet, dass Ariadne ihn nicht liebt“ der Bezugsgegenstand der Furcht ein Satz der intentionalen Logik, nicht der raumzeitlichen (cf. § 42 dieser Arbeit).

333 F: „... bezieht die Identitätsposition ...“; t=Theseus.

334 G: „... ist ein Schiff“; H: „... fährt mit ... viele Jahre zur See“; t=Theseus.

335 In der Formalisierung soll der Operatorstatus durch die geschweifte Klammer und den Doppelpunkt ausgedrückt werden.

Es mag verwunderlich erscheinen, dass wir den vollständigen Satz b dem Satz a als Operator voranstellen und nicht nur den dass-Satz α . Der Grund für die hier verwendete Notation ist, dass wir uns nicht auf einen Innen-/Außenweltdualismus festlegen wollen, nachdem etwas wie α eine rein mentale Entität sein könnte. Sollte man einen Innen-/Außenweltdualismus vertreten wollen, genüge in der Tat α als Operator.

(a[“]) Bezogen darauf, dass Theseus die Identitätsposition *a* einnimmt, gilt, dass Theseus mit einem Schiff viele Jahre zur See fährt.

(a[“]-formal) $\{Ft\alpha\}: (\exists x (Gx \wedge Htx))$

Wie die Sätze der klassischen Prädikatenlogik durch die Operatoren der Modallogik oder eine Einbettung in eine Temporallogik angereichert und so Widersprüche verhindert werden, so wird hier ein Satz über die Veränderung eines raumzeitlichen Einzeldinges (des Schiffs) durch einen Satz der intentionalen Logik über eine Identitätsposition angereichert. Sätze über raumzeitliche Einzeldinge gelten nicht aus einer absoluten, sondern einer subjektiven Perspektive.

Nach diesem Verständnis benötigen zwei Sätze der raumzeitlichen Logik dieselbe Identitätsposition als Operator, um einander widersprechen zu können. Allerdings lassen sich Kalkuli erstellen, nach denen sich Sätze mit unterschiedlichen Identitätspositionen als Operatoren in Sätze mit einem anderen Identitätsoperator übersetzen lassen: Ein solcher Kalkulus zieht sämtliche Eigenschaften³³⁶ (wesentliche wie unwesentliche) einer Beschreibung heran. Anhand dieser Eigenschaften lässt sich unter dem Vorzeichen anderer wesentlicher Eigenschaften eine Übersetzung in eine andere Beschreibung vornehmen. Wenn man eine vollständige Beschreibung der Tafelrunde unter dem Vorzeichen einer wesentlichen Sitzordnung hat, ist es ein Leichtes eine alternative vollständige Beschreibung unter dem Vorzeichen wesentlicher Materialeigenschaften zu erstellen.

Damit ist der logische Ort der Identitätspositionen unserer Interessen in Grundzügen skizziert: Sie sind Sätze einer intentionalen Logik und fungieren zugleich als Operatoren in Sätzen über raumzeitliche Einzeldinge. Sie sichern die Widerspruchsfreiheit einer wahren, vollständigen Beschreibung der Welt.

Wir sehen zwei Strategien, wie sich gegen diese Hierarchisierung von raumzeitlicher und intentionaler Logik argumentieren ließe. Die erste stellt die Notwendigkeit einer intentionalen Logik grundlegend in Frage. Sind nicht auch wir Subjekte raumzeitliche Einzeldinge, und lassen sich nicht unsere intentionalen Zustände auf bestimmte raumzeitliche Phänomene (eventuell die Vorgänge in unserem Gehirn) reduzieren?

Diesem Einwand ist zuzugestehen, dass wir uns zwar raumzeitlich lokalisieren, indem wir etwa behaupten, dass wir uns *jetzt hier* befinden, allerdings wird eine räumliche Lokalisierung unserer intentionalen Zustände schwieriger. Wir können nicht auf sie zeigen und sinnvoll Sätze äußern wie „Dort ist mein Wunsch“ (im Gegensatz zu „Dort ist, was ich mir wünsche“). Aber dies soll hier nicht weiter verfolgt werden. Wir werden noch im § 42 ausführlich sehen, dass eine vollständige Reduktion von Subjekten (und somit auch ihrer intentionalen Zustände) auf die Eigenschaften der raumzeitlichen Welt nicht möglich ist.

Ein zweiter Einwand besagt, dass wir keine *subjektiven* Identitätspositionen zur Gliederung der raumzeitlichen Logik benötigen. Zwar müssen wir die Sätze der raumzeitlichen Logik durch Operatoren relativieren, um eine Handhabe für wi-

336 Der Begriff „Eigenschaften“ ist hier in einem sehr strengen Sinne zu verstehen, dem gemäß temporale und Identitätseigenschaften keine Eigenschaften sind. Ein solcher Eigenschaftsbegriff wird in § 39b dieser Arbeit entwickelt.

dersprüchliche Identitätsbehauptungen zu finden, aber diese Operatoren sind ihrem Wesen nach nicht subjektiv. Die Verbindung zwischen Relativismus und Idealismus wäre gekappt.

§ 25. Relativismus ohne Idealismus

In den Paragraphen 19 bis 22 haben wir versucht zu belegen, dass uns der Begriff der Identität auf einen Relativismus verpflichtet. Dem Realisten bleibt allerdings ein Weg offen, die idealistischen Konsequenzen zu meiden. Marcus Willaschek hat am Beispiel Goodmans dafür argumentiert, dass ein Relativismus nicht zwingend idealistische Konsequenzen nach sich ziehe.³³⁷ Eine ähnliche Strategie könnte der Realist hier verfolgen: Er könnte zwar die Rede von Identitätspositionen akzeptieren, aber in Abrede stellen, dass sie unsere Interessen seien, also dass sie den Begriff des Subjekts implizierten.

Warum sollt man Identitätspositionen für etwas Subjektives und nicht für etwas Objektives halten? Nur weil Subjekte Identitätspositionen einnehmen, folgt daraus nicht, dass dies für Identitätspositionen wesentlich sei. Die Rede von Identitätspositionen *impliziere* nicht notwendigerweise – so der Einwand –, dass Subjekte sie beziehen. Ein Subjekt kann sich auch an einen Ort stellen. Daraus folgt aber nicht, dass der Begriff des Ortes den des Subjektes impliziere. Vielmehr ist es für Orte *symptomatisch*, dass sich Subjekte zu ihnen begeben können. Weshalb soll es sich bei Identitätspositionen anders verhalten? Weshalb sollen sie nicht ein Teil der objektiven Wirklichkeit sein, der bisweilen von Subjekten bezogen wird, aber ebenso auch leer stehen kann?

Dieser Einwand übersieht einen bedeutenden Unterschied zwischen Identitätspositionen und Orten: Identitätspositionen sind auf den ersten Blick „aussagenförmig“. Die Identitätsposition „Für Artus‘ Stuhl ist wesentlich, aus Eichenholz zu sein“ hat eine ähnliche Form wie die Aussage „Artus‘ Stuhl ist aus Eichenholz“. Beide lassen sich in dass-Sätzen ausdrücken. Aussagesätze dürfen sich allerdings nicht widersprechen: Die Sätze „Athen ist eine Stadt“ und „Athen ist ein Dorf“ können nicht in gleicher Hinsicht wahr sein. Dies verhindert ihr Anspruch auf Objektivität.

Wenn wir die Identitätspositionen als ebenso objektiv fassen wollen, ergäbe sich die Schwierigkeit, logischer Widersprüche, denn die beiden Identitätspositionen

(α) Für jedes stuhlförmige Einzelding ist in erster Linie sein Material wesentlich.

(β) Für jedes stuhlförmige Einzelding ist in erster Linie seine räumliche Lage wesentlich.

könnten nicht beide in gleicher Hinsicht zur objektiven Wirklichkeit gehören. Sie widersprächen einander, und der Fall der Tafelrunde würde uns von Neuem plagen. Wieder hätten wir keine Handhabe zu ermitteln, welche der beiden Beschreibungen der Tafelrunde vorzuziehen wäre.

337 Cf. WILLASCHEK, *Der mentale Zugang zur Welt*, 119-133.

Der Widerspruch von Aussagesätzen lässt sich jedoch aufheben, indem wir sie in einen intentionalen Kontext setzen. Die Spannung zwischen den Sätzen „Athen ist eine Stadt“ und „Athen ist ein Dorf“ lässt nach, wenn wir sie in intentionale Zustände von Subjekten einbetten wie:

- (a) Theseus meint, dass Athen eine Stadt sei.
- (b) Xenos meint, dass Athen ein Dorf sei.

Wenn wir die Identitätspositionen ebenso als einen *intentionalen Zustand unserer Interessen* begreifen, verlieren sie ihren Widerspruch, und wir können unseren Relativismus aufrechterhalten.

Wir dürfen sie jedoch nicht mit *Meinungen* verwechseln. Denn Meinungen sind wahrheitsfähig. Theseus und Xenos können mit ihrer Meinung nicht in gleicher Hinsicht richtig liegen. Einer von beiden *irrt*. Wenn wir Identitätspositionen als Meinungen begreifen, ist der Widerspruch zwar gemildert, aber nicht aufgehoben. Identitätspositionen gleichen in dieser Hinsicht vielmehr Vorstellungen. Theseus kann sich in Gedanken Athen als Stadt vorstellen, Xenos dagegen Athen als Dorf. Mit diesen Vorstellungen widersprechen sich beide nicht. Keiner der beiden legt sich darauf fest, dass Athen tatsächlich auch eine Stadt oder Dorf sei. Wie solche Vorstellungen haben auch Identitätspositionen keinen *Wahrheitswert*. Im Unterschied zu Vorstellungen können wir uns aber nicht entscheiden, Identitätspositionen zu beziehen. Ich kann mich entscheiden, mir vorzustellen, Athen sei eine Stadt, aber ich kann mich nicht entscheiden, die Identitätsposition einzunehmen, dass für Stühle ihre Materialart wesentlich ist. Wie oben dargelegt, beinhalten meine Interessen meine Identitätsposition.

Wenn wir Identitätspositionen von Meinungen unterscheiden, so ist dies nicht falsch zu interpretieren. Es ist nicht mit der stärkeren These zu verwechseln, dass die dass-Sätze, der Identitätspositionen nicht Gegenstand einer Meinung sein können. Ich kann natürlich die Meinung haben, dass für Stühle ihr Material wesentlich sei. Und diese Meinung kann wahr oder falsch sein wie jede andere Meinung (aber eben nur, wenn meine Meinung von meiner Identitätsposition abweicht).

Ein weiterer Einwand gegen das intentionale Verständnis der Identitätspositionen lautet, dass uns unsere intentionalen Zustände wie Meinungen oder Vorstellungen *als* intentionale Zustände kognitiv zugänglich seien. So sehr wir aber unseren Geist „durchsuchten“, fänden wir keine Identitätspositionen. Auffälligerweise verfügt auch eine Vielzahl von Sprachen über die Begriffe der Meinung und der Vorstellung, aber der Begriff der Identitätsposition ist ein Neologismus.

Zuerst zur kognitiven Zugänglichkeit von Identitätspositionen: Genau genommen zeigen sich mir meine Identitätspositionen unentwegt. Unsere Interessen sind uns zugänglich, und sooft ich sehe, dass ein Einzelding ein anderes wird, sooft ich sehe, dass ein Einzelding nicht mehr existiert oder ein neues entsteht, enthüllen sich mir meine Identitätspositionen.

Aber weswegen entgleitet ihre zentrale Rolle unserer Aufmerksamkeit, wenn sie denn so allgegenwärtig sind? Um diese Frage zu beantworten, wenden wir uns dem Begriff der Meinung zu: Weswegen stehen unsere Meinungen so sehr im Zentrum unserer Aufmerksamkeit? Ein Grund ist sicherlich, dass wir immerzu neue Meinungen hinzugewinnen. Aber der Hauptgrund dürfte wohl sein, dass sie

falsch sein können. Wären wir irrtumsimmun, hätten wir den Begriff der Meinung wahrscheinlich nicht (sondern nur den des Wissens). Und natürlich werden Meinungen ganz besonders schnell zum Thema, wenn zwei Menschen eine *Meinungsverschiedenheit* haben.

Die Identitätspositionen unserer Interessen haben dagegen keine Korrektheits- oder Erfüllungsbedingungen. Wir können nie mit Schrecken feststellen, dass unsere Identitätsposition falsch war. Zudem sind unsere Identitätspositionen in der überwältigenden Mehrheit der Fälle ähnlich oder gar identisch – und wo sie einander nicht ähneln, lassen sich unterschiedliche Beschreibungen mit so bemerkenswerter Einfachheit ineinander übersetzen, dass sich nur sehr selten pragmatische Schwierigkeiten ergeben. Rätsel wie das um Theseus' Schiff sind nun mal nicht häufig.

Wenden wir uns einem letzten Kritikpunkt zu: Angenommen, der Realist akzeptiert die Subjektivität der Identitätspositionen, und angenommen, er akzeptiert darüber hinaus, dass jede Beschreibung notwendigerweise relativ auf sie ausgerichtet ist. Er könnte dennoch versucht sein, das Ganze als eine Frage der sprachlichen oder logischen Oberflächenstruktur abzutun. Die Identitätspositionen seien zwar subjektiv, aber nur ein Regulativ unserer Beschreibungspraxis. Sie sagten nichts über die Realität selbst aus. Dahinter steckt der Gedanke, dass Beschreibungen wie die beiden von Artus' Stuhl doch *irgendwie alle dasselbe sagten*, dass wir zu viel auf die einzelnen Formulierungen gäben und letztlich alles nur ein Streit um Worte sei. Der Vorwurf bestünde im Kern darin, dass wir uns von der Struktur der Sprache irreführen ließen und ihre Struktur auf die Welt übertrügen. Letztlich seien es nur *verschiedene Arten dasselbe* zu sagen.

Diese Position muss sich jedoch die Frage gefallen lassen, *was* denn dasselbe ist, das sich auf verschiedenem Wege beschreiben lässt. Ist diese Frage aber nicht widersprüchlich? Was dasselbe ist, lässt sich natürlich nicht sagen, da wir dazu immer unsere Sprache gebrauchen müssten und dieser eben nur die verschiedenen Wege offenstehen. Dieses Bild vom Verhältnis von Welt und Sprache postuliert eine im Kern unaussprechliche Welt, die wir zwar mit der Sprache *irgendwie* beschreiben, aber *nicht an sich begreifen* könnten. Eben jene unaussprechliche Welt sei, was allen drei Beschreibungen zu Grunde liege. Solch eine unaussprechliche Wirklichkeit anzunehmen ist jedoch, wie wir gesehen haben, ein eklatanter Verstoß gegen das Prinzip ontologischer Sparsamkeit.³³⁸ Es führt kein Weg daran vorbei: Sobald wir akzeptiert haben, dass die Identitätspositionen unserer Interessen das Regulativ für die Identität der Einzeldinge sind, folgt der Idealismus stehenden Fußes.

§ 26. Materielle Konstitution und kontingente Identität

Beim Fall der Tafelrunde fanden wir zwei äquivalente, aber inkompatible Beschreibungen von Artus' Stuhl. Nach der einen Beschreibung ist für den Stuhl die räumliche Sitzordnung wesentlich, nach der anderen ist es das Material. Beide Beschreibungen nur als Teile einer komplexeren Beschreibung anzusehen,

338 Cf. § 3b dieser Arbeit.

haben wir abgelehnt, denn dies verstieße gegen das Prinzip ontologischer Sparsamkeit.

Nachdem wir in den letzten Paragraphen den Begriff der Identitätspositionen eingeführt haben, gilt es zu prüfen, inwiefern die hier vorgeschlagene Theorie sparsamer zu sein vermag. Wir wollen dafür unser Augenmerk auf die in der Philosophie intensiv diskutierte Frage der materiellen Konstitution lenken.

Das Verhältnis von Einzeldingen zu ihren Bestandteilen wird in dieser Diskussion unter den Begriffen „Konstitution“ und „kontingente Identität“ verhandelt. Im Zentrum steht die Frage, ob ein Einzelding mit seinen Bestandteilen (oder exakter: mit der *Menge* seiner Bestandteile) identisch ist. Die Diskussion wird maßgeblich von einem Beispiel Allan Gibbards geprägt.³³⁹ In Abwandlung³⁴⁰ soll dieses Beispiel auch hier den Ausgangspunkt unserer Überlegungen bilden:

Ein Bildhauer erwirbt am Morgen einen Klumpen Lehm. Er nennt diesen Klumpen „Klump“. Am Nachmittag macht er sich daran, aus diesem Klumpen Lehm eine Statue zu formen, die er „Goliath“ nennt.

Die Streitfrage lautet nun: Sind Goliath und Klump ein und dasselbe Einzelding? Bei dieser Frage handelt es sich um einen Spezialfall der Frage, ob Einzeldinge mit ihren Bestandteilen identisch sind, nämlich um den Fall *materieller Konstitution*³⁴¹: Ist ein Einzelding ein und dasselbe wie die Menge der materiellen Einzeldinge, aus der es besteht?

Die Bestandteile eines Einzeldinges sind seine *Konstituenten*. In unserem Beispiel ist Klump Konstituent von Goliath. Und Klump selbst wird wiederum von einer Menge anderer Einzeldinge konstituiert (beispielsweise von Atomen, die wiederum von Elementarteilchen konstituiert werden etc.). Das Verhältnis der Konstituenten zum konstituierten Einzelding wird als *Konstitution* bezeichnet. In diese Terminologie übertragen, lautet die Frage also: Ist Konstitution numerische Identität?³⁴²

Im Folgenden wollen wir diese Frage nicht in ihrer vollen Tiefe ausloten, sondern nur eine kurze Abhandlung des Themas bieten. Denn zum einen ist die Diskussion des Themas so verzweigt, dass eine vollständige Behandlung eine eigene Arbeit wie die vorliegende verlangte. Zum anderen dreht sich ein Großteil der Diskussion um die Einwände *gegen* die These, dass Konstitution *nicht* numerische Identität sei. Da wir jedoch dieser These nicht das Wort reden wollen, können wir auf eine umfangreiche Diskussion der Einwände gegen sie verzichten. Vielmehr ermöglicht uns die Einführung von Identitätspositionen, der zentralen Intuition der These, dass Konstitution keine numerische Identität sei, gerecht zu werden, ohne uns ihr verschreiben zu müssen.

339 Cf. GIBBARD, *Contingent Identity*; Gibbard brachte das Beispiel allerdings nicht in der Form ein, wie es heute meist diskutiert wird, da er eine speziellere Fragestellung verfolgte.

340 Die Abwandlung ist ähnlich denen, die Baker und Wasserman vornehmen (cf. BAKER, *Why Constitution Is Not Identity*, 600f. u. WASSERMAN, *Material Constitution*, Kap. 1).

341 Für andere Fälle von Konstitution cf. *ibid.*

342 Cf. BAKER, *Why Constitution Is Not Identity*, 599.

Wie lautet dieses Argument? Für seine Rekonstruktion werden wir uns an Ryan Wassermans jüngst veröffentlichten Lexikon-Artikel zum Thema halten. Im Gegensatz zu vielen anderen Varianten des Arguments hat sie den Vorteil, dass sie ohne modales Vokabular auskommt.³⁴³

Das Argument greift auf das an Gibbard angelehnte Beispiel von Klump und Goliath zurück und hat in dieser Form drei Schritte:³⁴⁴

- (p1) Goliath existiert nicht am Morgen (sondern erst am Nachmittag).
- (p2) Klump existiert schon am Morgen (und auch am Nachmittag).
- (c1) Klump und Goliath sind nicht ein und derselbe Gegenstand.
- (p3) Klump konstituiert Goliath am Nachmittag.
- (c2) Konstitution ist nicht Identität.

Dass Existenz und Identität unmittelbar zusammenhängen, haben wir bei unserer Behandlung des Essenzialismus gesehen.³⁴⁵ Die Identitätsbedingungen und die Existenzbedingungen eines Einzeldinges gehen Hand in Hand. Da nach *p1* und *p2* Goliath und Klump verschiedene Existenzbedingungen haben, ist der Schluss auf *c* berechtigt. Damit scheint belegt, dass Konstitution nicht numerische Identität ist.

Die Angriffe gegen dieses Argument lassen sich grob in zwei Arten unterteilen. Zum einen versucht man nicht, eine der Prämissen selbst zu widerlegen, sondern in den vermeintlich abstrusen Konsequenzen des Arguments ein Indiz für seine Falschheit zu sehen. Die zweite Gruppe von Einwänden greift dagegen entweder *p1* oder *p2* direkt an.³⁴⁶

Da wir uns dem Thema angenommen haben, um aufzuzeigen, inwiefern sich unser Idealismus gegenüber dem Realismus als sparsamer erweist, soll von all diesen Einwänden lediglich der der ontologischen Sparsamkeit von Belang sein. Er ist der ersten Gruppe von Einwänden zuzuordnen: Angenommen, Konstitution sei kein Fall numerischer Identität, dann steht noch ein zweites Einzelding dort, wo Goliath ist, nämlich Klump. Doch die Zahl der Einzeldinge, welche diesen Ort einnehmen, endet damit nicht. Angenommen, Goliath steht in einem Hof, und dort befindet sich auch sonst immer irgendeine Statue, die *Hofstatue*, wie sie von ihrem Besitzer genannt wird. Dann konstituiert Klump Goliath, und solange Goliath im Hof steht, konstituiert er die Hofstatue. Es wären schon drei Einzeldinge, welche die Form einer Statue hätten, aber nicht ein und dieselbe Statue wären. Dieses Spiel ließe sich beliebig fortführen, bis wir unendlich viele Statuen im Hof hätten, die ein und denselben Ort einnehmen.³⁴⁷

343 D.h., wir können David Lewis „counterpart“-Theorie der Identitätsbeziehungen zwischen möglichen Welten ignorieren (cf. LEWIS, *On The Plurality Of Worlds*, Kap. 4).

344 Cf. WASSERMAN, *Material Constitution*, Kap. 1 (Wasserman fügt allerdings noch einen vierten, für unsere Zwecke unnötigen Zwischenschritt ein).

345 Cf. § 12a dieser Arbeit.

346 Für erstere cf. WASSERMAN, *Material Constitution*, Kap. 2, für letztere Kap. 4 und 5.

Wenn man dagegen davon ausgeht, dass Konstitution ein Fall numerischer Identität sei, kommt man zu einer sparsameren Ontologie. Auf unser Beispiel der Tafelrunde übertragen: Wenn der *Königsstuhl* und der *Eichenstuhl* nicht ein und dasselbe Einzelding sind, so sitzt Artus auf mindestens zwei Stühlen. Eine scheinbar absurde Vorstellung. Wenn wir im Alltag fragen, auf wie vielen Stühlen Artus sitzt, wird jeder von einem Stuhl sprechen.

Also ist Konstitution doch numerische Identität? Dann kommt man zu einer Position, die Gibbard *kontingente Identität* nennt.³⁴⁷ Im Gegensatz zu Gibbard wollen wir sie für die Zwecke dieser Arbeit nicht *modal* formulieren, sondern *temporal*:

Kontingente Identität: Zwei Einzeldinge sind zu einem Zeitpunkt *t* kontingent identisch, wenn sie zu *t* dieselben Eigenschaften haben, aber für beide nicht dieselben Eigenschaften wesentlich sind.

Damit Klump und Goliath nach dieser Definition kontingent identisch sein können, gilt es, keinen zu weiten Eigenschaftsbegriff zu verwenden. Denn Klump hat die Eigenschaft, am Morgen zu existieren – eine Eigenschaft, die Goliath fehlt. Und Goliath hat im Gegenzug die Eigenschaft, dass es für ihn wesentlich ist, eine Statue zu sein. Temporale Eigenschaften und Identitätseigenschaften sind also nicht mit eingeschlossen.

Unter diesen Bedingungen lässt sich die Flut an Einzeldingen eindämmen. Goliath ist mit Klump identisch und Artus sitzt auf nur einem einzigen Stuhl.

Kontingente Identität wird jedoch mit einem (zu) hohen Preis bezahlt: Der Begriff numerischer Identität würde zerfallen. Einzeldinge wären miteinander identisch, wenn für sie dieselben Eigenschaften wesentlich sind *oder* sie kontingent identisch wären. Damit müsste auch das Transitivitätsprinzip der Identität aufgegeben werden. Klump am Morgen wäre mit Klump am Nachmittag identisch und Klump am Nachmittag mit Goliath, aber Goliath nicht mit Klump am Morgen. Letztlich müssten wir den Begriff der Identität von dem der Existenz trennen. Die Identitätsbedingungen wären nicht mehr zugleich die Existenzbedingungen eines Einzeldinges. Damit existierten jedoch wieder mehrere Einzeldinge, wo nur eins sein soll: Als wir die Rede von wesentlichen Eigenschaften einführten, taten wir dies, weil wir wissen wollten, was ein Gegenstand *ist*. Was ist der Träger der Eigenschaften? Die Antwort war eine Menge wesentlicher Eigenschaften, die über ihre Elemente definiert war. Bei Klump ist aber eine andere Menge wesentlicher Eigenschaften Träger der Eigenschaften als bei Goliath. Also haben wir doch zwei verschiedene Träger von Eigenschaften an ein und demselben Ort. Dies zu verneinen, bedeutete die Menge wesentlicher Eigenschaften nicht über ihre Teile (die einzelnen Eigenschaften) definieren zu wollen, doch eben genau dies ist entscheidend bei der Bestimmung der Menge.

347 Dieses Argument ist aus WASSERMAN, *Material Constitution*, Kap. 2 entnommen. Ein ähnliches Argument wird bereits von Sosa vorgebracht (cf. SOSA, *Subjects Among Other Things*, 178ff. und Putnam's *Pragmatic Realism*, 619-625). Sosas Argument des „snowdiscall“, hat jedoch gegenüber Wassermanns Version im Kontext materieller Konstitution den Nachteil, dass die Konstituenten nicht exakt den gleichen Raum einnehmen.

348 Cf. GIBBARD, *Contingent Identity*, 187.

Denn wie sonst soll diese Menge ihre Funktion als Identitätsstifter über die Zeit hinweg erfüllen können? Außerdem wäre ganz und gar unklar, wie man eine solche Menge wesentlicher Eigenschaften sonst definieren wollte.

Weder die These, dass Konstitution nicht numerische Identität sei, noch kontingente Identität, können das Problem von Goliath und Klump zufriedenstellend lösen. Hier zeigen die von uns vertretenen Identitätspositionen ihre Stärke. Nehmen wir die Identitätsposition α :

- (α) Für jedes Einzelding, das die Eigenschaft hat, eine Statue zu sein, ist es wesentlich, eine Statue zu sein.

Nach dieser Identitätsposition existiert nur ein Einzelding am Nachmittag: Goliath. Klump kann relativ zu α am Nachmittag nicht existieren, da Klump schon am Morgen existierte, weswege es für Klump nicht wesentlich sein kann, eine Statue zu sein. Das Einzelding, welches am Nachmittag existiert, hat aber die Eigenschaft, eine Statue zu sein. Damit ist für dieses Einzelding wesentlich, eine Statue zu sein. Was geschieht dann aber mit Klump am Nachmittag? Die Antwort ein Fall tiefgreifender Veränderung: Klump *wurde zu* Goliath.

Wenden wir uns nochmals dem Argument zu, dass Konstitution keine numerische Identität sei:

- (p1) Goliath existiert nicht am Morgen (sonder erst am Nachmittag).
- (p2) Klump existiert schon am Morgen (und auch am Nachmittag).
- (c1) Klump und Goliath sind nicht ein und derselbe Gegenstand.
- (p3) Klump konstituiert Goliath am Nachmittag.
- (c2) Konstitution ist nicht Identität.

Nach dem hier vorgeschlagenen Idealismus der Einzeldinge sind die ersten beiden Prämissen unvollständig. Ihnen ist eine Identitätsposition hinzuzufügen. Relativ zu α lautet die Ergänzung:³⁴⁹

- (p1- α) Goliath existiert relativ zu α nicht am Morgen (sondern erst am Nachmittag).

Doch wie wir bereits gesehen haben, muss *p2* relativ zu α anders lauten, nämlich:

- (p2- α) Klump existiert relativ zu α am Morgen (und *nicht* am Nachmittag).

Unter diesen Prämissen ließe sich zwar *c1* noch aufrechterhalten:

- (c1- α) Klump und Goliath sind relativ zu α nicht ein und derselbe Gegenstand.

³⁴⁹ Um der Kürze willen isolieren wir den dass-Satz der Identitätsposition vom Subjekt, das sie einnimmt. Bei einer vollständigen Ergänzung wäre ein vollständiger Satz der intentionalen Logik als Bezugspunkt einzufügen (cf. Fußnote 335 dieser Arbeit).

P3 wäre jedoch relativ zu α falsch. Klump kann relativ zu α nicht Goliath am Nachmittag konstituieren, da Klump im Bezug auf α am Nachmittag nicht mehr existiert. Damit wird $c2$ hinfällig.

Die Ursprüngliche Prämissen $p2$ verlangt dagegen eine Vervollständigung durch eine andere Identitätsposition, um nicht wie bei α abgeändert werden zu müssen – beispielsweise die Identitätsposition β :

- (β) Für jedes Einzelding, welches eine zusammenhängende Lehmmasse ist, ist seine Form unwesentlich.

Dies ergibt folgende Variante von $p2$:

- ($p2$ - β) Klump existiert relativ zu β schon am Morgen (und *auch* am Nachmittag).

Allerdings lässt sich relativ zu β die Prämissen $p1$ nicht mehr aufrechterhalten. Damit ist $c1$ und letztlich wieder $c2$ hinfällig.

Dem hier vertretenen Idealismus der Einzeldinge zufolge sind Identität und (in gewissem Umfang) Existenz relativ zu den Identitätspositionen unserer Interessen. Dass wir beginnen, mehrere Gegenstände zu zählen, wo nur ein einziger ist, hängt damit zusammen, dass wir verschiedene Identitätspositionen vermengen. Der Realist kann auch nicht anders, da er nicht unsere Interessen als Regulativ zulässt. So ist er letztlich zu einer üppigeren Ontologie gezwungen.³⁵⁰

§ 27. Die Gesamtzahl der Einzeldinge

Im letzten Paragraphen haben wir für die hier vorgeschlagene Position das Prinzip ontologischer Sparsamkeit in Anspruch genommen. Ein Realist könnte einwenden, dass bei genauerer Betrachtung ein Idealismus der Einzeldinge sogar auf *mehr* Einzeldinge angewiesen sei als eine realistische Beschreibung der Welt. Diesem Einwand wollen wir nun Rechnung tragen. Es wird sich zeigen, dass der diesem Einwand zugrunde liegende Sparsamkeitsbegriff ein unbefriedigendes Entscheidungskriterium ist.

Nehmen wir uns nochmals den Fall der Tafelrunde vor: Nach einer der beiden Beschreibungen ist es für Artus' Stuhl wesentlich, dass Artus auf ihm sitzt, nach

³⁵⁰ Genau genommen ist dies nicht ganz korrekt. Er hat noch den Ausweg einer eliminativen These: Es gibt weder einen Lehmklumpen am Morgen noch eine Statue am Nachmittag. Alles, was es gibt, ist eine Summe von Atomen (oder welche Einzeldinge man sonst als die einzig wirklichen ansehen möchte), welche die Form einer Statue hat (cf. UNGER, *There Are No Ordinary Things*). Auch wenn wir eine solche eliminative These für falsch halten, soll sie hier nicht weiter diskutiert werden. Denn selbst bei Gültigkeit der eliminativen These ließen sich für jedes Atom unterschiedliche wesentliche Eigenschaften angeben. Der Realist wäre wieder in der Situation, dass er von mehreren Atomen an ein und derselben Stelle ausgehen müsste und somit die Wirklichkeit überfrachtete. Zwar wäre es kein Fall von *materieller* Konstitution, bei der eine Materiemasse einen komplexeren Gegenstand konstituierte, aber dennoch ein Fall von Konstitution. Die verschiedenen Atome, welche dieselben Eigenschaften haben, aber für die unterschiedliche Eigenschaften wesentlich sind, konstituierten einander. Das Problem stellte sich für den Eliminativisten von Neuem.

der anderen jedoch, dass er aus Eichenholz ist. Bedeutend ist der Moment, sobald sich Artus von seinem Stuhl erhebt. Nach der ersten Beschreibung macht der Stuhl eine tiefgreifende Veränderung durch und wird zu einem anderen Einzelding. Nach der zweiten Beschreibung ist er dagegen noch dasselbe Einzelding, bei dem sich lediglich seine unwesentlichen Eigenschaften ändern. Der Verlauf der Welt zeigt also, dass die zweite Beschreibung in einer gewissen Hinsicht sparsamer ist. Sie kommt mit nur *einem Einzelding* aus (eben dem *Eichenstuhl*), während die andere *mehr Einzeldinge* benötigt (den *Königsstuhl* und seinen Nachfolgegegenstand). Damit wäre die Beschreibung des wesentlichen Fertigungsmaterials sparsamer. Es läge keine Äquivalenz vor.

Aus dieser Analyse ließe sich verallgemeinernd der Idealismus der Einzeldinge ablehnen: Es gibt ein handfestes Kriterium zu entscheiden, welche Eigenschaften wesentlich sind – nämlich diejenigen, die eine sparsamere Beschreibung ermöglichen.

An zwei Stellen lässt sich dieses Argument angreifen: Einmal können wir in Frage stellen, ob der Schritt der Verallgemeinerung zulässig ist. Führen unterschiedliche wesentliche Eigenschaften notwendigerweise zu einer unterschiedlichen Anzahl an Einzeldingen in der Welt? Darüber hinaus lässt sich daran zweifeln, ob eine unterschiedliche Anzahl an Einzeldingen wirklich zu mehr Sparsamkeit führt.

Zur Frage, ob die Verallgemeinerung zulässig ist: Es lassen sich mögliche Welten konstruieren, in denen zwei Beschreibungen nicht eine unterschiedliche Anzahl an Einzeldingen nach sich ziehen. Bei solchen Welten hilft uns eine Sparsamkeit an Einzeldingen bei der Bewertung der Beschreibungen nicht weiter. So lässt sich das Beispiel der Tafelrunde dahingehend abändern, dass sich jeder der Stühle nicht nur durch Sitzordnung und Material, sondern auch durch seine Form von den anderen unterscheidet. Wäre die Form wesentlich, käme man mit ebenso vielen Einzeldingen aus, wie wenn das Material wesentlich wäre.

Jedoch hat allein die These, dass eine unterschiedliche Anzahl an Einzeldingen zu mehr Sparsamkeit führt, eine intuitiv unplausible Implikation: Es hinge vom völlig kontingenten Verlauf der Welt ab, welche Eigenschaften wesentlich wären. Eine Beispielwelt zur Veranschaulichung:

In einer möglichen Welt gibt es zu jedem Zeitpunkt nur zwei materielle Einzeldinge: einen grünen Metallwürfel und ein weiteres Einzelding. Außerdem kennt diese Welt sechs Zustände. Zum Zeitpunkt *t1* ist das zweite Einzelding eine rote Steinkugel. Sie hat das doppelte Volumen des Würfels, und auch das Gewicht der beiden Einzeldinge ist nicht gleich. Die Kugel hat zu *t1* also mindestens fünf individuierende Eigenschaften.³⁵¹

1. Form
2. Material
3. Farbe
4. Gewicht

³⁵¹ Um das Beispiel möglichst unkompliziert zu halten abstrahieren wir von allen extrinsischen Eigenschaften, die das Verhältnis des zweiten Einzeldings zum Würfel beschreiben.

5. Volumen

Jede dieser Eigenschaften kann damit als wesentliche Eigenschaft des zweiten Einzeldinges dienen.

Allerdings ändert das zweite Einzelding alle fünf Eigenschaften im Laufe der folgenden fünf Zustände t_2 bis t_6 , wobei es niemals in einer der fünf Eigenschaften dem Würfel gleicht. Während der sechs Zustände hat das zweite Einzelding insgesamt drei verschiedene Formen inne und besteht aus vier verschiedenen Materialien. Zu jedem Zustand hat es ein anderes Gewicht und misst ein anderes Volumen. Es hat jedoch nur zwei verschiedene Farben.

Wählen wir jetzt Volumen oder Gewicht als wesentliche Eigenschaft, benötigen wir neben dem Metallwürfel fünf Einzeldinge zur Beschreibung der Welt. Beim Material brauchen wir vier, bei der Form nur drei und die Farbe ist am genügsamsten: Nur zwei weitere Einzeldinge sind notwendig. Wäre die addierte Zahl aller Einzeldinge *aller Zeitpunkte* für die Sparsamkeit einer Beschreibung relevant, so wäre die Farbe wesentlich. Sollte der Weltverlauf jedoch nur minimal anders sein (beispielsweise wenn das zweite Einzelding während der sechs Zustände drei Farben, aber nur zwei Formen instantiierte), dann wäre es ein völlig anderes Einzelding: Die Form wäre nun wesentlich, die Farbe hingegen unwesentlich.

Intuitiv scheint dieser kontingente Unterschied im Weltverlauf ungenügend, um völlig andere Wesenseigenschaften anzunehmen. Dieser Intuition entspricht auf ontologischer Ebene ein gewichtiger Unterschied zu den tatsächlich nicht sparsameren Thesen, dass Artus auf zwei Stühlen sitze oder Klump und Goliath zwei verschiedene Einzeldinge seien: Es sind nur mehr Einzeldinge zu verschiedenen Zeitpunkten, nicht mehr Einzeldinge *zum selben Zeitpunkt am selben Ort*. Daher sind wir auch nicht gezwungen, die Zahl der Instantiierungen der Prädikate zu erhöhen. Die Eigenschaft, ein Stuhl zu sein, wird nicht mehrfach instantiiert, nur weil Artus sich erhebt. In der räumlichen Logik, bleibt die Zahl der Einzeldinge und der Instantiierungen von Eigenschaften konstant.

§ 28. Inhaltlicher Exkurs III: Kulturrelativismus

Eine Motivation für einen Zweifel am Relativismus können kulturrelativistische Ansichten sein: Die modernen Wissenschaften seien nur eine wahre Beschreibung unter vielen. Grund für diesen Kulturrelativismus ist eine Art Metainduktion: Bisher hat sich jedes Weltbild überholt. Also wird sich auch unseres und jedes nachfolgende überholen. Kein Weltbild hat einen besseren Anspruch auf Wahrheit als ein anderes.³⁵²

Zwar soll solch ein Kulturrelativismus in dieser Arbeit nicht vertreten werden, aber dennoch sind unsere bisherigen Ergebnisse nicht irrelevant für die Diskussion – folgt doch eine gemäßigte kulturelle Relativität aus ihnen.

352 Cf. DEVITT, *Realism And Truth*, 7.

Die Liste der Argumente gegen einen Kulturrelativismus ist lang. Gegen die obige Metainduktion ließe sich einwenden, dass sie eine Induktion voraussetzt und somit davon ausgehen muss, dass sich unterschiedliche Beschreibungen sehr wohl in bessere und schlechtere unterscheiden lassen. Man könnte zudem einen naturalistischen Fehlschluss unterstellen: Nur weil sich die Weltbilder gegenseitig ablösen, geschieht dies nicht zwingend zurecht. Ebenso ließe sich solch einem Wahrheitspluralismus ein Widerspruch unterstellen: Setzt die Aussage, dass Wahrheit kulturrelativ sei, nicht die Wahrheit dieser Aussage als unverrückbar und ganz und gar absolut voraus?

Traditionell ist der Kulturrelativismus einer These ähnlich dem begrifflichen Relativismus verpflichtet. Andere Kulturen kennen andere Eigenschaften. Diese Eigenschaften führen zu anderen Weltbildern. Dass es im Lateinischen eine Vielzahl an Farbeigenschaftswörtern gibt, hieße, dass die Welt eines antiken Römers bunter war als unsere. Doch ist fraglich, ob wir dieselben Unterschiede nicht ebenfalls machen können, welche der antike Römer anhand der vielen Farbbe-griffe machen konnte; eben nur mit viel komplizierteren Beschreibungen (beispielsweise indem wir die Farben mit für sie archetypischen Gegenständen vergleichen oder die Nuancen explizieren, um die sie heller oder dunkler als „Standardfarben“ sind)³⁵³. Umgekehrt konnte der antike Römer eine Vielzahl an Far-bunterscheidungen mit Sicherheit nicht treffen, da er nicht über eine so ausgefeilte Technik zur Messung von Lichtwellenfrequenzen verfügte.

Dennoch führt die Beobachtung, dass in anderen Kulturen andere Eigenschaften eine prominente Rolle in der Sprache spielen, zusammen mit dem hier vertretenen Idealismus der Einzeldinge zu einem (gemäßigten) Kulturrelativismus. Freilich dürfen wir aus der Tatsache, dass eine Sprache einen Begriff für ein absonderliches Fabelmonster beherbergt, nicht darauf schließen, dass die Welt dieses Monster tatsächlich beherberge. Dennoch führen andere Begrifflichkeiten zu anderen wesentlichen Eigenschaften. Da es im Lateinischen die vielen Farbeigenschaftswörter gibt, ist auch die Wahrscheinlichkeit größer, dass eine solche Eigenschaft besonderes Gewicht erlangt und als wesentlich für einen Gegenstand angesehen wird. Wir dagegen, denen das Deutsche die unterschiedlichen Farbtöne nicht so klar vor Augen führt, werden eher nur das, was der allgemeinere Farbbegriff bezeichnet, als wesentlich erachten, aber die genaue Schattierung als unwesentlich.

Somit kann eine andere Kultur sehr wohl zu anderen wesentlichen Eigenschaften und somit zu anderen Einzeldingen in der Welt führen. Dagegen ändert sich jedoch nicht, wie häufig eine Eigenschaft zu einem Zeitpunkt instantiiert ist. Auch wenn ein antikes Weltbild nicht unsere heutigen physikalischen Atome kennt, kann es sie nicht aus der Welt schaffen. Es muss die Eigenschaft, ein physikalisches Atom zu sein, in den Vorrat seiner Eigenschaften aufnehmen, wenn es äquivalente Beschreibungen liefern will. Hier führt kein Weg an den Errungen-schaften der Wissenschaften vorbei. Jedoch die Einzeldinge, *die aus diesen physikalischen Atomen bestehen*, können weit von unseren abweichen. Während es für ein aus Atomen bestehendes Einzelding relativ zur Beschreibungen eines modernen Sprechers des Deutschen wesentlich sein mag, dass es schwarz ist,

353 Interessanterweise sind viele lateinische Farbnamen identisch mit dem Namen archetypischer Gegenstände dieser Farbe.

mag es aus der Perspektive der antiken Römer wesentlich *nigrum*, *pullum* oder gar *atrum* sein.

Zwar mildert solch ein Kulturrelativismus in keiner Form die Erkenntnisansprüche unserer modernen Wissenschaften ab, doch handelt es sich um einen Kulturrelativismus – wenn auch um keinen sonderlich aufregenden oder gar welter-schütternden.

Teil III. Das Sein der Tatsachen

Kapitel 1. Tatsachenontologie vs. Objektontologie

§ 29. Die grundlegenden Begriffe der Ontologie

Im letzten Teil dieser Arbeit haben wir einem *Idealismus der Einzeldinge* (präziser einem der *raumzeitlichen* Einzeldinge) das Wort geredet. Unser Ziel ist jedoch, einen *globalen Idealismus* zu belegen. Der Begriff der Wirklichkeit soll vom Begriff des Subjekts abhängig sein. Es gilt daher, das Verhältnis von Einzeldingen und Wirklichkeit ins Auge zu fassen. In diesem Teil der Arbeit ist der Nachweis zu erbringen, dass der Begriff der Wirklichkeit den des raumzeitlichen Einzeldinges impliziert.

Wenn die Wirklichkeit die *Gesamtheit der Einzeldinge* wäre, hätten wir mit einem Idealismus der Einzeldinge bereits den globalen Idealismus erreicht. Ludwig Wittgenstein hat aber bekanntlich im *Tractatus* die These vertreten, dass die Wirklichkeit die „Gesamtheit der Tatsachen“ sei.³⁵⁴ Sollte er recht haben, wäre bisher nur ein regionaler Idealismus belegt.

Wir wollen daher, den Begriff des Einzeldinges in seiner Beziehung zu den anderen grundlegenden Begriffen der Ontologie in Verbindung setzen. Dabei soll dem Begriff der Tatsache eine besondere Bedeutung zukommen. Es wird sich zeigen, dass die Welt die Gesamtheit der Tatsachen sei, aber eine Abhängigkeit des Begriffs der Tatsache vom Begriff des raumzeitlichen Einzeldinges nachweisen. Dabei wird sich eine Sonderrolle einer bestimmten Klasse von Einzeldingen zeigen, die bisher noch zu wenig Beachtung fanden: die Subjekte.

Bevor wir die grundlegenden Begriffe der Ontologie wie „Einzelding“ und „Subjekt“ systematisieren können, gilt es zuvor in diesem Paragraphen, all die Begriffe vorzustellen, die *prima facie* für eine solche Systematisierung in Frage kommen. Es soll noch keine Aussage darüber getroffen werden, ob diese Begriffe tatsächlich grundlegende Kategorien der Ontologie sind. Dies wird erst die nachfolgende Diskussion entscheiden.

Die Begriffe sollen anhand von Beispielsätzen entwickelt werden. Beginnen wir mit folgendem Satz:

- (a) Sokrates ist weise.

Der Satz spricht von einem *Gegenstand*: Sokrates. Außerdem wird in ihm eine *Eigenschaft* thematisiert: nämlich weise zu sein. Beim Begriff der Eigenschaft wird bisweilen eine Unterscheidung vorgenommen. Nehmen wir einen weiteren Satz:

- (b) Aristoteles ist weise.

Wenn wir behaupten, Aristoteles und Sokrates haben *dieselbe* Eigenschaft, so kommen wir zu dem Begriff des *Universale*. Es gibt etwas, das auf beide Gegenstände zutrifft, nämlich das Universale, weise zu sein.

354 Cf. TLP I.1.

Doch wenn wir von Sokrates' Eigenschaften sprechen, können wir auch etwas anderes als Universalien meinen. Angenommen Sokrates litt im Alter an einer schlimmen Gehirnkrankheit und ginge seiner Weisheit verlustig. Das Weise-Sein des Sokrates existierte dann nicht mehr. Dies hätte jedoch kaum zufolge, dass es das abstrakte Universale, weise zu sein, nicht mehr gäbe. Also gibt es scheinbar neben Gegenständen und *abstrakten Universalien* noch die *konkreten Eigenschaften* wie die „Weisheit des Sokrates“. Solche konkreten Eigenschaften werden *Tropen* oder *Momente* genannt.

Es gilt, noch eine weitere Unterscheidung beim Begriff der Eigenschaft vorzunehmen. Betrachten wir den Satz:

(c) Sokrates ist älter als Aristoteles.

In diesem Satz hat Sokrates die Eigenschaft, älter als Aristoteles zu sein. Allerdings wird in dem Satz über zwei Gegenstände geredet: Sokrates und Aristoteles. Das heißt, Teil dieser Eigenschaft des Sokrates ist der Gegenstand Aristoteles. Wir können aber den Eigenschaftsbegriff enger fassen, sodass er klar vom Begriff des Gegenstandes getrennt ist. Dann sind die beiden Gegenstände Sokrates und Aristoteles durch die Eigenschaft, „älter sein als“ verbunden. Eigenschaften in diesem engeren Sinne sind die *Prädikate*, wie man sie aus der formalen Logik kennt. Eigenschaften im weiteren Sinne wollen wir *erweiterte Prädikate* nennen.

Ebenfalls von den Prädikaten zu unterscheiden sind die *formalen Eigenschaften*. Darunter wollen wir Eigenschaften verstehen, die üblicherweise in der formalen Logik nicht vermittels Prädikaten ausgedrückt werden – beispielsweise Existenz oder Identität.

Die beiden aufgeführten Doppeldeutigkeiten beim Begriff der Eigenschaft (die zwischen Universalien und Tropen wie auch die zwischen Prädikaten und erweiterten Prädikaten) lassen sich untereinander kombinieren: Man kann Prädikate als Universalien und auch als Tropen verstehen usw.

Wenn wir uns nun dem Begriff des Gegenstandes zuwenden, so lässt sich (die bereits bekannte) Unterscheidung zwischen *Einzelding* und *Gegenstand* vornehmen: Wir können zwar auch Eigenschaften *zum Gegenstand unserer Rede* machen (beispielsweise wenn wir sagen „Weisheit ist nützlich“), aber die Tugend der Weisheit kann vielen Gegenständen zukommen, während Sokrates immer notwendig Gegenstand unserer Rede ist, nie aber Eigenschaft. Er ist ein *Einzelding*.

Neben den Gegenständen und Eigenschaften ist noch eine dritte Klasse von Entitäten für unsere Diskussion von zentraler Bedeutung: Der Satz *a* handelt von dem Gegenstand Sokrates und spricht ihm die Eigenschaft zu, weise zu sein. Sollte dieser Satz wahr sein, so drückt er zudem eine *Tatsache* aus: Nämlich die Tatsache, dass Sokrates weise ist.

Zusammengefasst ergeben sich folgende erste Unterscheidungen im Begriffsfeld (ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen):

- Gegenstände
 - Einzeldinge und Gegenstände (wobei letztere erstere einschließen)

- Eigenschaften
 - Universalien und Tropen (auch Momente genannt)
 - Prädikate, erweiterte Prädikate oder formale Eigenschaften
- Tatsachen

Neben der Frage, wie diese Begriffe zueinander stehen, gibt es im Bereich der Einzeldinge und der Tatsachen Diskussionen über Unterbegriffe dieser Kategorien. So diskutiert man bei den Einzeldingen *Substrate*, *Substanzen* und *Objekte*. Substrate sind Einzeldinge, die keine Konstituenten haben. Es sind Atome im ursprünglichen Sinne des Wortes: unteilbare Einzeldinge.³⁵⁵

Substanzen sind Einzeldinge, die *unabhängig* von anderen Einzeldingen sind. Hier hängt natürlich alles daran, in welchem Sinne sie *unabhängig* von anderen Einzeldingen sein sollen. Eine essenzielle Unabhängigkeit würde bedeuten, dass für sie keine relationale Eigenschaft wesentlich sei – also keine Eigenschaft, die eine Relation zu einem anderen Einzelding beschreibt. Somit wäre beispielsweise der *Königsstuhl* keine Substanz. Denn für ihn ist die relationale Eigenschaft wesentlich, dass Artus auf ihm sitzt. Da alle Einzeldinge, die keine Substrate sind, *per definitionem* Konstituenten haben (also aus anderen Einzeldingen zusammengesetzt sind), ist es äußerst unwahrscheinlich, dass irgendetwas eine Substanz sein kann, das kein Substrat ist.³⁵⁶ Da ein Stuhl wesentlich von weiteren Einzeldingen konstituiert wird (beispielsweise von seinen Beinen, seiner Sitzfläche, seiner Lehne etc.), kann er keine Substanz sein.

Objekte sind Einzeldinge der raumzeitlichen Logik. Ein Objekt ist eine „räumliche Entität, die zeitlichem Wandel ausgesetzt ist“³⁵⁷ – wobei die zweite Bedingung in einer Welt ohne Veränderung zu streichen wäre. Einzeldinge wie Stühle, Berge oder Flüsse sind Objekte. Sollte sich unsere Trennung in raumzeitliche und intentionale Logik aufrechterhalten lassen, so sind *Subjekte* keine Objekte – obwohl sie mit ihrem Körper eine objektive Seite haben.

Bei den Tatsachen ist Gegenstand der Diskussion, ob bestimmte Unterklassen von Tatsachen ontologisch grundlegend sind. Strittig sind unter anderem *negative Tatsachen* (Beispiel: „Sokrates ist *nicht* dumm“), *konditionale Tatsachen* („Wenn Sokrates den Schierlingsbecher trinkt, *dann* stirbt er“) und *kontrafaktische Tatsachen* („*Hätte* Sokrates den Schierlingsbecher nicht getrunken, *so hätte* er länger gelebt). Diese ontologisch umstrittenen Tatsachen werden bisweilen unter dem Überbegriff der „*komischen*“ Tatsachen zusammengefasst.³⁵⁸ Zur Abgrenzung sollen im Folgenden die nicht-„komischen“ Tatsachen *simple Tatsachen* genannt werden.

Damit wären die möglichen Grundbegriffe der Wirklichkeit vorgestellt. Wir können nun dazu übergehen, diese Grundbegriffe zu systematisieren.

355 Substrate werden im englischen Sprachraum bisweilen auch „simples“ genannt.

356 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 91ff.

357 Cf. KOCH, *Subjektivität in Raum und Zeit*, 11. Koch nennt sie dort allerdings Dinge.

358 Cf. DAVID, *The Correspondence Theory Of Truth*, Kap. 5.

§ 30. Die Existenz von Tatsachen und Objekten

Wie oben schon erwähnt, beginnt Wittgenstein den *Tractatus* mit den berühmt gewordenen Worten: „Die Welt ist alles, was der Fall ist. Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“³⁵⁹ Diese Auffassung wird in der Philosophie als *Tatsachenontologie* bezeichnet. Die vermeintlich gegenteilige Ansicht haben wir im letzten Paragraphen kurz gestreift. Sie besagt, dass die Welt die Gesamtheit der Einzeldinge sei. Sie wird im Folgenden als *Objektontologie* bezeichnet.

Tatsachen und Einzeldinge lassen sich anhand paradigmatischer Fälle unterscheiden. Das „Schiff des Theseus“ ist ein Einzelding. Hingegen drückt „Das Schiff des Theseus sticht in See“ eine Tatsache aus (wenn der Satz denn wahr ist). Den exakten Unterschied zwischen einer Tatsachen- und einer Objektontologie zu ziehen, ist jedoch deutlich schwieriger. Im Folgenden werden wir verschiedene Varianten von Tatsachen- und Objektontologien vorstellen. Je nach Variante wird entweder die eine oder die andere Position nicht haltbar sein.

Wie ist eine Tatsachen- von einer Objektontologie zu unterscheiden? Man könnte als These der Objektontologie ansehen, dass nur die Einzeldinge Teil der Welt seien, und nicht dass sie Eigenschaften haben. Denn scheinbar ist das „Haben einer Eigenschaft“ eine Tatsache. Dann wäre das Einzelding *Schiff des Theseus*³⁶⁰ Teil der Welt, nicht dagegen, dass es in See sticht. Sollte eine Objektontologie auf diese Ansicht festgelegt sein, wäre sie offenkundig falsch. Und wohl niemand wird solch eine krude Objektontologie vertreten wollen. Einem Objektontologen stehen mehrere Möglichkeiten offen, diese absurde Konsequenz zu meiden. Zum einen kann er die Eigenschaften als *Teil* der Einzeldinge begreifen. Doch damit stellt sich sogleich die Frage von Neuem: Was ist der Unterschied zwischen einer Tatsachen- und einer Objektontologie? Wenn das Einzelding „Schiff des Theseus“ die Eigenschaft „... sticht in See“ enthält, was unterscheidet es von der Tatsache „Das Schiff des Theseus sticht in See“? Eine naheliegende Antwort wäre: Das Einzelding „Schiff des Theseus“ enthält noch eine Vielzahl anderer Eigenschaften, die über die Tatsache „Das Schiff des Theseus sticht in See“ hinausgehen (wie dass es 30 Ruder hat oder in Athen gefertigt wurde). Da wir aber für jede dieser Eigenschaften eine passende Tatsache finden („Das Schiff des Theseus hat 30 Ruder“, „Das Schiff des Theseus wurde in Athen gefertigt“), droht der gerade ausgemachte Unterschied zwischen Tatsachen- und Objektontologie wieder zwischen unseren Händen zu zerrinnen. Das Einzelding mit seinen Eigenschaften als „Teilen“ sieht der Konjunktion der Tatsachen zum Verwechseln ähnlich.

Ob sich so verstanden letztlich ein Unterschied ausmachen lässt, braucht uns nicht weiter zu interessieren. Die bisherigen Überlegungen sollen lediglich zeigen, dass es sich nicht um zwei offenkundig grundverschiedene Positionen handelt. Der Unterschied, den die Forschung zwischen den beiden Begriffen macht, liegt in der Antwort auf die Frage, was *existiert*.³⁶¹ Eine Objektontologie ist so

359 TLP, 1.1.

360 In dieser Aussage ist „Schiff des Theseus“ als Eigenname zu verstehen.

361 Oder reformuliert: Quantifiziert der Existenzquantor einer grundlegenden Logik über Einzeldinge und/oder Tatsachen?

verstanden der These verpflichtet, dass es Einzeldinge *gibt*, während eine Tatsachenontologie darauf festgelegt ist, dass es Tatsachen *gibt*.³⁶² In dieser Formulierung schließen sich die beiden Positionen jedoch nicht aus. Man könnte eine Mischontologie vertreten, der zufolge es sowohl Tatsachen als auch Einzeldinge gibt.³⁶³ Bei der (bisherigen) Diskussion um eine vermeintliche Tatsachenontologie gilt es daher zwischen zwei Thesen ungleicher Stärke zu unterscheiden:

Schwache These der Tatsachenexistenz: Es existieren Tatsachen.

Starke These der Tatsachenexistenz: Es existieren *nur* Tatsachen.

Ebenso gilt für eine Objektontologie:

Schwache These der Objektexistenz: Es existieren Einzeldinge.

Starke These der Objektexistenz: Es existieren *nur* Einzeldinge.

Die beiden gemäßigten Formulierungen schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern nur die jeweils gegenüberliegende starke Existenzthese. Die starken Formulierungen hingegen schließen sowohl ihr schwaches wie auch ihr starkes Gegenstück aus. Wenn man den philosophischen Widerstreit zwischen Tatsachen und Einzeldingen so zeichnete, wird die in dieser Arbeit vertretene Position mit der starken These der Objektexistenz zusammenfallen. Allerdings wird sich noch erweisen, dass diese Position *nicht* im Widerstreit zu dem zitierten Diktum Wittgensteins steht, dass die Welt die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge sei.

Um unser Verständnis für Tatsachen zu schärfen, werden wir im Folgenden zuerst *gegen* die starke These der Tatsachenexistenz argumentieren. In einem zweiten Schritt werden wir uns anhand des bekannten Universalienstreits der starken These der Objektexistenz zuwenden und diese verteidigen. Es wird sich zeigen, dass die Wirklichkeit auf mehr als nur Existenz angewiesen ist: nämlich auf Tatsachen.

§ 31. Die starke These der Tatsachenexistenz

Wenn man die These vertritt, dass es *nur* Tatsachen gibt, muss jedes Einzelding auf Tatsachen zu reduzieren sein. Das Einzelding Athen ist demnach auf die Existenz von Tatsachen wie beispielsweise „Athen existiert“ zurückzuführen. Unsere Alltagssprache handelte somit nur sehr selten von dem, was eigentlich existiert (den Tatsachen), sondern nur von dem, was abgeleitet existiert (den Einzeldingen). Tatsachen nehmen in solch einer Ontologie eine Rolle ein, die den Einzeldingen in unserer Sprache zukommt. Nur in Sätzen des Typs „Es existiert

³⁶² Eine Objektontologie lässt sich auch so verstehen, dass nur existiert, was Gegenstand im weitest möglichen Sinne ist. Da Tatsachen in diesem weiten Sinne auch Gegenstände wären (sie lassen sich zum Gegenstand eines Aussagesatzes machen), würde der Widerspruch zwischen Tatsachen- und Objektontologie weniger eklatant sein. Um der Zuspitzung willen, ist eine Objektontologie im Kontext dieser Arbeit auf Einzeldinge beschränkt.

³⁶³ So vertritt Hofmann die Ansicht, dass es Objekte, Tatsachen und Universalien gibt, und bezeichnet diese These als Tatsachenontologie (cf. *Metaphysik der Tatsachen*, 107-113).

eine Tatsache, dass ...“ würden wir in unserer Sprache zu den eigentlichen Grundbausteinen der Wirklichkeit vordringen.

Diese Abweichung von der Alltagssprache soll uns als solche im Folgenden nicht weiter interessieren. Wir sehen zwei andere gewichtige Argumente gegen solch eine starke Tatsachenontologie. Das erste nimmt seinen Ausgang von einer Beobachtung Freges zum Wahrheitsprädikat. Betrachten wir folgende zwei Sätze:

- (a) Athen existiert.
- (b) Es ist wahr, dass Athen existiert.

Beide Sätze sind unter exakt denselben Bedingungen wahr.³⁶⁴ Diese Beobachtung lässt sich im sogenannten *Äquivalenzschema* abstrakt beschreiben:

Äquivalenzschema: p ist genau dann wahr, wenn p .

Deflationisten wie Ramsey haben daraus den Schluss gezogen, dass wir uns von dem Wahrheitsprädikat trennen können.³⁶⁵ Wir verlieren nichts vom Gehalt des Satzes b , wenn wir den Rahmensatz des Wahrheitsprädikates („Es ist wahr, dass ...“) tilgen. Der Begriff der Wahrheit wäre demnach ontologisch überflüssig. Ebenso können wir mit Tatsachen verfahren. Wir müssen nicht die Existenz einer Tatsache „Athen existiert“ über die Existenz des Einzeldinges „Athen“ hinaus annehmen. Jede Rede von Tatsachen lässt sich so auf die Rede über die Einzeldinge selbst kürzen. Die These starker Tatsachenexistenz würde unser Bild der Realität nur unnötig verkomplizieren.

Dieses Argument setzt allerdings voraus, dass wir tatsächlich nichts verlieren, wenn wir so vorgehen. Es setzt die Falschheit der Argumente gegen die These der Objektexistenz voraus. Denn William P. Alston macht uns darauf aufmerksam, dass das Äquivalenzschema in beide Richtungen gilt. Man kann es nicht nur *deflationär* von links nach rechts lesen, sondern auch *inflationär* von rechts nach links: Man kann von jeder Rede über einen Gegenstand auch zur Rede über eine Tatsache übergehen.³⁶⁶ Die Stärke dieses Arguments steht und fällt daher mit dem Erfolg der Argumente gegen die These der Objektexistenz oder genauer gesagt: gegen sämtliche alternative Ontologien.

Das zweite Argument gegen eine starke Tatsachenexistenz stellt die Frage nach der Bezugnahme sprachlicher Ausdrücke. Nehmen wir nochmals den Satz

- (a) Athen existiert.

Worauf bezieht sich dieser Satz? Vertreter der Objektexistenz können als Antwort geben: „Auf Athen!“ Dieser Weg steht den Anhängern einer starken Tatsachenexistenz so nicht offen. Da jeder Gegenstand auf eine Tatsache zu reduzieren ist, muss sich meine Aussage letztlich in irgendeiner Form auf eine Tatsache beziehen. Ein naheliegender Bezugsgegenstand wäre die *Tatsache, dass Athen existiert*. Doch Schwierigkeiten ergeben sich, wenn wir weitere Sätze hinzunehmen:

- (c) Athen liegt in Griechenland.

364 Cf. FREGE, *Der Gedanke*, 34.

365 Cf. RAMSEY, *Facts And Propositions*, 157-159.

366 Cf. ALSTON, *A Realist Conception Of Truth*, 49.

(d) Athen ist eine Stadt.

Der Vertreter von Objektexistenz wird sagen, dass sich *c* und *d* auf denselben Gegenstand beziehen, nämlich Athen. Wie kann der Anhänger starker Tatsachenexistenz die Gemeinsamkeit beider Sätze erklären? Ein Weg wäre, von *gleichen bedeutungstragenden Bestandteilen* auszugehen (hier dem Begriff „Athen“). Zwar bezögen sich beide Sätze auf unterschiedliche Tatsachen, aber die *Bedeutungsteile* der Sätze wären gleich.

Bevor wir an dieser Stelle fortfahren, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf den Zusammenhang von Bezugnahme und Bedeutung zu werfen. Einer Referenztheorie der Bedeutung zufolge fällt beides in einer sprachlichen Äußerung zusammen. Die Bedeutung eines Begriffs ergibt sich aus dem Gegenstand, auf den sie sich bezieht. Die Bedeutung von „Athen“ ist die Stadt Athen. In die Position starker Tatsachenexistenz übertragen, wäre die Bedeutung der Aussage „Athen liegt in Griechenland“ die Tatsache, dass Athen in Griechenland liegt. Wäre eine solche Referenztheorie der Bedeutung zutreffend, stünde der Anhänger starker Tatsachenexistenz vor großen Schwierigkeiten. Er könnte die Gemeinsamkeit zwischen den beiden Sätzen *c* und *d* nicht aufgrund gleicher Bedeutungsbestandteile erklären. Da die Bedeutung mit Tatsachen zusammenfiel, müsste er die Tatsachen ebenfalls in Teile auftrennen. Dann hätte er aber durch die Hintertür wieder Einzeldinge in seine Ontologie integriert. Der Begriff der Tatsache wäre auf den Begriff des Einzeldinges angewiesen. Eine restlose Reduktion des Begriffs des Einzeldinges auf den Tatsachenbegriff wäre nicht möglich. Allenfalls könnten beide ein holistisches Begriffscluster bilden, wo der eine Begriff auf den jeweils anderen angewiesen wäre.

Doch kommt der starken These der Tatsachenexistenz zugute, dass gegen eine Referenztheorie der Bedeutung gewichtige Gründe sprechen. Nehmen wir nochmals den Satz

(a) Athen existiert

sowie den Satz

(e) Die Heimatstadt des Sokrates existiert.

Beide Sätze haben in unserer Welt denselben Bezugsgegenstand, da Athen und die Heimatstadt des Sokrates in ihr identisch sind. Aber beide Sätze haben kaum die gleiche Bedeutung. Denn dann wäre der Satz

(f) Athen ist die Heimatstadt des Sokrates

eine platte, nichtssagende Tautologie, bedeutungsgleich mit dem Satz

(g) Athen ist Athen.

Doch beim Satz *e* erfahren wir im Gegensatz zu *g* sehr wohl etwas Substantielles. Dies lässt sich schon anhand der Semantik der möglichen Welten aufzeigen: *g* ist in jeder möglichen Welt wahr, während *e* zwar in unserer wahr, in anderen möglichen Welten jedoch falsch ist.³⁶⁷ Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke

367 Vorausgesetzt Strawsons Ansicht ist falsch, dass Sätze mit inexistentem Bezugsgegenstand bedeutungslos seien (cf. STRAWSON, *On Referring*). Aber selbst wenn Strawson Recht hätte, ließe sich ein Unterschied zwischen beiden Sätzen feststellen. *F* wäre in allen möglichen Welten wahr, in denen Athen existiert, *e* dagegen nicht.

lässt sich daher nicht aus dem Bezugsgegenstand ableiten. Eine Referenztheorie der Bedeutung ist abzulehnen.

Doch die Zurückweisung der Referenztheorie der Bedeutung verschafft dem Anhänger der starken Tatsachenexistenz nur eine kurze Verschnaufpause. Denn eben die Argumentation, welche die Referenztheorie widerlegt, bringt auch die starke These der Tatsachenexistenz zu Fall. Nochmals die drei Sätze *a*, *c* und *e*:

- (a) Athen existiert.
- (c) Athen liegt in Griechenland.
- (e) Die Heimatstadt des Sokrates existiert.

Was ist diesen drei Sätzen gemein? Die Alltagssprachliche Antwort wäre, dass sie *von derselben Sache* handelten. Das „Worüber“ der Sätze, ihr Bezugsgegenstand, ist gleich. Welche Erklärungsstrategie steht dem Anhänger der starken These der Tatsachenexistenz offen? Er könnte wie bei der Ablehnung der Referenztheorie der Bedeutung versucht sein, auf eine gemeinsame Bedeutung zu verweisen. Bei den Sätzen *a* und *c* ist dies auch problemlos möglich. Man könnte auf die gleichen bedeutungskonstituierenden Begriffe verweisen: hier den Eigennamen „Athen“. Doch diese begriffliche Gemeinsamkeit fehlt beim Satz *e*. Aus der Bedeutung können wir keine Gemeinsamkeit ableiten. Denn wie wir bei der Zurückweisung der Bedeutungstheorie der Bezugnahme gesehen haben, ist eben die Bedeutung von *a* und *e* verschieden. Wenn man an einer Tatsachenontologie festhalten will, bleibt nur der oben beschriebene Weg, Einzeldinge als irreduzible Bestandteile von Tatsachen aufzufassen. Die Begriffe „Tatsachen“ und „Einzelding“ wären wechselseitig aufeinander angewiesen. Damit wäre jedoch der Boden der starken These der Tatsachenexistenz verlassen. Prüfen wir im nächsten Schritt, wie es um ihr polares Gegenstück, die starke These der Objektexistenz, bestellt ist.

§ 32. Objektexistenz und Universalienstreit

Bei der Behandlung der starken These der Objektexistenz, wollen wir die Diskussion um Tatsachen ausklammern. Vielmehr soll der sogenannte Universalienstreit den Ausgangspunkt unserer Überlegungen bilden. Es wird sich zeigen, dass sich die starke These der Objektexistenz nur verteidigen lässt, wenn wir uns von einer Position trennen, die wir als *Existenzontologie* bezeichnen wollen, und uns im Gegenzug einer recht verstandenen *Tatsachenontologie* zuwenden.

Es ist darauf hinzuweisen, dass unsere Behandlung des Universalienstreits rein heuristische Funktion hat. Der Universalienstreit hat eine so reichhaltige Geschichte und ein so ausdifferenziertes Theorienangebot, dass ihn hier vollständig in ein oder zwei Paragraphen diskutieren zu wollen, vermessen wäre. Vielmehr dient er uns zur Konturierung der zu erarbeitenden Position. Es soll lediglich erwiesen werden, dass diese Position den Vorwürfen gegen die starke These der Objektexistenz auszuweichen vermag. Dies lässt sich zwar nur als Indiz für ihre Wahrheit werten, denn ein wirklicher Beleg muss darüber hinaus sämtliche Konkurrenten im Universalienstreit eliminieren. Doch dieser Indiziencharakter ist

ausreichend, da wir in den nächsten Paragraphen unabhängige Belege für eine Ablehnung der *Existenzontologie* anführen werden.

Der Universalienstreit kreist um den Streitpunkt des ontologischen Status von Universalien. Wenn wir den Satz „Sokrates ist weise“ nehmen: Welche Rolle spielt das Universale „weise zu sein“ im Gefüge der Wirklichkeit (beziehungsweise das Universale „Weisheit“, wenn es sich in beiden Fällen um ein und dasselbe Universale handelt)? Dies wird als die Frage verstanden, ob Universalien *existieren*. Die vier meistgenannten Positionen im Universalienstreit sind:³⁶⁸

Distinkter Universalienrealismus: Universalien existieren unabhängig von Einzeldingen.

Diese Ansicht wird Platon zugeschrieben und mit seiner Ideenlehre in Verbindung gebracht.³⁶⁹ Demnach hat das Universale, weise zu sein, eine Existenz losgelöst von dem Einzelding Sokrates. Da wir Universalien losgelöst von Gegenständen in der raumzeitlichen Welt scheinbar nicht wahrnehmen, stellt sich die Frage nach der *Art* der Existenz von Universalien. Müssen wir neben der raumzeitlichen Welt und der Welt unserer Gedanken noch eine dritte Welt, die der Universalien, annehmen? Selbstredend ist der distinkte Realismus nicht mit der starken These der Objektexistenz vereinbar.

Immanenter Universalienrealismus: Universalien existieren in Abhängigkeit von Einzeldingen.

Auch der immanente Universalienrealismus wird einem bedeutenden Gewährsmann zugeschrieben: Aristoteles.³⁷⁰ Dieser Position zufolge sind die Universalien, metaphorisch gesprochen, „Teile“ der Einzeldinge. Diese Position lässt sich ebenfalls nicht mit der starken These der Objektexistenz vereinen: Wenn die Existenz von Universalien nicht vollständig auf die der Einzeldinge reduzierbar ist, bilden beide Begriffe ein holistisches Begriffscluster. Das Ergebnis wäre eine Mischontologie.

Nominalismus: Universalien sind sprachliche Phänomene.

Der Nominalismus spricht Universalien einen ontologischen Rang ab. Vielmehr seien sie auf der Ebene der Sprache anzusiedeln, sie seien nur ein „flatus vocis“, ein Lufthauch.³⁷¹ Er ist daher bedingungslos mit der starken These der Objektexistenz vereinbar – auch wenn er weit davon entfernt ist, mit ihr zusammenzufallen. Denn er schließt nicht aus, dass andere Entitäten neben Einzeldingen existieren: beispielsweise Tatsachen. Er impliziert nicht einmal die Existenz von Objekten. Denn er verträgt sich ebenso mit der starken These der Tatsachenexistenz.

Konzeptualismus: Universalien lassen sich auf Begriffe reduzieren.

368 Cf. BALAGUER, *Platonism in Metaphysics*, Kap. 2. Für eine detailliertere Übersicht über den Universalienstreit cf. KNEBEL, *Universalien I*, SCHANTZ und SCHOLZ, *Universalien II* sowie KLIMA, *The Medieval Problem of Universals*.

369 Cf. *op. cit.*, Kap. 1.

370 Cf. *ibid.*

371 Für den Ursprung der berühmten Wendung cf. ANSELM, *De incarnatione verbi*, 285.

Der Konzeptualismus wird bisweilen als moderatere Version des Nominalismus angesehen.³⁷² Auch er spricht den Universalien einen ontologischen Rang ab, verlegt sie allerdings nicht auf die Ebene der starken Veränderungen unterworfenen Sprache, sondern verortet sie im vermeintlich beständigeren Denken.³⁷³ Universalien lassen sich demzufolge auf unsere Begriffe reduzieren. Es gibt kein Universale „Weisheit“ über den Begriff der Weisheit hinaus.

Da der Unterschied zwischen Nominalismus und Konzeptualismus für die Zwecke der folgenden Darstellung zu gering ist, soll er für uns nicht weiter von Belang sein. Wenn wir daher im Folgenden vom Nominalismus reden, schließt dies den Konzeptualismus nicht aus.

Wenden wir uns dem Universalienrealismus zu: Hier scheint der distinkte dem immanenten vorzuziehen zu sein. Als Argument dafür spricht, dass sonst Universalien mit den sie instantiierenden Einzeldingen entstünden und zugrunde gingen. Wenn Universalien keine Existenz außer als „Teile“ von Einzeldingen zukommt, so existiert ein Universale nur solange, wie seine Instanzen existieren. Sobald das letzte rote Einzelding verschwunden ist, gibt es auch nicht mehr das Universale, rot zu sein. Wenn man dann aber wieder einen roten Gegenstand erschaffen sollte, hätte man auch das Universale, rot zu sein, wieder von Neuem erschaffen. Dies mag auf den ersten Blick nicht fatal erscheinen, jedoch verschärfen sich die Schwierigkeiten bei genauerer Betrachtung: Angenommen ein Universale verschwindet mit seiner letzten Instanz. Bald darauf entsteht ein neues Einzelding, welches das Universale instantiiert, wie soll es dann möglich sein, ein Universale zu instantiieren, das es nicht gibt?³⁷⁴ Zudem: Wenn zwei Einzeldinge dasselbe Universale instantiieren, so muss es sich dem immanenten Universalienrealismus zufolge an zwei Orten zugleich befinden – und zwar in Gänze und nicht in Teilen.³⁷⁵ Die Probleme kann der distinkte Universalienrealismus umgehen. Da ihm gemäß Universalien eine distinkte Existenz außerhalb von Raum und Zeit zukommt, besteht zu jedem Zeitpunkt die Möglichkeit, ein Universale zu instantiieren und sie können auch an verschiedenen Orten instantiiert werden, ohne dass es zu einer „Existenzvervielfachung“ kommt.

Wir haben folglich nur noch die Wahl zwischen distinktem Universalienrealismus und Nominalismus (beziehungsweise Konzeptualismus). Ein Einwand gegen den Nominalismus (und die starke These der Objektexistenz) lautet, dass Einzeldinge *Eigenschaften haben*. Also *gibt* es auch Eigenschaften. Quine hat auf dieses Argument entgegnet, dass wir nur der Existenz jener Dinge verpflichtet seien, von denen wir auch behaupteten, dass sie existierten.³⁷⁶ Nicht mehr und nicht weniger. Wenn wir aber einen Satz wie „Sokrates ist weise“ äußern, haben

372 Cf. HÜBENER, *Konzeptualismus*, 1086.

373 Cf. *ibid.*

374 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 79f.

375 Vielleicht lässt sich der Einwand gegen einen immanenten Universalienrealismus entkräften, indem man darauf verweist, dass durch das *irreduzible* Verhältnis der Prädikation Universalien in allen Einzeldingen zu Gänze anwesend sein können. Die Plausibilität dieser These wollen wir nicht weiter prüfen, da sie voraussetzt, was Ziel unserer kurzen Abhandlung des Universalienstreits ist: Wir sind auf weitere Formen des Seins neben der Existenz angewiesen (in diesem Fall dem prädikativen Sein).

376 Cf. QUINE, *On What There Is*, 6-9 [107-110].

wir nicht behauptet, dass „weise sein“ existiert. Wir sagen nicht mehr aus, als dass ein gewisser Sokrates weise sei. Wir haben noch keine weitergehende Festlegung getroffen. Vielmehr ist es am Universalienrealisten zu zeigen, dass uns unsere Rede auf die Existenz von Universalien festlegt.

Das klassische Argument, dass der Universalienrealist anführt, ist das Argument des „Einen über Vielen“.³⁷⁷ Man kann es als das Gegenstück zu unserem Argument gegen eine starke Tatsachenexistenz im letzten Paragraphen ansehen. Dort haben wir Einzeldinge eingefordert, um die Gemeinsamkeit von singulären Termini erklären zu können. Ebenfalls lässt sich vom Nominalisten eine Erklärung für die Gemeinsamkeit von Einzeldingen mit den gleichen Eigenschaften einfordern. Verdeutlichen wir das an folgenden zwei Sätzen:

(a) Sokrates ist weise.

(b) Aristoteles ist weise.

Beide Einzeldinge haben die gleiche Eigenschaft. Wenn Eigenschaften aber nicht existieren, sondern nur Einzeldinge, was ist ihnen dann gemein? Wenn es nur Sokrates und Aristoteles gibt, nicht aber das Weise-Sein, heißt dies nicht, dass beide etwas verbindet, das es nicht *gibt*? Oder um die Intuition des Arguments anders auszudrücken: Einzeldinge instantiieren Universalien. Wenn es aber Universalien nicht *gibt*, wie sollen die Gegenstände dann etwas Inexistentes instantiieren?

Diese Argumentation lässt sich scheinbar sogar zu einer Erklärungslücke des Nominalismus zuspitzen. Vergleichen wir zwei Universale: einmal das Universale, weise zu sein, und einmal das Universale, ein eckiger Kreis zu sein. Zwischen beiden Universalien besteht ein fundamentaler Unterschied. Dieser erschöpft sich nicht darin, dass das Universale, ein eckiger Kreis zu sein, nicht instantiiert ist. Vielmehr ist seine Instantiierung prinzipiell unmöglich. Der Universalienrealist kann diesen Unterschied leicht ausdrücken: das Universale, ein eckiger Kreis zu sein, *existiert* nicht, während es das Universale gibt, weise zu sein. Diesem Unterschied vermag der Nominalismus *prima facie* nicht gerecht zu werden. Ihm zufolge existieren Universalien prinzipiell nicht – das Universale, weise zu sein, und das, ein eckiger Kreis zu sein, in gleicher Weise.

Wieder legt Quine seinen Finger in die Wunde dieser Argumentation. Auf das Argument des „Einen über Vielen“ erwidert er am Beispiel mehrerer roter Gegenstände :

*That the houses and roses and sunsets are all of them red may be taken as ultimate and irreducible, and it may be held that [the realist] is no better off, in point of real explanatory power, for all the occult entities which he posits under such names as „redness“.*³⁷⁸

Quines Gedanke ist, dass eine Eigenschaft zu haben, keiner weiteren Erklärung bedarf. Es handelt sich dabei um ein *factum brutum*. Dass Sokrates weise ist, braucht keine weitere Erklärung anhand eines existierenden Einzeldinges Sokrates und eines existierenden Universale. Sokrates *existiert* – und er ist weise. Das

377 Für die Geschichte des Arguments cf. FINE G., *The One Over Many*.

378 QUINE, *On What There Is*, 10 [112].

ist alles, was es zu sagen gibt.³⁷⁹ Was haben Sokrates und Aristoteles gemein? Sie sind beide weise. Mehr muss über die Gemeinsamkeit nicht gesagt werden. Wiederum ist es nicht notwendig von der *Existenz* von Universalien zu sprechen.

Der Unterschied zwischen der Eigenschaft, weise zu sein, und der, ein eckiger Kreis zu sein, muss ebenfalls nicht in Aussagen über die Existenz der Universalien münden. Bei genauerem Hinsehen, haben wir ihn oben schon ausgedrückt: Es ist *unmöglich*, dass ein Einzelding ein eckiger Kreis ist, während es möglich ist, weise zu sein. Mehr als diese Unmöglichkeit zu thematisieren, ist nicht notwendig.

Um den Gedanken von Quines Argument vollständig zu explizieren, nochmals die Intuitionen, die für den Universalienrealismus zu sprechen scheinen: Wenn Sokrates weise ist, heißt dies nicht, dass er eine Eigenschaft hat, die nicht existiert? Damit äußert der Universalienrealist die Vorstellung, dass die Struktur eines Aussagesatzes anhand von Aussagen über die *Existenz* unterschiedlicher Klassen von Entitäten vollständig zu analysieren sei. „Sokrates ist weise“ heißt dann, dass Sokrates *existiert* und dass das Universale, weise zu sein, *existiert*. Doch genau genommen reicht dies nicht aus. Es muss auch noch eine Verbindung zwischen beiden *existieren*: nämlich in diesem Fall eine Instantiierungsverbindung. Nehmen wir zu Darstellung dieser Position die formalisierte Schreibweise des Satzes, dass Sokrates weise sei.³⁸⁰

(a-formalisiert) Fs

Eine Übertragung in eine Existenzontologie könnte dann wie folgt aussehen:

(a-existenzontologisch formalisiert) $\exists x (x = s) \wedge \exists F \wedge \exists [Fs]$

Sokrates existiert und Weise-Sein existiert und die Verbindung zwischen beiden existiert. Da uns der Universalienrealismus nur zur Abgrenzung interessiert, können wir es offen lassen, wie genau diese Instantiierungsverbindung aussieht. Sie ließe sich über Tropen beschreiben (die Weisheit des Sokrates *existiert*) oder als Tatsache (die Tatsache *existiert*, dass Sokrates weise ist). Auch können wir offen lassen, ob bei solch einer Formulierung Tropen und Tatsachen zusammenfallen;³⁸¹ und ob wir nicht in einen infiniten Regress geraten: Brauchen wir nicht wieder neue *existierende* Entitäten, welche die Tatsachen oder Tropen mit den Einzeldingen und Universalien verbinden und für diese Verbindungsentitäten wiederum neue *ad infinitum*?³⁸²

Ganz unabhängig von den Antworten auf diese Fragen, können wir festhalten, dass der Universalienrealist auf die *Existenz einer Vielzahl von Entitäten* angewiesen ist (Einzeldingen, Universalien, Tropen etc.). In einer gewissen Hinsicht vertritt er eine *Mischontologie*. Dieser Entitätenpluralismus ermöglicht ihm in anderer Hinsicht eine monistische Ontologie, nämlich einen *Seinsmonismus*. Alles Sein ist Existenz. Ein Universalienrealist kann sich auf die These festlegen,

379 Dies schließt nicht aus, dass sich eine Eigenschaft wie „weise zu sein“ reduktiv analysieren lässt. Es schließt nur aus, dass die prädikative Aussageform an sich reduzibel ist.

380 F: „...ist weise“; s=Sokrates.

381 Cf. Hofmann, *Metaphysik der Tatsachen*, 73f. und 113f., Fußnote 4.

382 Für Lösungsversuche, um diesen Regress zu stoppen, cf. *op. cit.*, 113-126.

die Welt sei die *Gesamtheit des Existierenden*. Damit haben wir die Gegenposition zu unserer eigenen Position entwickelt: eine Existenzontologie.

Existenzontologie: Die Welt ist die Gesamtheit des Existierenden. Alles Sein ist Existenz.

Die Existenzontologie lässt sich im semantischen Aufstieg als eine These über die Reduzibilität von Satztypen formulieren:

Existenzontologie (im semantischen Aufstieg): Alle wahren Sätze lassen sich auf die wahren Sätze des Typs „*x* existiert“ reduzieren.

Wenn wir aber Quine folgen und das Verhältnis von Eigenschaften zu Gegenständen als irreduzibel auffassen, müssen wir solch einen Seinsmonismus ablehnen. Wir brauchen neben *existentialem Sein*³⁸³ noch weitere Seinsformen. So kommen wir zu der von uns vertretenen Lösung: dem Sein der Tatsachen. Neben existentialem Sein „gibt“³⁸⁴ es noch die Seinsform der *Tatsächlichkeit*. Das Sein der Tatsachen ist nicht auf existentiales Sein reduzierbar. Ein solcher Seinspluralismus lässt uns das Verhältnis von Universalien zu Einzeldingen frei von Absurditäten und Widersprüchen begreifen. Sokrates *existiert* und es ist eine *Tatsache*, dass Sokrates weise ist.

Unsere Behandlung des Universalienstreits hat eine Existenzontologie zwar nicht widerlegt, aber es hat sich gezeigt, dass wir zu ihr keine Zuflucht nehmen müssen, um das Verhältnis von Einzeldingen und Eigenschaften adäquat beschreiben zu können. Wir sind in einer ontologisch grundlegenden Logik auf nicht mehr als die Existenz der Einzeldinge angewiesen.³⁸⁵ Das angekündigte erste Indiz für eine Tatsachenontologie wurde somit gefunden. Allerdings ist diese Position noch weit davon entfernt, vollständig entwickelt zu sein. Dieser Aufgabe wird sich das nächste Kapitel stellen. Eine Widerlegung der Existenzontologie wird damit einhergehen (was letztlich auch eine Widerlegung des Universalienrealismus zur Folge hat).

383 Der Begriff ist entnommen aus KOCH, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, 72f. und 83f.

384 Eine Formulierung wie „Es gibt das Sein der Tatsachen“ ist genau genommen nicht problematisch, wenn man sich nur in Erinnerung ruft, dass es sich dabei um eine Aussage einer Logik höherer Stufe handelt (cf. § 24 dieser Arbeit).

385 Ob deswegen ein Nominalismus, der Universalien lediglich als „flatus vocis“ ansieht, richtig liegt, ist zu bezweifeln. Denn die Quantifikation über Eigenschaften kann in einer Logik höherer Stufe unentbehrlich sein, wenn man eine vollständige Beschreibung der Wirklichkeit liefern möchte. Wie wir gesehen haben, war eine solche Quantifikation über Eigenschaften notwendig, um das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren auszudrücken (cf. § 7 dieser Arbeit).

Kapitel 2. Tatsachenontologie vs. Existenzontologie

§ 33. Drei Seinsformen

Im letzten Paragraphen wurde zwischen zwei Seinsformen unterschieden: Tatsächlichkeit und Existenz. Es stellt sich die Frage, ob diese beiden Seinsformen in irgendeiner Form voneinander abhängig sind und ob eine vor der anderen als privilegiert anzusehen ist? Im Folgenden soll die These vertreten werden, dass Tatsächlichkeit grundlegend ist und Existenz durch sie festgelegt wird. Das Sein der Tatsachen ist nicht ein Sein *neben* existentiellem Sein. Um diese Abhängigkeiten aufzuklären, wird vor allem die Diskussion um negative Tatsachen von zentraler Bedeutung sein.

Anton Friedrich Koch unterscheidet zwischen drei Seinsformen: dem uns schon bekannten *existenzialem* Sein, dem *prädikativem* Sein und schließlich dem *veritativem* Sein. Letzteres bestimmt er wie folgt: „Das veritative Sein ist das Der-Fall-Sein, das Bestehen von Sachverhalten als Tatsachen.“³⁸⁶ Es liegt somit analog zu dem, was wir im letzten Kapitel als *Tatsächlichkeit* bezeichnet haben. Kochs Bezeichnung betont den engen Zusammenhang zwischen Tatsächlichkeit und Wahrheit: Tatsachen drücken wir in wahren Aussagesätzen aus. Da unsere Untersuchungen im Gegensatz zu Kochs nicht explizit das Faktum der Wahrheit als Ausgangspunkt haben, bleiben wir im Folgenden bei dem bereits eingeführten Begriff der Tatsächlichkeit.³⁸⁷

Prädikatives Sein drückt sich in der Verbalphrase eines Satzes aus.³⁸⁸ Es ist beispielsweise das Weise-Sein des Sokrates. Inwiefern dies von Tatsächlichkeit zu unterscheiden ist, zeigt sich, wenn Koch den Zusammenhang zwischen diesen drei Seinsformen erläutert: „Das veritative Sein [Tatsächlichkeit] bricht sich am Satz in das prädikative Sein, das in der Verbalphrase mitausgedrückt, und das existentielle Sein, das in der Nominalphrase unterstellt wird.“³⁸⁹

Wenn wir einen Satz wie „Sokrates ist weise“ nehmen, so ist die Nominalphrase „Sokrates“ und drückt somit das existentielle Sein aus, während „ist weise“ die Verbalphrase ist und das prädikative Sein anzeigt. Mit der Nominalphrase wird ein Gegenstand unter dem Existierenden herausgegriffen (nämlich Sokrates) und näher bestimmt (dass er weise ist). Kochs Unterscheidung zwischen prädikativem und existentialem Sein ist nicht so zu verstehen, dass es Fälle prädikativen Seins unabhängig von existentialem Sein gibt. Beide Seinsarten sind in dem, was er die *Komplexionsthese* nennt, wechselseitig aufeinander angewiesen und bilden somit ein holistisches Begriffscluster.³⁹⁰

Somit ließe sich das Sein der Tatsachen anhand von existentialem und prädikativem Sein vollständig beschreiben. Man mag versucht sein, die wechselseitige

386 *Op. cit.*, 72.

387 Cf. *op. cit.*, 17-21.

388 Cf. *op. cit.*, 83.

389 *Ibid.*

390 Cf. *op. cit.*, 79-84, besonders 83.

Abhängigkeit dieser beiden Seinsformen durch Fälle zu widerlegen, in denen nur eine Seinsform zum Tragen kommt. So ließe sich fragen, ob Existenzaussagen über von Eigennamen spezifizierten Einzeldingen wie der Satz „Sokrates existiert“ ausschließlich existentiales Sein zum Ausdruck bringen. Umgekehrt scheinen die sogenannten Witterungsimpersonalia wie „Es regnet“ oder „Es schneit“ nicht anhand einer Nominalphrase etwas Existierendes herauszugreifen, um es näher zu bestimmen.

Ob eine Analyse der vermeintlich reinen Existenzaussagen und der Witterungsimpersonalia anhand existentialem *und* prädikativem Sein möglich ist, braucht uns nicht weiter zu interessieren. Denn selbst wenn dies nicht möglich wäre, bestünde die Analyse von Tatsächlichkeit anhand einer der beiden anderen Seinsformen fort. Bei den vermeintlich reinen Existenzaussagen fiel Tatsächlichkeit mit existentialem, bei den Witterungsimpersonalia mit prädikativem Sein zusammen. Im Folgenden soll jedoch gezeigt werden, dass Tatsächlichkeit sich in keiner Weise auf die anderen beiden Seinsformen reduzieren lässt. Ausgangspunkt unserer Überlegungen bildet die Diskussion um negative Tatsachen.

§ 34. Negative Tatsachen und Wahrmachertheorien

Wittgenstein schreibt in seinen *Philosophischen Untersuchungen* den viel zitierten Satz: „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten - einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“³⁹¹ Betrachten wir die bisherigen Beispielsätze unserer Diskussion um Tatsachen-, Objekt- und Existenzontologie, so lässt sich wohl eine einseitige Diät feststellen: Es sind alles Aussagen frei von Negation. Sätze wie

(a) Der Minotaurus existiert *nicht*

haben wir bisher übergangen. Wenn wir unser Fasten brechen und uns Sätzen mit Negationen zuwenden, ergeben sich fatale Folgen für eine Existenzontologie – und ebenso für die Ansicht, dass sich Tatsächlichkeit auf existentiales und prädikatives Sein reduzieren lasse. Im Folgenden soll eine Ontologisierung von Negation vertreten werden. Negation gehört demzufolge irreduzibel zur Realität.

Ontologisierung von Negation: Negation ist ein irreduzibler Aspekt des Realen.

Oder im semantischen Aufstieg:

Ontologisierung von Negation (im semantischen Aufstieg): Wahre negierte Sätze lassen sich nicht auf negationsfreie Sätze reduzieren.

Ob eine Ontologisierung von Negation notwendig ist, diskutiert die Forschung häufig im Zusammenhang von *Wahrmachertheorien*. Solche Wahrmachertheorien unterscheiden zwischen *Wahrheitsträgern* und *Wahrmachern*. Wahrheitsträger sind Entitäten, die *wahr* oder *falsch* sein können. Üblicherweise werden Überzeugungen, Aussagesätze oder Propositionen als Wahrheitsträger angesehen.³⁹²

391 PU 593.

392 Cf. MULLIGAN, SIMMONS und SMITH, *Truth-Makers*, 287f.

Wahrmacher dagegen sind Gegenstände, welche den Wahrheitswert von Wahrheitsträgern festlegen.

Wie eine Wahrmachertheorie aussieht, lässt sich gut am Fall der Korrespondenztheorie der Wahrheit aufzeigen. Bertrand Russells viel zitierte Version der Theorie lautet:

Korrespondenztheorie (Tatsachen): „[...] a belief is true when there is a corresponding fact, and it is false when there is no corresponding fact.“³⁹³

Wenn Theseus der wahren Überzeugung ist, dass Athen eine Stadt sei, so wird diese Überzeugung von der Tatsache wahr gemacht, dass Athen eine Stadt ist. Der Schlüsselbegriff der Korrespondenztheorie ist der der *Übereinstimmung*. Zwei Arten von Entitäten stehen in der relationalen Beziehung der Übereinstimmung. Die übereinstimmenden Entitäten (die Relata der Übereinstimmung) sind bei Russel Überzeugungen und Tatsachen.

Was sind in der Korrespondenztheorie die Wahrmacher und was die Wahrheitsträger? Russells obiger Formulierung zufolge sind die Wahrheitsträger (das, was *wahr* oder *falsch* sein kann) Überzeugungen („beliefs“).³⁹⁴ Zur Frage, was als Wahrmacher in dieser Formulierung der Korrespondenztheorie zählt, gibt es jedoch zwei Auffassungen. Auf der einen Seite kommen Tatsachen in Frage: Eine Tatsache macht eine Überzeugung wahr, indem sie mit ihr übereinstimmt. So verstanden sind Wahrmacher und Wahrheitsträger mit den Relata der Übereinstimmungsbeziehung identifiziert. Die Wahrmacher lassen sich jedoch auch anderweitig verstehen. Dann ist nicht die Tatsache, dass Athen eine Stadt ist, Wahrmacher von Theseus' Überzeugung. Vielmehr ist es der Umstand, dass diese Tatsache mit der Überzeugung übereinstimmt. So verstanden haben wir nicht den Wahrheitsträger auf der einen Seite, den Wahrmacher auf der anderen und beide sind durch ein Drittes – die Übereinstimmungsbeziehung – miteinander verbunden, sondern die Übereinstimmungsbeziehung ist Teil des Wahrmachers.³⁹⁵ Es gibt kein Drittes neben Wahrheitsträgern und Wahrmachern.

Die Korrespondenztheorie der Wahrheit ist nur *eine* Wahrmachertheorie. Wahrmachertheorien fallen nicht mit ihr zusammen. Eine vielzitierte Formulierung der Wahrmachertheorie stammt von John Bigelow:

*I urge that what the Truthmaker axiom is really saying is this: Whenever something is true, there must be something whose existence entails that it is true. The „making“ in „making true“ is essentially logical entailment.*³⁹⁶

393 RUSSELL, *Truth And Falsehood*, 75 [71f.]. Russell ist allerdings nicht der erste Vertreter der Korrespondenztheorie. Zu ihrer Geschichte und den Irrungen der Interpretation cf. KÜNNE, *Conceptions Of Truth*, Kap. 3.1 und DAVID, *The Correspondence Theory of Truth*, Kap. 1.

394 An anderer Stelle führt er jedoch „propositions“ an (cf. RUSSELL, *The Philosophy Of Logical Atomism*, 182).

395 Cf. DAVID, *The Correspondence Theory of Truth*, Kap. 2.2. Wenn Russell von „making true“ spricht, scheint er jedoch ersteres Verständnis zu meinen (cf. RUSSELL, *The Philosophy Of Logical Atomism*, 182).

396 Cf. BIGELOW, *The Reality Of Numbers*, 110; Hervorhebung nicht im Original.

Zwei Dinge sind an dieser Formulierung hervorzuheben. Zum einen handelt es sich um eine *modale* These. Die Wahrheit des Wahrheitsträgers folgt *notwendigerweise* aus dem Wahrmacher. Oder wie Hofmann schreibt: Der Wahrmacher „erzwingt“³⁹⁷ die Wahrheit des Wahrheitsträgers.

Diese Formulierung birgt die Gefahr, dass man die Rede von der *Existenz* von Wahrmachern als Existenz einer grundlegenden Logik auffasst. Dann legt man sich aber von vornherein auf eine Existenzontologie fest. Wenn wir im Folgenden von Wahrmachern sprechen, gilt es daher in Erinnerung zu behalten, dass es sich nicht um Aussagen einer grundlegenden Logik handelt.

Mit der Unterscheidung von Wahrmachern und Wahrheitsträgern lässt sich die These der Ontologisierung von Negativität neu ausdrücken:

Ontologisierung von Negativität (Wahrmachertheorie): Die Wahrmacher verneinter, wahrer Sätze lassen sich nicht auf die Wahrmacher positiver, wahrer Sätze reduzieren.

§ 35. Gegen negative Wahrmacher

Gegen negative Wahrmacher wurde eine ganze Reihe von Argumenten angeführt. Da sie bisweilen eng verflochten sind, ist es nicht einfach, die Trennlinie zwischen diesen Argumenten zu ziehen. Wir werden im Folgenden zwischen drei Argumenten unterscheiden.

a. Das empirische Argument

Das erste Argument ist empirischer Natur. Es besagt, dass wir keinen empirischen Zugang zu negativen Tatsachen hätten. Wir schlossen aus positiven Tatsachen auf negative Tatsachen.³⁹⁸ Wir könnten demnach nicht sehen, dass auf der Akropolis *kein* Hochhaus stehe. Aber wir könnten sehen, dass sich dort der Parthenon und andere Gebäude befänden, und daraus schlussfolgern, dass dort kein Hochhaus stehe. Oder um ein Beispiel Russells auf dieses Argument zu übertragen:³⁹⁹ Ich kann sehen, dass ein Tisch rund ist. Ich kann aber nicht sehen, dass er *nicht* eckig ist. Dies schließe ich lediglich daraus, dass er rund ist.⁴⁰⁰

Dieses Argument fußt jedoch auf der Voraussetzung, dass „rund sein“ eine von bestimmten anderen Eigenschaften unabhängige, basale Eigenschaft sei. Sie wäre nicht durch ihre Abgrenzung von anderen Eigenschaften wie „eckig sein“ und „gerade sein“ bestimmt. Die entgegengesetzte Ansicht wäre, dass die Be-

397 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 22.

398 Cf. RUSSELL, *An Inquiry Into Meaning And Truth*, 73. Interessanterweise stützt Russell das empirische Argument, hält aber dennoch an negativen Tatsachen fest (cf. RUSSELL, *On Propositions*, 4).

399 Cf. *ibid.*

400 Richard Taylor versucht am Beispiel eines Kreises mit Punkt in der Mitte und einem zweiten leeren Kreis zu zeigen, dass wir negative Tatsachen wahrnehmen können (cf. TAYLOR, *Negative Things*, 443-445). Sein Argument übersieht jedoch – würde der Gegner negativer Tatsachen anführen –, dass wir keinen leeren Kreis sehen, sondern einen schwarzen Kreis mit *weißer* Füllung (nicht *ohne* Füllung). Für einen weiteren Einwand gegen Taylors Argument cf. MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 79f.

griffe „rund“, „eckig“ und „gerade“ ein holistisches Begriffskluster bilden und untrennbar zusammenhängen. Wenn dies aber der Fall ist, so ist die Wahrnehmung, dass der Tisch rund sei, identisch damit, zu sehen, dass er nicht eckig sei. Positive empirische Wahrnehmung ist nicht von negativer zu trennen, sondern beides geht Hand in Hand.

Wären die genannten Begriffe nicht Teil eines holistischen Clusters, so gäbe es keinen Grund, warum sich „rund“, „eckig“ und „gerade“ gegenseitig ausschließen. Man müsste Welten als möglich ansehen, die eckige Kreise oder runde Quadrate aufwiesen. Dies ist nicht nur absurd, damit wäre zugleich gerade dem empirischen Argument seine Grundlage entzogen: Wir könnten nicht vom Rund-Sein eines Tisches auf sein Nicht-eckig-Sein schließen.

Den absurden Konsequenzen könnte ein Vertreter des empirischen Arguments zu entkommen versuchen, indem er den Zusammenhang zwischen den Begriffen wie „rund“ und der Eigenschaften, die sie bezeichnen, in Abrede stellt. Die logischen Inferenzen bestünden demnach nur zwischen den *Begriffen* in unserem Denken, nicht aber zwischen den *Eigenschaften* unserer Wahrnehmung. Das empirische Argument wäre einer Sinnesdatentheorie verpflichtet. Es ist aber fraglich, wie es dann einem Vertreter des empirischen Arguments gelänge, die Berechtigung unserer begrifflichen Bezugnahme auf die Sinnesdaten herzustellen. Unsere Begriffe wären inferentiell voneinander abhängig, den Sinnesdaten fehlte jedoch eine solche Abhängigkeit (da sie *per definitionem* nicht begrifflich wären). Unsere Begriffe dichteten etwas in die wahrgenommene Welt hinein.

b. Das kausale Argument

Frank Hofmann argumentiert dafür, dass negative Tatsachen „suspekt“ seien: „Denn es ist schwer vorstellbar, wie eine solche Tatsache kausal wirksam sein könnte.“⁴⁰¹ Sein Argument basiert damit auf einer These, die wir im Grunde genommen schon in Platons *Sophistes* finden: Nur das sei wirklich, was kausale Kraft habe.⁴⁰²

Hofmann zufolge kann eine negative Tatsache oder Eigenschaft nicht kausal wirksam sein, „weil sie einem Einzelding gar keine bestimmte Dispositionen verleihen könnte; sie würden ihm nur bestimmte Dispositionen entziehen.“⁴⁰³ Zur Veranschaulichung: Wenn es blitzt, hat dies die kausale Folge, dass es donnert. Welche kausale Folge kann es haben, dass es *nicht* blitzt?

Das Argument ließe sich angreifen, indem man bezweifelte, dass nur ein Wahrmacher sein kann, was kausal wirksam sei. Immerhin scheinen wir auch Wahrmacher für Aussagen wie „ $2 + 2 = 4$ “ zu benötigen. Auch hier ist fraglich, wie die Tatsache, dass $2 + 2 = 4$ ist, kausal wirksam werden soll. Doch wir müssen uns nicht auf eine Diskussion einlassen, bei der es uns droht, dass unser Gegenüber unterschiedliche Klassen von Wahrmachern einführt, kausal wirksame für raumzeitliche Tatsachen und andersartige für logische. Denn das kausale Argument entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als eine *petitio principii*. Hofmann schreibt in obigem Zitat, dass negative Eigenschaften einem Einzelding keine

401 HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 36.

402 Cf. Plat. *soph.* 247d-247e.

403 *Ibid.*

Dispositionen verliehen, sondern nur welche entzögen. Aber dies setzt voraus, dass eine positive Disposition nicht zu haben, nicht eine *negative* Disposition zur Folge hat. Ein Einzelding hätte dann die Disposition, sich *nicht* auf eine gewisse Art und Weise unter gewissen Umständen zu verhalten. Oder um es mit den Begriffen von Tatsachen und Kausalität auszudrücken: Eine negative Tatsache hätte eine andere negative Tatsache zur kausalen Folge. Aus der Tatsache, dass es *nicht* blitzt, folgt kausal die Tatsache, dass es *nicht* donnert.⁴⁰⁴ Zu bestreiten, dass es sich beim Nicht-Blitzen oder Nicht-Donnern um angemessene Ursachen oder Wirkungen handele, setzt genau das voraus, was zu beweisen ist: dass Tatsachen nicht negativ sein können.⁴⁰⁵

c. Das intuitive Argument

Gegner von negativen Tatsachen appellieren häufig an unsere Intuitionen. Sein oder Existenz sei demnach etwas Positives.⁴⁰⁶ Russell, selbst ein Freund negativer Tatsachen, schreibt:

*There is implanted in the human breast an almost unquenchable desire to find some way of avoiding the admission that negative facts are as ultimate as those that are positive.*⁴⁰⁷

Er berichtet über eine Vorlesung in Harvard, dass es fast zu Ausschreitungen kam, als er für negative Tatsachen eintrat.⁴⁰⁸

George Molnar hat diese Intuition in die vier Thesen aufgenommen, die seiner Ansicht nach unhintergebar sind und aus denen letztlich folgt, dass Tatsachen nicht negativ seien. Dieses Argument wollen wir im Folgenden das *intuitive Argument* nennen:

- (i) *The world is everything that exists.*
- (ii) *Everything that exists is positive.*
- (iii) *Some negative claims about the world are true.*
- (iv) *Every true claim about the world is made true by something that exists.*⁴⁰⁹

404 In dieser Form ist diese Aussage verkürzt. Sie setzt voraus, dass Blitz und Donner im Bikonditional vorkommen. Wie wir aber wissen, kann ein Donner auch andere Ursachen als einen Blitz haben. Aus der negativen Tatsache, dass es nicht blitzt, folgt somit, dass es nicht donnert, wenn ebenfalls keine der anderen hinreichenden Bedingungen für einen Donner vorliegen.

405 George Molnar lehnt eine solche Rede negativer Kausalitäten ab. Er liefert jedoch keine weitergehende Begründung, außer einige Fällen, bei denen es unplausibel sei, von negativer Kausalität zu sprechen (cf. MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 77-79). Dass es ihm in diesen Fällen unplausibel scheint, von negativer Kausalität zu sprechen, lässt sich jedoch aus seiner Behandlung des intuitiven Arguments erklären, wo er die Wirklichkeit auf das Existierende verkürzen möchte (cf. nächster Abschnitt).

406 Cf. *op. cit.*, 84f. und HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 36.

407 RUSSELL, *On Propositions*, 4.

408 Cf. RUSSELL, *The Philosophy Of Logical Atomism*, 211.

409 MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 84f.

Die These *iii* ist unstrittig. „Athen liegt nicht in Deutschland“ ist wahr und enthält eine Negation.⁴¹⁰ Man wird beliebig viele solcher negativen, aber zugleich wahren Aussagen finden können. These *ii* ist die Intuition, dass Existenz positiv sei. Wenn wir sie Hofmanns Formulierung gegenüberstellen, werden wir einen kleinen aber bedeutenden Unterschied feststellen: „Zudem scheint eine grundlegende Intuition dafür zu sprechen, dass alles *Sein* „positiv“ ist.“⁴¹¹ Hofmann spricht von *Sein*, während Molnar den Begriff „*Existenz*“ gebraucht. Faktisch fällt dies bei beiden Autoren zusammen, da sie beide eine Existenzontologie vertreten. Molnar macht dies in der These *i* explizit. Und auch Hofmann vertritt ausdrücklich eine „einheitliche Seinskonzeption“.⁴¹²

Nehmen wir Molnars Formulierung von These *ii*, so lässt sich sehr überzeugend für diese Intuition argumentieren. Es können keine inexistenten Gegenstände existieren. Wenn Zentauren nicht existieren, dann scheint die Aussage, dass ein *nicht existierender* Zentaure *existiert*, paradox. Bei einer Formalisierung dieser Aussage kommen wir zu einer Verletzung des Nonkontradiktionssatzes:⁴¹³

$$\exists x (Fx) \wedge \neg \exists x (Fx)$$

Dass alles Existierende positiv sei, folgt aus dem Nonkontradiktionssatz. So interpretiert, ist die These *ii* eine logische Plattitüde und unsere Intuitionen sind auf bestmögliche Weise gerechtfertigt.

Molnar und Hofmann würden sich wohl gegen solch eine triviale Interpretation der These *ii* sträuben und unsere Formalisierung als verkürzt zurückweisen. Zwar existiere ein inexistenter Zentaure notwendigerweise nicht. Nicht im Widerspruch zum Nonkontradiktionssatz stehe dagegen die *Existenz* der *Tatsache*, dass kein Zentaure existiere. Eine Formalisierung könnte dann vielleicht wie folgt aussehen:

$$\exists y (y: [\neg \exists x (Fx)])$$

Wobei die eckige Klammer den Gegenstand *y* als Tatsache spezifizierte. In dieser Formalisierung ist keine Verletzung des Nonkontradiktionssatzes auszumachen. Es wird nicht über denselben Gegenstand *x* zuerst ausgesagt, dass er existiert, und dies zugleich bestritten. Wir hätten zwei Gegenstände, die Tatsache *y* und das Einzelding *x*. Erstere existierte, letzteres nicht.

Hier lässt sich eine bedeutsame Beobachtung machen: Wenn wir eine Existenzontologie ablehnen, haben wir ein robustes Fundament für die These *ii* (den Nonkontradiktionssatz). Wenn wir hingegen dem Seinsmonismus der Existenzontologie folgen, hängt sie in der Luft. Das hat für das intuitive Argument desaströse Folgen: Vertreten wir eine triviale Interpretation von These *ii*, wonach Existenz auf ontologisch grundlegender Ebene nur die Existenz von Einzeldingen, nicht von Tatsachen (oder Eigenschaften) sein kann, muss These *ii* aufgegeben werden. Die Welt ist dann nicht mehr als alles Existierende. Sein ist dann nicht nur existentielles Sein. Damit entfele die Berechtigung, auf These *iv* zu schließen. Als Wahrmacher kämen auch Entitäten in Frage, die nicht (ontolo-

410 Wobei Molnar meint, eine Ablehnung dieser These aus Parmenides berühmtem Zitat über das Nicht-Seiende herauslesen zu können (cf. *ibid.*).

411 HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 36; Hervorhebung nicht im Original.

412 Cf. *op. cit.*, 32.

413 F: „...ist ein Zentaure“.

gisch grundlegend) *existierten*, sondern denen eine andere Seinsform zugrunde liegt – beispielsweise Tatsächlichkeit. Halten wir jedoch die Thesen *i* und *iv* aufrecht, so entfällt unsere Begründung für These *ii*.

Dies spricht dafür, dass uns unsere Intuitionen auf nicht mehr festlegen als auf die besagte Plattitüde: Es ist unmöglich, dass ein existierendes Einzelding nicht existiert.

Es ist auffällig, dass Vertreter des intuitiven Arguments wie Molnar und Hofmann zu seiner Ausbuchstabierung auf die luftige Formulierung zurückgreifen, Existenz (oder Sein) sei „positiv“. Hofmann selbst setzt diese Rede in Anführungszeichen. Von solch einer unpräzisen Formulierung geht jedoch die Gefahr aus, dass unsere Intuitionen keinen Halt finden. Unsere Intuitionen, genährt von einer logischen Plattitüde, werden an die Rede der Positivität von Existenz gebunden. Deren Unbestimmtheit ermöglicht, sie auf ein Feld zu übertragen, wo unsere Intuitionen alles andere als klar sind: nämlich ob negierte Aussagen unmittelbar Tatsachen ausdrücken (und nicht nur abgeleitet).

Daher sollte man das intuitive Argument in obiger Formulierung mit äußerster Vorsicht genießen. Eine Reformulierung, welche dieselbe Schlussfolgerung zulässt und auch unsere Intuitionen ausdrückt, ist nicht in Sicht.

§ 36. Die Irreduzibilität negativer Wahrmacher

Die bisherigen Versuche, gegen negative Wahrmacher zu argumentieren, versuchten die Ontologisierung von Negation als absurd zu erweisen. Es lässt sich jedoch auch gegen negative Wahrmacher argumentieren, ganz ohne dass man auf absurde Konsequenzen verweist. Vielmehr seien sie abzulehnen, weil wir durch sie nichts gewinnen. Wir seien nicht auf sie angewiesen, um die Wirklichkeit zu beschreiben. Ockhams Rasiermesser ließe sich ansetzen, um negative Wahrmacher aus unserer Ontologie zu schneiden. Negative Tatsachen seien ein „ontologischer Exzess“⁴¹⁴.

Dieses Argument setzt voraus, dass es möglich sei, negative Wahrmacher auf positive zu reduzieren. Da negierte Aussagen wahr sein können, brauchen wir für sie Wahrmacher, die selbst keine Negation enthalten. Es ist eben diese Suche nach den Wahrmachern negativer Aussagen, welche die Forschung beschäftigt. George Molnar nennt diese Wahrmacher daher auch den „Heiligen Gral“ der Wahrmachertheorie.⁴¹⁵

a. Die Inkonsistenzthese

Raphael Demos schien zum ersten Mal diesen Heiligen Gral gefunden zu haben. Er war einer jener revoltierenden Zuhörer in oben genannter Vorlesung Russells in Harvard.⁴¹⁶ Demos ist der Ansicht, die Wahrheit *bestimmter* negativer Propositionen aus der Inkonsistenz ihres kontradiktorischen Gegenstücks mit einer po-

414 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 33.

415 Cf. MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 85; Übersetzung vom Verfasser.

416 Cf. ARMSTRONG, *Truth And Truthmakers*, 60.

sitiven Proposition ableiten zu können.⁴¹⁷ Diese These wollen wir im Folgenden die *Inkonsistenzthese* nennen. Sie liegt bei genauerem Hinsehen dem schon besprochenen empirischen Argument zu Grunde. Die Aussage $\neg q$ „Der Tisch ist nicht eckig“ sei deswegen wahr, weil ihr kontradiktorisches Gegenstück q „Der Tisch ist eckig“ im konträren Widerspruch zur wahren Aussage p „Der Tisch ist rund“ stehe. Oder in der allgemeinen Formulierung von Armstrong:

Inkonsistenzthese: „[...] for every negative truth $\neg q$ there exists a positive truth p that is incompatible with q .“⁴¹⁸

Da die Inkonsistenzthese dem empirischen Argument gleicht, ist sie gefährdet, derselben Widerlegung zum Opfer zu fallen. Und tatsächlich hat schon Russell sie auf ganz ähnliche Weise mit einem Regressargument angegriffen. Denn damit „Der Tisch ist eckig“ und „Der Tisch ist rund“ in einem konträren Widerspruch stehen, bedarf es der Wahrheit einer weiteren Prämisse: Wenn ein Gegenstand eckig ist, ist er nicht rund.⁴¹⁹ Dabei handelt es sich allerdings um eine negierte Aussage (ganz zu schweigen davon, dass es auch noch eine konditionale Wahrheit enthält, was den meisten Gegnern negativer Tatsachen ebenfalls suspekt sein dürfte). Was ist der Wahrmacher dieser Aussage?

Molnar diskutiert den Einwand, dass solch *notwendige* Wahrheiten wie obiges Konditional keine eigenen Wahrmacher benötigten. Er lehnt diesen Einwand jedoch ab, da dieses Konditional im Gegensatz zu rein logischen Wahrheiten wie dem Nonkontradiktionssatz noch immer eine Aussage über die Welt sei.⁴²⁰ Wir wollen dieses Argument nicht weiter verfolgen.⁴²¹ Denn Demos selbst bot die Inkonsistenzthese nur als Lösung für *partikuläre* negative Wahrheiten an.⁴²² Also Aussagen darüber, dass ein bestimmtes Objekt eine Eigenschaft nicht hat. Bei allgemeinen Aussagen wie „Es gibt keine Zentauren“ treten dagegen Schwierigkeiten auf. Welche positive Wahrheit steht im konträren Widerspruch zu ihr und könnte somit als indirekter Wahrmacher herhalten?

b. Das Fehlen von Wahrmachern

Molnar führt eine weitere Strategie für die Reduktion negativer Wahrmacher an. Auch Hofmann bekennt sich zu ihr. Demnach sei unser Blick auf die *Bipolarität* von Propositionen zu richten. Dabei handelt es sich um den Umstand, dass es zu jedem Aussagesatz ein kontradiktorisches Gegenstück gibt.⁴²³ Bei diesen bipolaren Satzpaaren folgt die Wahrheit des einen Satzes aus der Falschheit des anderen. Dieser Lösungsvorschlag wendet unseren Blick zuerst auf *falsche* Sätze. Warum ist der Satz „Zentauren existieren“ falsch? Die Rede von Wahrmachern könnte dazu verleiten, *Falschmacher* einführen zu wollen. Wie es für wahre Sät-

417 Cf. DEMOS, *A Certain Type Of Negative Propositions*, 190ff.

418 ARMSTRONG, *Truth And Truthmakers*, 60.

419 Cf. RUSSELL, *On Propositions*, 4

420 Cf. MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 74f.

421 So meint Armstrong jedoch den Einwand aufgrund seines Vorschlags für Wahrmacher modaler Wahrheiten aufrechterhalten zu können (ARMSTRONG, *Truth And Truthmakers*, 60f.). Wie wir im nächsten Paragraphen sehen werden, ist auch er dazu gezwungen, bestimmte Klassen negativer Wahrmacher ebenfalls zuzulassen.

422 Cf. DEMOS, *A Certain Type Of Negative Propositions*, 188.

423 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 33.

ze Wahrmacher gibt, gebe es für falsche Falschmacher. Gemäß dieser Strategie ist die Falschheit falscher Sätze jedoch anderweitig zu erklären: Nicht die Existenz eines Falschmachers führt zu ihrem Wahrheitswert, sondern das *Fehlen* eines Wahrmachers. Der Satz „Zentauren existieren“ ist falsch, weil es keinen Wahrmacher für ihn gibt.⁴²⁴ Da nun die beiden Sätze „Zentauren existieren“ und „Zentauren existieren *nicht*“ ein bipolares Aussagenpaar bilden, lässt sich die Wahrheit der negativen Aussage aus der Falschheit der positiven folgern: „S is the truthmaker for p iff the absence of S is the truthmaker for $\neg p$ “.⁴²⁵ Im Gegensatz zur Inkonsistenzthese lässt sich auf diesem Wege auch die Falschheit negativer Existenzaussagen erklären.

Bei genauerem Hinsehen stellt man jedoch fest, dass sich Russells Regressargument auch gegen diese Lösung vorbringen lässt. Denn um aus Wahr- oder Falschheit eines Satzes auf den Wahrheitswert seines bipolaren Gegenstücks zu schließen, bedarf es der Wahrheit des Nonkontradiktionsatzes – der ebenfalls eine negative Wahrheit ist. Allerdings ist dieser Einwand darauf angewiesen, dass formale Wahrheiten überhaupt Wahrmacher haben (siehe letzter Abschnitt). Aber selbst wenn dem nicht so ist, weist uns Molnar schon auf viel schwerwiegendere Probleme hin: Das *Fehlen* eines Wahrmachers soll dieser Lösung zufolge die Wahrheit negativer Aussagen gewährleisten. Was ist aber solch ein „Fehlen“, wenn nicht eine negative Tatsache?⁴²⁶

Erläutern wir dies konkret am Falle von Hofmanns Lösungsvorschlag. Demzufolge sind Wahrmacher Tatsachen. Da er sich zu einer Existenzontologie bekennt, ist für ihn das Sein der Tatsachen *Existenz*. Der Satz „Der Tisch ist rund“ sei wahr, weil eine entsprechende Tatsache *existiere*. Das Fehlen eines Wahrmachers wäre also die Nicht-Existenz einer solchen Tatsache. Die Existenzontologie legt ihn jedoch darauf fest, dass Nicht-Existenz nichts Reales sei. Denn die Welt ist die Gesamtheit des Existierenden. Damit ist es ihm aber verboten, Nicht-Existenz als Erklärung für Wahrheit heranzuziehen. Er muss die Wahrheit des Satzes „Es gibt keine Zentauren“ aus den *existierenden Tatsachen* ableiten, aus Tatsachen wie „Pferde sind Säugetiere“ oder „Atome existieren“. Unbemerkt ontologisiert er Negation, wenn er vom Fehlen von Wahrmacher spricht. Seine Lösung setzt somit eben das voraus, was vermieden werden soll.

Hofmann würde beide Einwände (Russells Regressargument sowie den Vorwurf, dass er voraussetzt, was er umgehen möchte) wahrscheinlich mit dem Hinweis darauf zurückweisen, dass sie auf einer Ontologisierung der Logik beruhten.⁴²⁷ Wir würden die Logik selbst zum Teil der Wirklichkeit machen und nicht zu einem Mittel, sie zu beschreiben. Dass solch eine Zurückweisung auf einer Mystifizierung der Wirklichkeit beruht und daher nicht zulässig ist, hat sich jedoch schon an anderer Stelle gezeigt.⁴²⁸

424 Cf. MOLNAR, *Truthmakers For Negative Truths*, 75f.

425 *Ibid.*

426 *Ibid.*

427 Cf. HOFMANN, *Metaphysik der Tatsachen*, 36. Dort lehnt er die Absicht ab, dass den logischen Konstanten ontologisch etwas entspreche.

428 Cf. § 3b dieser Arbeit.

c. Für negative Tatsachen: Das Problem der Allaussagen

Abgesehen von den bereits aufgeführten Schwierigkeiten bei der Reduktion einfacher negierter Aussagen haben sämtliche genannte Reduktionsversuche besonders hart mit einer bestimmten Form von Negation zu kämpfen: Allaussagen. Im Deutschen werden Allaussagen häufig mit den Wörtern „alle“, „nur“, „einzig“, „kein“ etc. ausgedrückt. Allaussagen sind logisch äquivalent zu negativen Existenzaussagen. Sie haben die gleichen Wahrheitsbedingungen. Der Satz „Alle Menschen sind sterblich“⁴²⁹

$$\forall x (Fx \rightarrow Gx)$$

ist in denselben möglichen Welten wahr, wie der Satz „Es gibt keinen Menschen, der nicht sterblich ist“:

$$\neg \exists x (Fx \wedge \neg Gx)$$

Oder um von Einzeldingen zu handeln: Der Satz „Berlin, Hamburg und München sind alle deutschen Millionenstädte“⁴³⁰

$$\forall x (Hx \rightarrow x = a \vee x = b \vee x = c)$$

ist äquivalent zu „Es gibt keine deutsche Millionenstadt außer Berlin, Hamburg oder München“⁴³¹:

$$\neg \exists x (Hx \wedge \neg(x = a \vee x = b \vee x = c))$$

Es stellt sich die Frage, was die Wahrmacher für diese negativen Aussagen sind?⁴³² Die Lösung, das Fehlen eines Wahrmachers für das kontradiktorische Gegenteil heranzuziehen, glückt über all die oben genannten Schwierigkeiten hinaus in diesem Fall nicht. Denn das kontradiktorische Gegenteil ist noch immer eine negative Aussage:

$$\exists x (Hx \wedge \neg(x = a \vee x = b \vee x = c))$$

Und auch die Inkonsistenzthese versagt bei Allaussagen. Welche wahre, positive Aussage kann im Widerspruch zu dem Satz stehen „Es gibt keine deutsche Millionenstadt außer Berlin, Hamburg und München“?

429F: „...ist ein Mensch“; G: „...ist sterblich“.

430 Vorausgesetzt die Schwankungen der amtlichen Zählung schlagen wieder einmal zu Ungunsten von Köln aus.

431H: „...ist eine deutsche Millionenstadt“; a=Berlin; b=Hamburg; c=München.

432 Man könnte das Problem von Grund auf leugnen und behaupten, Allaussagen seien positiv. Sie seien zwar logisch äquivalent zu negativen Existenzaussagen, aber dies bedeute lediglich, dass die negative Existenzaussage aus der logisch grundlegenden, positiven Allaussage abgeleitet sei. Dabei übersieht man jedoch, dass es gerade der Allquantor ist, von dem man sich in einer Logik trennen kann. Negative Existenzaussagen können seine Rolle übernehmen. Umgekehrt können keine Allaussagen gleich welcher Form auch immer, die logische Rolle von (positiven) Existenzaussagen übernehmen. Denn allein mit Allquantoren lässt sich kein Einzelding spezifizieren, da er immer im Zusammenhang mit dem Konditional verwendet wird. Somit ist es vielmehr der Allquantor, der als abgeleitet anzusehen ist. Zudem dürfte auch die Abhängigkeit des Allquantors vom Konditional vielen Gegnern negativer Tatsachen Ungemach bereiten. Denn die negativen Tatsachen wären um den Preis vertrieben, dass man konditionale Tatsachen als ontologisch grundlegend einstufen müsste. Eine Klasse „komischer Tatsachen“ wäre gegen die andere eingetauscht.

Eine trügerische Hoffnung wäre es, wahre Allaussagen aus den wahren positiven Aussagen über die Gegenstände der Allquantifikation ableiten zu wollen. Wir haben die positiven Aussagen *p1* bis *p3*:

(p1) Berlin ist eine deutsche Millionenstadt.

(p2) Hamburg ist eine deutsche Millionenstadt.

(p3) München ist eine deutsche Millionenstadt.

Dies lässt jedoch nicht die Konklusion zu, Berlin, Hamburg und München seien *alle* deutschen Millionenstädte. Denn *p1* bis *p3* ist auch in einer möglichen Welt wahr, in der zudem noch *p4* gilt:

(p4) Tübingen ist eine deutsche Millionenstadt.

Und in dieser möglichen Welt wäre die Konklusion falsch. Wir kommen nicht ohne einen eigenen Wahrmacher für Allaussagen aus. David Armstrong hat sie daher auch unter dem Begriff der *totality fact* in seine Ontologie aufgenommen.⁴³³

d. Die Alltatsache

Ein jüngst aufgekommener Versuch, negative Tatsachen zu reduzieren und dabei auch negative Allaussagen in den Griff zu bekommen, stammt von Colin Cheyne und Charles Pidgen. Ihrer Ansicht nach werden sämtliche wahren Sätze von einer einzigen allumfassenden positiven Tatsache wahr gemacht.⁴³⁴ Die Sätze „Es gibt keinen Minotaurus“ und „Sokrates ist weise“ hätten demnach denselben Wahrmacher: die Alltatsache. Cheyne und Pidgen beschreiben diese Alltatsache als „*the (first-order) way the universe actually is*“.⁴³⁵ Diese Alltatsache legt fest, welche Sätze wahr sind und (ähnlich wie bei Demos per Inkompatibilität)⁴³⁶ welche Aussagen falsch sind. Da es sich bei dieser Alltatsache um das gesamte Universum handelt, kann es auch als Wahrmacher für Allaussagen dienen, ohne dass vom *Fehlen* weiterer Tatsachen gesprochen werden muss.

Gegen die Idee solch einer Alltatsache als Wahrmacher sprechen eine ganze Reihe von Gründen. Wenn man eine Alltatsache in der Form annimmt, wie Cheyne und Pidgen es tun, werden alle anderen Tatsachen ontologisch überflüssig. Wir benötigen keine weiteren Tatsachen als Wahrmacher für all unsere Überzeugungen.⁴³⁷ Doch diese Rede von der Alltatsache führt bedrohlich nahe an den Skeptizismus heran. *De facto* wäre uns der einzige Wahrmacher, die Alltatsache, kognitiv unzugänglich. Wir könnten zwar wahre Überzeugungen wie „Sokrates ist

433Cf. ARMSTRONG, *Truth And Truthmakers*, Kap. 5 und 6 sowie *Truthmakers For Negative Truths*.

434 Cf. CHEYNE und PIDGEN, *Negative Truths From Positive Facts*, 253-258. Einen ähnlichen Gedanken erwägt auch schon Armstrong (cf. die Verweise in Fußnote 433 dieser Arbeit).

435 Cf. CHEYNE und PIDGEN, *Negative Truths From Positive Facts*, 257; Kursivierung im Original.

436 Cf. *op. cit.*, 260f.

437 Dass weitere Tatsachen *nicht* ontologisch überflüssig sind, ließe sich aus der inferentiellen Struktur von Tatsachen (cf. § 38 dieser Arbeit) folgern. Da aber Cheyne und Pidgen eine solche Struktur für Wahrmacher ablehnen (siehe unten), steht ihnen dieser Weg nicht offen.

weise“ haben. Doch was diese Überzeugung wahr macht, das gesamte Universum wie es ist, wäre uns epistemisch verschlossen. Erkenntnis der Welt könnte nicht als Rechtfertigung für unsere Meinungen dienen.⁴³⁸

Die Aufgabe vieler einzelner Tatsachen zu Gunsten einer Alltatsache hätte auch die unplausible Konsequenz, dass für die Wahrheit von Sätzen relevant wäre, was mit ihrem Gehalt nichts zu tun hat. Dass die Anzahl der Haare auf meinem Kopf gerade ist und dass Athen existiert, wird beides von der gleichen Alltatsache wahr gemacht.⁴³⁹ Doch dass die Anzahl der Haare auf meinem Kopf gerade ist, erscheint uns unerheblich für die Wahrheit des Satzes „Athen existiert“. Weshalb sollen beide Sätze denselben Wahrmacher haben?

Hinter diesem Argument verbirgt sich eine Erklärungslücke, welche die Annahme einer solchen Alltatsache mit sich bringt. Angenommen, wir haben zwei mögliche Welten, die sich im wörtlichen Sinne bis aufs Haar gleichen. In jeder der beiden Welten sind exakt die gleichen Sätze wahr – bis auf den einen Satz, dass die Zahl meiner Haare gerade sei. Der ist in der einen Welt falsch, in der anderen wahr. Beide Welten hätten somit nicht dieselbe Alltatsache. Damit wird aber rätselhaft, worin die Gemeinsamkeit der beiden Alltatsachen besteht. Was an den Alltatsachen ist dafür verantwortlich, dass beide fast dieselben Sätze wahrmachen? Wer eine Vielzahl von Tatsachen annimmt, kann die Gemeinsamkeit damit erklären, dass die beiden Alltatsachen aus fast denselben Tatsachen zusammengesetzt sind. Dieser Weg steht jedoch jemandem nicht offen, der *nur* eine Alltatsache annimmt. Die Gemeinsamkeit wird zu einem *factum brutum*. Zusammen mit unserem epistemologischen Einwand, dass wir die Alltatsache auch nicht (*de facto*) erfahren können, haben wir also eine unerklärliche und epistemisch unzugängliche Gemeinsamkeit der beiden möglichen Welten: ein Mysterium.

Dass Cheyne und Pidgen solch eine tiefgreifende Trennung der Realität von den sie beschreibenden Sätzen bewusst in Kauf nehmen, zeigt sich, wenn wir einen naheliegenden Einwand gegen ihre Theorie betrachten, auf den sie selbst eingehen: Ist die Alltatsache (die Welt, wie sie tatsächlich ist) nicht selbst allquantifiziert? Wenn ja, wäre der einzige Wahrmacher der Welt allerdings genau das, was verhindert werden soll: eine negative Tatsache.

Cheyne und Pidgin widersprechen dieser Interpretation ihrer Alltatsache. Ihr Widerspruch setzt zwei Prämissen voraus. Die erste besteht in einem Angriff auf ein Grundgedanken der Wahrmachertheorie. Wahrmachen soll kein Verhältnis logischer Notwendigkeit, kein Erzwingungsverhältnis sein. Sie trennen sich von der These, dass „if a fact is to be the truthmaker for a claim, a description of that fact [...] must entail that claim.“⁴⁴⁰ Wenn man diesen Schritt jedoch vollzieht, wirft dies eine Reihe von Fragen auf. Selbst wenn wir kognitiven Zugriff auf die Alltatsache hätten: Wie sollten wir entscheiden, welche Sätze durch sie wahrge-

438 Dies führt allerdings noch nicht notwendig in einen Skeptizismus. Mit einem epistemischen Rechtfertigungsbegriff wie einer Kohärenztheorie der Rechtfertigung ließe sich Rechtfertigung von der Welt entkoppeln. Ob solche epistemischen Rechtfertigungsbegriffe haltbar sind, geht jedoch über den Rahmen dieser Arbeit hinaus.

439 Das erste Beispiel wurde von Diogenes Laertios übernommen (cf. Diog. Laert. VII.104).

440 Cf. CHEYNE und PIDGEN, *Negative Truths From Positive Facts*, 255.

macht werden und welche nicht? Letztlich wäre unklar, wie das Verhältnis des Wahrmachens überhaupt zu verstehen ist. Dies führt Cheyne und Pidgen konsequenterweise zur zweiten Prämisse, die ihnen hilft, die Alltatsache als nicht allquantifiziert zu verstehen:

The temptation to read off the structure of reality from the structure of the language that describes it is a temptation to which philosophers too readily succumb. It was, perhaps, the besetting sin of 20th century philosophy.⁴⁴¹

Indem die Alltatsache aus den sie beschreibenden wahren Sätzen herauszulesen ist, kann sie ohne Allquantor auskommen. Und was dann auch immer ihre (in Sätzen nicht ausgedrückte) Struktur sei, wird das Wahrmacherverhältnis ergeben. Allein es bleibt der fatale Makel, dass die Lösung wieder einmal einer unaussprechlichen Realität bedarf, deren Unaussprechlichkeit glücklicherweise unsere philosophischen Probleme beseitigt. Damit wäre aber auch dieser Lösungsansatz als ontologisch spekulativ zu verwerfen.

Somit haben sämtliche Versuche, negative Tatsachen zu reduzieren in einer Sackgasse gemündet. Für Allaussagen als eine Untergruppe von negativen Tatsachen finden sich keine Tatsachen, aus denen sie sich ableiten lassen. Damit führt kein Weg an der Ontologisierung von Negation vorbei. Welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus?

§ 37. Tatsachen, Prädikation und Existenz

Ist auch nur *ein* Fall gefunden, in dem sich Negation nicht reduzieren lässt, ergeben sich weitreichende Folgen. Selbst wenn es doch gelänge, Russells Regressargument zu entkommen, ist solch ein Fall von irreduzibler Negation spätestens in Form von Allaussagen gefunden. Eine vollständige Ontologie kommt daher nicht mehr an dem Begriff der Tatsache vorbei. Es ist nicht mehr möglich, die Welt nur noch anhand von existentialem Sein zu beschreiben. Auch Nicht-Existenz ist irreduzibler Teil des Realen. Beim Satz „Sokrates ist weise“ schien es noch möglich, den Wahrmacher des Satzes als drei Fälle von existentialem Sein zu verstehen: Das Einzelding Sokrates existiert, das Universale der Weisheit existiert und der Tropus der Weisheit des Sokrates existiert. Solch eine Analyse ist bei Sätzen wie „Der Minotaurus existiert nicht“ oder „Alle Menschen sind sterblich“ unmöglich. Und da wir die Wahrheit des Satzes nicht aus wahren Sätzen ohne Negation ableiten können, scheitert auch eine Analyse in Form von existentialem Sein auf indirektem Wege. In *irgendeiner* Form müssen wir also andere Arten von Sein als die der Existenz in unsere Ontologie aufnehmen.

Doch auch prädikatives Sein kann Negation nicht adäquat beschreiben. Wenn wir „... ist *nicht* weise“ ebenso als ein Prädikat auffassen wollen wie „... ist weise“ (und nicht als *negiertes* Prädikat), geraten wir wieder in eine Erklärungslücke. Denn dann stellt sich die Frage, warum „... ist weise“ in einem ganz anderen Verhältnis zu „... ist *nicht* weise“ als zu „... ist eckig“ steht. Die natürliche Antwort wäre, dass der Zusammenhang darin besteht, dass das eine ein Prädikat sei und das andere die Negation des Prädikats. Doch diese Erklärung stünde je-

⁴⁴¹ *Ibid.*

mandem nicht offen, der beides für Fälle von prädikativem Sein hält. Und eine noch schwerwiegendere Erklärungslücke klappt: Negativität ließe sich abstrahiert vom Einzelfall nicht mehr fassen. Was haben die Ausdrücke „... ist nicht weise“ und „... ist nicht eckig“ gemeinsam? Wieder wäre die natürliche Antwort, dass es sich in beiden Fällen um negierte Prädikate handelt. Negation zur Prädikation hinzuziehen, versperrt jedoch diesen Lösungsweg. Da Negation letztlich auch bei existentialem Sein vorkommt („Der Minotaurus existiert nicht“), müsste man sogar Existenz als ein Prädikat auffassen.

Nachdem also sowohl existentiales wie auch prädikatives Sein nicht imstande sind, Negation angemessen zu beschreiben, können wir den entscheidenden Schritt tätigen und das Sein der Tatsachen als grundlegende Seinsform in unsere Ontologie aufnehmen. Das Sein der Tatsachen ist eine irreduzible Seinsform, die von den (ebenfalls irreduziblen) Seinsformen der Existenz und der Prädikation in verschiedenen Modi (positiv, negativ, konditional etc.) Gebrauch macht. Das heißt nicht, dass Tatsachen *existieren*. Die Eigenschaft, eine Tatsache zu sein, ist nicht Prädikat einer grundlegenden Logik. Die Eigenschaft, eine Tatsache zu sein, bezeichnet in einer nicht-grundlegenden Logik eben jenes irreduzible Sein, das von Existenz und Prädikation in verschiedenen Modi Gebrauch macht.

Es gibt kein Sein neben dem Sein der Tatsachen. Das Beweisziel einer Tatsachenontologie ist erreicht: Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen. Dieses Ergebnis befreit uns von einer Verlegenheit. Als wir im einleitenden Teil dieser Arbeit den Begriff der Wirklichkeit im semantischen Aufstieg fassen wollten, mussten wir zu einer der Alltagssprache fremden Substantivierung von „sein“ Zuflucht nehmen:

Charakterisierung von „Wirklichkeit“ im semantischen Aufstieg
(2): Der Begriff „Wirklichkeit“ impliziert den Begriff „Sein“ und umgekehrt.

Von dem dunklen Begriff des Seins können wir uns nun trennen und ihn mit dem in diesem Kapitel entwickelten Tatsachenbegriff ersetzen. Damit kommen wir zur dritten uns letzten Formulierung des Wirklichkeitsbegriffs im semantischen Aufstieg:

Charakterisierung von „Wirklichkeit“ im semantischen Aufstieg
(3): Der Begriff „Wirklichkeit“ ist vom Begriff der *Tatsache* abhängig und umgekehrt.

Kapitel 3. Die Folgen der Tatsachenontologie

§ 38. Tatsächlichkeit, Inferenz und „komische“ Tatsachen

Indem wir Begriffe wie „Einzelding“, „Existenz“, „Prädikation“ und „Negation“ mit der Struktur von Tatsächlichkeit identifiziert haben, ist ein entscheidender Schritt vollzogen worden. Wir haben so Tatsachen als ontologisch irreduzibel zugelassen, welche der logischen Struktur unserer Sprache entsprechen. Ein wahrer Satz *bezieht* sich nicht auf eine Tatsache, *er drückt sie aus*. Dies bleibt nicht ohne gewichtige Folgen. Sind einmal Tatsachen in dieser Form die Tür geöffnet, müssen wir alle Klassen von Tatsachen in unserer Ontologie zulassen.

Armstrong wollte nur die *totality facts* als grundlegend in seine Ontologie aufnehmen. Führt man aber einmal Tatsachen als ontologisch verbindlich ein, welche nach einer logischen Struktur gleich unseren Aussagen aufgebaut sind, so hat das zur Folge, dass diese Tatsachen in Inferenzen, in Folgerungsverhältnissen zueinander stehen. Wenn es eine Tatsache ist, dass Berlin, Hamburg und München alle deutschen Millionenstädte sind, dann folgt daraus, dass es auch eine Tatsache ist, dass Berlin eine deutsche Millionenstadt ist. Und wenn es zudem eine Tatsache ist, dass Tübingen eine deutsche Stadt ist, dann folgt aus all diesen Tatsachen, dass Tübingen keine Millionenstadt ist. Und somit sind wir von allquantifizierten Tatsachen bei den partikularen negativen Tatsachen angekommen.

Lassen sich aber Tatsächlichkeit und Inferenz nicht voneinander trennen? Logische Abhängigkeiten bestehen dann nur auf Ebene der Aussagen, nicht auf der der Tatsachen. Die logische Struktur der Aussagen fände sich nicht bei den Tatsachen wieder. Aussagen stünden nicht in dem Verhältnis zu Tatsachen, dass sie diese *ausdrückten*. Den einzigen Zusammenhang zwischen Tatsachen und Aussagen, auf den man sich zurückziehen könnte, wäre im Wahrmacherprinzip erschöpft. Tatsachen erzwingen die Wahr- oder Falschheit von Aussagen. Mehr ließe sich nicht über sie sagen. Damit fiel man aber wieder auf eine Position zurück, welche eine unaussprechliche Wirklichkeit an sich annähme. Wir könnten niemals zu den Tatsachen selbst vordringen, sondern nur zu den Sätzen, die von ihnen wahr gemacht werden würden. Um dies zu verhindern, müssen wir also zugestehen, dass Tatsachen zueinander in einem inferentiellen Verhältnis stehen.

Damit drücken nicht nur allquantifizierte Negationen Tatsachen aus. Auch Sätze wie „Es gibt keinen Minotaurus“ (negative Existenzaussagen) oder „Tübingen ist keine Millionenstadt“ (negative Prädikation) drücken irreduzible Tatsachen aus. Doch die Erkenntnis, dass sich Tatsächlichkeit durch Inferentialität auszeichnet, hat noch viel weiter reichende Folgen. Nicht nur negative Tatsachen, sondern zahlreiche weitere Klassen von Tatsachen, die als „komische Tatsachen“⁴⁴² verrufen sind, müssen wir als irreduzibel in unsere Ontologie aufnehmen. Auch konditionale Tatsachen („Wenn Tübingen eine deutsche Stadt ist, hat sie weniger als eine Million Einwohner“), disjunktive Tatsachen („Tübingen

442 DAVID, *The Correspondence Theory Of Truth*, 5-7; Übersetzung vom Verfasser.

ist eine Stadt oder ein Dorf“) oder kontrafaktische Tatsachen („Wenn Tübingen eine Millionenstadt wäre, gäbe es mehr als drei deutsche Millionenstädte“) sind zu akzeptieren. Auch sie stehen in inferentieller Beziehung zu den Tatsachen, die man nicht als „komisch“ ansieht. Und die Liste solch „komischer Tatsachen“ ließe sich noch weiterführen.⁴⁴³ Ob jede dieser vermeintlich „komischen Tatsachen“ in einem Inferenzverhältnis zu „unkomischen“ Tatsachen steht, braucht uns nicht weiter zu interessieren. Denn ihre Gegner stecken in einem unauflösl-chem Dilemma. Entweder gestehen sie zu, dass sich ihr Wahrheitswert nicht aus „unkomischen“ Tatsachen ableiten lässt (wie bei negativen Tatsachen). Dann müssen wir ohnehin davon ausgehen, dass sie eigene Wahrmacher als Tatsachen haben. Oder aber ihre Ableitung gelingt. Dies setzt aber voraus, dass sie einem Inferenzverhältnis zu den „unkomischen“ Tatsachen stehen, womit sie wiederum als Tatsachen etabliert wären.

Der Grund für den schlechten Ruf „komischer Tatsachen“ dürfte wohl sein, dass man eine aufgeblähte Ontologie fürchtet. Wenn wir all die „komischen Tatsachen“ in unsere Beschreibung der Welt aufnehmen, explodiert dann nicht die Zahl der Tatsachen ins Unendliche? Zweifellos erhalten wir eine bedeutend größere Menge an Tatsachen, als wenn wir auf sie verzichten. Doch dies ist kein Verstoß gegen Ockhams Rasiermesser. Denn ohne sie ist entweder eine vollständige Beschreibung der Welt nicht möglich (so beim Verzicht auf negative Tatsachen) oder unsere Beschreibung der Welt wird obskur (weil wir Tatsachen ihrer inferentiellen Struktur berauben).

„Komische Tatsachen“ zuzulassen ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der viel weiter reichenden These, dass jeder *wahre Satz* eine eigene Tatsache ausdrückt. Um festzustellen, worauf uns das bisher Gesagte genau festlegt, wollen wir je zwei Satzpaare heranziehen (Formalisierungen in eckigen Klammern):

- (a1) Der Eiffelturm ist aus Stahl. [Fa]
- (a2) The Eiffel Tower consists of steel. [Gb]⁴⁴⁴
- (b1) Es gibt Menschen. [$\exists x (Hx)$]
- (b2) Es ist nicht der Fall, dass es keine Menschen gibt. [$\neg(\neg\exists x (Hx))$]⁴⁴⁵
- (c1) Franz ist ein Junggeselle. [Ic]
- (c2) Franz ist männlich und nicht verheiratet. [$Jc \wedge \neg Kc$]⁴⁴⁶

Die Sätze *a1* und *a2* sind zwei verschiedene Sätze. Der eine ist deutsch, der andere englisch. Dennoch benötigen wir keine eigene Tatsache als Wahrmacher für beide Sätze. Denn beide haben dieselben Wahrheitsbedingungen.⁴⁴⁷ Sie sind in den gleichen möglichen Welten wahr. Allerdings gilt dies auch für das Satzpaar *b1/b2*. Jedoch besteht ein wichtiger Unterschied für die Satzpaare *a1/a2* und *b2/b2*. Das erste Satzpaar hat dieselbe logische Struktur, während das zweite

443 Cf. *ibid.*

444 F: „... ist aus Stahl“; G: „... consists of steel“; a=Eiffelturm; b=Eiffel Tower.

445 H: „... ist ein Mensch“.

446 I: „... ist ein Jungeselle“; J: „... ist männlich“; K: „... ist verheiratet“; c=Franz.

447 Vorausgesetzt dies ist tatsächlich so, d.h., die Begriffe der verschiedenen Sprachen lassen sich tatsächlich verlustfrei ineinander übersetzen.

eine andere Struktur aufweist. Da wir Tatsachen aber nicht von ihrer logischen Form entkoppeln dürfen, wenn wir nicht die Wahrmacher unserer Welt mystifizieren wollen, müssen wir davon ausgehen, dass *b1* und *b2* trotz gleicher Wahrheitsbedingungen nicht dieselbe Tatsache ausdrücken – obgleich die Tatsachen, welche sie ausdrücken, in dem engst möglichen inferentiellen Verhältnis stehen: Sie folgen jeweils auseinander. Die Sätze *a1* und *a2* haben hingegen dieselbe logische Form und dieselben Wahrheitsbedingungen. Es gibt also keinen Grund anzunehmen, dass sie unterschiedliche Tatsachen als Wahrmacher haben.

Die Sätze *c1* und *c2* haben hingegen ebenfalls dieselben Wahrheitsbedingungen und scheinbar verschiedene logische Formen.⁴⁴⁸ Haben die beiden Sätze also auch wie das Satzpaar *b1* und *b2* unterschiedliche Tatsachen als Wahrmacher? Zwischen *c1/c2* und *b1/b2* besteht jedoch ein gewichtiger Unterschied. Dass beide Satzpaare dieselben Wahrheitsbedingungen haben, hat völlig unterschiedliche Ursachen. Bei *b1/b2* ergibt sich dies aus ihrer logischen Form. *Alle* Aussagenpaare der Form:

$$\exists x (Hx) \text{ und } \neg(\neg\exists x (Hx))$$

haben dieselben Wahrheitsbedingungen, ganz gleich welche Prädikate sich hinter den Schemabuchstaben verbergen. Ganz anders dagegen verhält es sich bei *c1* und *c2*. Hier ergibt sich die Identität der Wahrheitsbedingungen einzig und allein aus den Prädikaten. Setzt man für die logischen Zeichen andere Prädikate ein, so können die Wahrheitsbedingungen eklatant auseinanderklaffen, obwohl die logische Form erhalten bleibt. Die logischen Formen stehen zueinander in keinem Inferenzverhältnis. Daher folgt aus einer Tatsache, die einen der beiden Sätze wahr macht, nicht eine zweite Tatsache, die als eigener Wahrmacher für den anderen Satz dient. Ist nicht für beide Sätze dieselbe Tatsache als Wahrmacher anzunehmen und gemäß Ockhams Rasiermesser eine der beiden Tatsachen aus unserer Beschreibung der Welt zu entfernen? Die Wahl der zu tilgenden Tatsache fällt dabei auf *c1*. „... ist ein Junggeselle“ können wir als eigenständiges Prädikat streichen und anhand der Prädikate „... ist männlich“ und „... ist unverheiratet“ analysieren. Zwar kann man diese beiden Prädikate auch durch das Prädikat „...ist ein Junggeselle“ beschreiben, doch kommen sie bisweilen in einer Form vor, in der sie nicht durch eine Konjunktion verbunden sind (beispielsweise in „Theseus ist männlich“). Für solche Sätze benötigen wir sie als eigenständiges Prädikat. Das Prädikat „... ist ein Jungesselle“ hilft uns dann nicht weiter. Die Sätze *c1* und *c2* haben also nicht nur dieselben Wahrheitsbedingungen, sondern auch noch dieselbe logische Form.

Wir können im Hinblick auf unsere drei Satzpaare festhalten, dass Sätze genau dann dieselbe Tatsache ausdrücken, wenn sie dieselben Wahrheitsbedingungen *und* dieselbe logische Form aufweisen. Dabei ist nur als eigenständige logische Form anzusehen, wenn sich die vermeintlichen Prädikate nicht durch andere verlustfrei ersetzen lassen.

Mit den bisherigen Überlegungen ist nun ein Verständnis von Tatsachen erreicht, das uns im nächsten Schritt erlaubt, die grundlegenden Begriffe einer Ontologie zueinander in ein Verhältnis zu setzen.

448 Dass sie dieselben Wahrheitsbedingungen haben, setzt natürlich voraus, dass jeder unverheiratete Mann ein Junggeselle ist.

§ 39. Systematisierung der grundlegenden Begriffe der Ontologie

Der grundlegende Begriff der Ontologie ist der der Tatsache. Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen. Das heißt aber nicht, dass sich nichts weiter über die Struktur von Tatsachen sagen ließe. Der Begriff der Tatsache ist auf eine ganze Reihe anderer Begriffe angewiesen.

a. Tatsachen und Gegenstände

Der erste Begriff, dem wir uns zuwenden wollen, ist der des Gegenstandes. Wir haben ihn sehr weit gefasst: Ein Gegenstand ist alles, *worüber* wir sprechen können – alles, was zum *grammatikalischen* Subjekt einer Aussage werden kann. Haben Gegenstände in diesem weiten Sinne eine Relevanz für eine grundlegende Logik? Nehmen wir eine Tatsache wie:

(a) Athen ist eine Stadt.

Hier legt eine Tatsache einen Gegenstand (Athen) mit einer Eigenschaft fest (eine Stadt zu sein). Allerdings ist Athen eine besondere Art Gegenstand, nämlich ein *Objekt* – ein räumliches Einzelding, das sich in der Zeit bewegt. Können wir uns von dem weiten Begriff des Gegenstandes zu Gunsten des Begriffs des Einzeldinges trennen? Der Schritt ist gangbar, wenn sich alle wahren Sätze auf Tatsachen reduzieren lassen, die nur von Einzeldingen handeln. Einige wahre Sätze handeln dem Anschein nach nicht von Einzeldingen. Folgende Sätze sollen uns als Ausgangspunkt unserer Überlegungen dienen.⁴⁴⁹

Sätze über Universalien: Rot ist eine Farbe.

Sätze über Tatsachen: Die Tatsache, dass Theseus aus Athen kam, gefiel dem Volk.

Sätze über Tropen: Die Weisheit des Sokrates gefiel nicht dem Volk.

Wie wir im ersten und zweiten Teil dieser Arbeit bereits gesehen haben, müssen wir Universalien (oder Prädikate) nicht als Träger von Eigenschaften auffassen.⁴⁵⁰ Obiger Satz lässt sich auch als Konditional reformulieren: „Für jedes Objekt gilt: Wenn es rot ist, ist es farbig.“ Beide Sätze haben die gleichen Wahrheitsbedingungen und sind somit bedeutungsgleich. Die Reformulierung in Form des Konditionals hat jedoch eine höher aufgelöste logische Struktur. Das Konditional ist daher der eigentliche logische Kern der Aussage „Rot ist eine Farbe“.⁴⁵¹ Die grammatische Struktur unserer Sprache verschleiert lediglich die logische Struktur.

449 Als eine vierte kritische Gruppe lassen sich Sätze über Zahlen anführen. Im § 12c dieser Arbeit hat sich gezeigt, dass sie sich (zumindest einige davon) als Sätze verstehen lassen, welche über Eigenschaften und Objekte allquantifizieren. Sie wären somit als Sätze einer angereicherten Logik anzusehen.

Teile der Mathematik könnten aber einen Bereich von Tatsachen darstellen, der sich in keiner Weise auf eine Rede über Objekte zurückführen lässt. Wenn sich negative, irrationale oder gar komplexe Zahlen nicht auf eine Redeweise über Objekte zurückführen lässt, wäre eine Menge von Tatsachen gefunden, die nicht den Begriff des Objekts impliziert. Sie wäre damit von den idealistischen Konsequenzen ausgenommen, die in den folgenden Paragraphen entwickelt werden.

450 Cf. § 12c dieser Arbeit.

Wollte man dies in Abrede stellen, ergäben sich nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Dann käme es zu einer Erklärungslücke, weswegen aus den Sätzen „Die Ampel ist rot“ und „Rot ist eine Farbe“ folgt, dass die Ampel farbig sei. In diese Erklärungslücke geraten wir nicht, wenn wir die Reformulierung als den logischen Kern des Satzes ansehen. Doch dann kommen Universalien auf ontologisch grundlegender Ebene auch keine Eigenschaften zu: In der Reformulierung sind Objekte die Träger von Eigenschaften. Auch Identitätsaussagen über Universalien lassen sich so reformulieren: Der Satz „Ein Junggeselle ist ein unverheirateter Mann“ hat den logischen Kern: „Für jedes Objekt gilt: Es ist genau dann ein Junggeselle, wenn es ein unverheirateter Mann ist“. Wo die Grammatik unserer Alltagssprache keinen Unterschied zwischen Identitätsaussagen von Universalien und denen von Einzeldingen macht („Das wieder zusammengesetzte Schiff ist das ursprüngliche“), besteht ein tiefgreifender logischer Unterschied. Im Fall von Universalien wird festgestellt, dass zwei Universalien dieselbe Extension haben (über alle möglichen Welten hinweg). Dagegen besteht die Identität von Einzeldingen darin, dass sie dieselben wesentlichen Eigenschaften aufweisen.⁴⁵²

Wie sieht es bei Sätzen über Tatsachen aus? Hier sehen wir keine Möglichkeit einer Reformulierung. Der Satz „Theseus, der aus Athen kam, gefiel dem Volke“ hat völlig andere Wahrheitsbedingungen als der Satz, dass dem Volk die Tatsache gefiel, dass Theseus aus Athen kam. Auch eine Reformulierung als Konditional wird nur schwerlich möglich sein. Damit müssen wir ontologisch neben Einzeldingen noch andere logische Subjekte von Tatsachen zulassen: Tatsachen selbst.

Hat dies nicht zur Folge, dass so auch Universalien durch die Hintertür als logische Subjekte in unsere Ontologie kommen? Denn ganz ähnlich ließe sich ein Satz „Weisheit gefällt dem Volk“ formulieren. Ist hier nicht die Weisheit logisches Subjekt? Im Gegensatz zum Satz über die Tatsache ist aber eine Reformulierung im Konditional (mit gewisser Vorsicht) möglich. Zuerst lässt er sich umformulieren in: „Für jedes Einzelding gilt: Wenn es weise ist, gefällt es dem Volke.“ Doch diese Reformulierung wäre zu stark, denn es mag eine ganze Menge von Einzeldingen geben, die weise sind, und dem Volk nicht gefallen (zum Beispiel Sokrates). Aber eine *ceteris paribus*-Formulierung löst dieses Problem: *Ceteris paribus* gilt für jedes Objekt: Wenn es weise ist, gefällt es dem Volk. Eventuell mag man dies ablehnen, weil *ceteris paribus*-Formulierungen einem prinzipiell verdächtig erscheinen. Doch genau genommen handelt es sich schon beim Ausgangssatz um eine solche Formulierung. Er will nicht sagen, dass jede Form von Weisheit dem Volke gefällt (zum Beispiel nicht eine solche, wie die des Sokrates). Gegenstand einer Tatsache können also nicht nur Einzeldinge, sondern auch andere Tatsachen sein, nicht jedoch Universalien.

Bei Sätzen über Tropen hängt es davon ab, wie man sie versteht. Sie sind prinzipiell mehrdeutig. Der Satz „Die Weisheit des Sokrates gefällt dem Volk nicht“ kann zum einen bedeuten, dass das Volk eine Weisheit *wie die des Sokrates* nicht

451 Eventuell ist sogar nochmals eine Reformulierung in eine negative Existenzaussage vorzunehmen, um zum logischen Kern vorzudringen. Cf. Fußnote 432 dieser Arbeit.

452 Allerdings ist diese These auf Objekte einzuschränken. Mit den Identitätsbedingungen von Subjekten werden wir uns noch im § 42 dieser Arbeit beschäftigen.

mag. In diesem Fall handelt es sich eigentlich um eine Aussage über ein Universale (nämlich über einen bestimmten Weisheitstypus). Ist dies aber nicht gemeint, so hat der Satz dieselben Wahrheitsbedingungen wie die Aussage, dass es das Volk nicht mag, dass Sokrates auf eben diese bestimmte Art weise ist. Die vermeintliche Aussage über einen Tropus lässt sich logisch als eine Aussage über eine Tatsache analysieren. Tropen spielen daher auch beim Sein der Tatsachen keine ontologisch verbindliche Rolle.

Damit können wir abschließend festhalten, dass Tatsachen Einzeldinge oder andere Tatsachen zum Gegenstand haben. Nur sie haben die ontologische Rolle, Träger von Eigenschaften zu sein. Universalien und Tropen vermögen dies nur auf grammatischer Ebene (oder eventuell in einer von einer nicht-grundlegenden Logik).

Dass Tatsachen wie Einzeldinge Träger von Eigenschaften sein können, wirkt auf den ersten Blick wie eine Anomalie. Eine simple Tatsachenstruktur, nach der einzig und alleine Objekte Träger von Eigenschaften sein können, wird dadurch zunichte gemacht. Bei genauerer Betrachtung verwundert dies nicht. Wenn wir uns nochmals obigen Satz über Tatsachen in Erinnerung rufen, zeigt es sich, dass es ein Satz über einen *intentionalen Zustand* ist. Die Tatsache, dass Theseus aus Athen kam, *gefiel* dem Volk. Es ist somit ein Satz einer intentionalen Logik. Da sie eine angereicherte Logik ist, erhält sie ihr Material (in diesem Fall: ihre Gegenstände) aus der raumzeitlichen Logik. Für die grundlegende Logik (die räumliche Logik) gilt die simple Tatsachenstruktur. In ihr sind nur Objekte Träger von Eigenschaften. Erst die Anreicherung der Intentionalität bringt Tatsachen als Träger von Eigenschaften ins Spiel. Da sich alle anderen Logiken um die räumliche Logik legen, sind die Objekte die grundlegenden Einzeldinge, auf die alle anderen Logiken angewiesen sind.

Wie Strawson sehen wir unter den Objekten die *materiellen Körper* in einem gewissen Sinne als privilegiert an.⁴⁵³ Dabei wollen wir materielle Körper in Anlehnung an Strawson in einem möglichst weiten Sinn verstanden wissen, sodass auch Lichtfelder oder ein Gasgemenge darunter fallen.⁴⁵⁴ Der Gegenbegriff zu dem des materiellen Körper wäre der des *leeren Körpers*. Weswegen ist der materielle Körper gegenüber dem leeren privilegiert? Der leere Körper ist zur Individuierung *zur Gänze* auf relationale Eigenschaften zu materiellen Körpern angewiesen. Der materielle Körper kann dagegen (je nach Beschaffenheit der Welt) alleine durch seine intrinsischen Eigenschaften und seine relationale Eigenschaften zu anderen materiellen Körpern vollständig individuiert werden. Ob daraus allerdings folgt, dass leere Körper nicht Träger von Eigenschaften sein können, ob also die Rede von leeren Körpern sich auf die Rede von materiellen Körpern zurückführen lässt, soll hier offen gelassen werden. Uns reicht die Feststellung, dass eine Asymmetrie zwischen materiellen und leeren Körpern besteht.

Das Verhältnis von Tatsachen und Gegenständen sieht also wie folgt aus: Innerhalb der räumlichen Logik sind nur die Objekte Träger von Eigenschaften. Unter ihnen sind die materiellen Körper privilegiert. Dies sind die basalen Gegenstände. Alle anderen Träger von Eigenschaften in angereicherten Logiken sind indi-

453 Cf. STRAWSON, *Individuals*, Kap. 3.6.

454 Cf. *op. cit.*, 40 [50].

rekt auf Objekte als Träger von Eigenschaften angewiesen. Selbst wenn eine Tatsache Träger von Eigenschaften ist, so ist auch sie wieder auf einen Binnenträger einer Eigenschaft angewiesen. Und um nicht in einen infiniten Regress zu geraten, muss letztlich ein Objekt als Träger von Eigenschaften vorkommen.

b. Tatsachen und Eigenschaften

Die Tatsache „Athen ist eine Stadt“ hat die Struktur, dass ein Objekt eine Eigenschaft trägt. Nachdem wir die Frage beantwortet haben, was die ontologische Rolle spielen kann, Eigenschaften zu tragen, gilt es jetzt zu klären, welche Arten von Eigenschaften ontologische Verbindlichkeit haben. Zuerst wollen wir wieder von der Grammatik der Sprache ausgehen. Eine Eigenschaft ist alles, was über einen Gegenstand ausgesagt werden kann. Paradigmatisch geschieht dies anhand eines grammatikalischen Prädikats (wie „ist rot“ oder „existiert“). Nehmen wir wiederum eine Reihe von Sätzen als Ausgangspunkt dieser Überlegungen:

Prädikative Eigenschaften: Das Schiff des Theseus ist eine Galeere.

Negative Eigenschaften: Das Schiff des Theseus ist keine Trireme.

Existenzeigenschaften: Das Schiff des Theseus existierte.

Identitätseigenschaften: Das ursprüngliche Schiff ist mit dem rekonstruierten identisch.

Die ersten beiden Gruppen von Eigenschaften haben wir bereits im letzten Kapitel kennen gelernt. Doch schon da haben wir gesehen, dass negative Eigenschaften keine ontologische Kategorie neben dem Sein der Prädikate (oder der Existenz) bilden, sondern vielmehr ein *Modus* sind, in dem logische Prädikate (oder Existenz) einem Gegenstand zukommen. Sie können einem Gegenstand affirmativ oder negiert zukommen. Unsere Alltagssprache bildet dies in der Regel korrekt ab, indem sie für negative Eigenschaften die logischen Prädikate (oder Existenz) verwendet und negiert.⁴⁵⁵ Konditionale, kontrafaktische Eigenschaften (und welche Eigenschaften man sonst noch bei den „komischen Tatsachen“ finden mag) sind ebenfalls Modi von Existenz und Prädikation. Das Argument der Erklärungslücke, das uns Negation als Modus begreifen ließ,⁴⁵⁶ lässt sich auch hier anbringen.

Unsere bisherige Darstellung hat zwischen logischen Prädikaten und Existenz unterschieden – oder wie wir es meist ausgedrückt haben: zwischen prädikativem und existentialem Sein. Diese Unterscheidung deckt sich mit dem berühmten kantischen Diktum, dass Existenz kein sachhaltiges Prädikat sei.⁴⁵⁷ Besteht eine Berechtigung dafür, einen ontologischen Unterschied zwischen prädikativem und existentialem Sein zu machen? Handelt es sich um zwei ontologisch verschiedene Seinsformen? Wie wir schon im ersten Teil dieser Arbeit gesehen haben, leitet sich aus den wesentlichen Prädikaten ab, unter welchen Bedingun-

⁴⁵⁵ Wobei es Fälle gibt, wo es fraglich ist, ob ein Satz, seine explizite Negation oder gar beide eine negative Eigenschaft beschreiben: „Der Tank ist leer“ oder „Moderne Neandertaler haben ein Existenzdefizit.“

⁴⁵⁶ Cf. § 37 dieser Arbeit.

⁴⁵⁷ Cf. KrV B 620-630.

gen das Objekt existiert. Wesentliche Prädikate legen fest, was geschehen muss, damit ein Objekt aufhört zu existieren (oder damit beginnt). Der *Königsstuhl* hört auf zu existieren, indem sich die Struktur des Objekts, auf dem Artus sitzt, derart ändert, dass es kein Stuhl mehr ist, oder Artus sich erhebt. Es wäre inhaltsleer, die Existenz des Stuhls als wesentlich anzusehen. Denn aus dem Verlust dieser „wesentlichen Existenzeigenschaft“ würde lediglich der Verlust der Existenz folgen. In keiner möglichen Welt führten wesentliche Existenzeigenschaften zu anderen Identitäts- oder Existenzbedingungen – eben genau dem, was wesentliche Eigenschaften ausmacht. Existenz stellt somit eine eigene ontologische Kategorie von Eigenschaften neben der Kategorie der Prädikate dar (oder besser gesagt: eine eigene ontologische Kategorie des Seins neben dem prädikativen Sein).

Zur letzten Gruppe von Eigenschaften: den Identitätseigenschaften. Ihnen einen ontologisch gleichberechtigten Rang neben Prädikaten und Existenz zuzuweisen, wäre verkehrt. Aber sie sind auch kein Modus des Verhältnisses zwischen Objekten und Eigenschaften wie es die Negation oder das Konditional sind. Wie wir gesehen haben, *folgen* sie vielmehr aus den wesentlichen Prädikaten der Objekte. Sie sind daher keine eigene Form des Seins neben existentialem und prädikativem Sein.

Die Untersuchungen zum ontologischen Rang verschiedener Gruppen sprachlicher Eigenschaften hat ergeben, dass lediglich Prädikate und Existenz ontologische Eigenschaften (oder besser: Seinsformen) sind. Sie können in verschiedenen ontologischen Modi in in Tatsachen vorkommen.

Wir können also festhalten: Der grundlegende Begriff der Ontologie ist der Begriff der Tatsache. Tatsachen einer grundlegenden Logik haben die Struktur, dass existentiales Sein (die Objekte) in Verbindung mit ontologischen Eigenschaften Stufe (den Prädikaten) in ontologischen Modi (Negation, Konditionalität etc.) stehen. Mit dieser Ordnung der grundlegenden Begriffe wurden einige Begriffe ontologisch obsolet. Universalien spielen keine ontologische Rolle über Prädikate hinaus.⁴⁵⁸ Sie lassen sich also auf diese reduziert. Auch Tropen brauchen wir nicht in unsere Ontologie aufzunehmen. Wahre Sätze über Tropen lassen sich entweder auf Konditionale oder auf die Sätze über Tatsachen einer intentionalen Logik reduzieren.

§ 40. Nachtrag zur Objektontologie

Ausgangspunkt unserer Diskussion einer Tatsachenontologie war Wittgensteins berühmtes Diktum, dass die Welt die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge sei. Den ersten Teil der Aussage haben wir bekräftigt. Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen. Welche Folgen hat dies für eine Objektontologie? Wenn wir unter einer solchen die starke These der Objektexistenz verstehen (also die These, dass nur Einzeldinge ontologisch grundlegend existieren), so steht sie nicht im Widerspruch zu der hier ausgearbeiteten Tatsachenontologie (sondern wird vielmehr von ihr bekräftigt). Wenn wir aber im Geiste Wittgensteins eine Ob-

⁴⁵⁸ Dies gilt zumindest in einer grundlegenden Logik.

jektontologie als die These verstehen, dass die Welt die Gesamtheit der Objekte sei, so ist sie abzulehnen. Dem soll im Folgenden kurz nachgegangen werden.

Wir haben gesehen, dass negierte Tatsachen ebenso Teil der Welt sind wie die positiven. Der Satz „Zentauren existieren nicht“ drückt ebenso eine irreduzible Tatsache aus, wie es bei positiven Existenzaussagen möglich ist. Wenn die Welt die Gesamtheit der Objekte wäre, so müsste dieser Satz ebenfalls von Objekten handeln, nämlich von „inexistenten Objekten“.

Schon Hume vertritt die Ansicht, dass „inexistentes Objekt“ ein widersprüchlicher Begriff sei.⁴⁵⁹ Allerdings lässt sich eine gegensätzliche Position entwerfen, die zwischen einem starken und einem schwachen Existenzbegriff unterscheidet.⁴⁶⁰ Ersterer fände sich in Aussagen wie „Athen existiert“, während letzterer bei allen Aussagen, auch negativen Existenzaussagen zum Zuge käme. Eine Aussage wie „Zentauren existieren nicht“ wäre demnach semiformalisiert aufzulösen als:

- (a) Es gibt ein Objekt, und dieses hat die Eigenschaften, ein Zentaure zu sein und nicht zu existieren.⁴⁶¹

Damit gelingt es, den Begriff des inexistenten Objekts zu retten. Bezahlt wird dies aber zu einem hohen Preis: Existenz im starken Sinne wird zu einer Eigenschaft wie die anderen Prädikate. Die Prädikate könnten einem Gegenstand ganz unabhängig davon zukommen, ob er in diesem starken Sinne existiert oder nicht. Prädikatives Sein und existentielles Sein (im starken Sinne) wären voneinander unabhängig.

Wie wir aber bereits gesehen haben, sind Existenz und Prädikation durch den Essenzialismus eng verzahnt.⁴⁶² Die Auftrennung ist daher unzulässig. Etwas kann nicht die Eigenschaft haben, ein Objekt zu sein, und dabei nicht existieren. Die Phrase „... ist ein Objekt“ ist eine *façon de parler* für die Phrase „... existiert“. Dann handelt aber der Satz „Zentauren existieren nicht“ nicht von einem Objekt. Da der Satz gleichwohl zu einer vollständigen Beschreibung der Welt gehört, ist die Welt *nicht* die Gesamtheit der Dinge. Wittgenstein behält in diesem Punkt recht.

Anlass, den Existenzbegriff in zwei Teile zu brechen, bietet die Frage, wovon wahre negierte Existenzaussagen handeln. Diese Frage können wir dank unserer bisherigen Überlegungen beantworten: Sie handeln von *nichts*. Das heißt aber nicht, dass sie keine Bedeutung oder alle die gleiche Bedeutung hätten. Dazu müsste man eine Referenztheorie der Bedeutung vertreten, die wir aber bereits zurückgewiesen haben.⁴⁶³ Der Bedeutungsunterschied zwischen „Zentauren existieren nicht“ und beispielsweise „Der Minotaurus existiert nicht“ besteht darin, dass sie je eine andere irreduzible (negative) Tatsache ausdrücken. Nur solche Sätze *handeln* von etwas, die keine reinen negierten Existenzaussa-

459 Cf. T 1.2.6.

460 Cf. REICHER, *Nonexistent Objects*, Kap. 1.1.

461 Üblicherweise wird schwache Existenz mit dem Existenzquantor formalisiert und starke mit „E!“. Die Formalisierung des Satzes lautete also: $\exists x (\neg E!x \wedge Fx)$; F: „... ist ein Zentaure“ (cf. *ibid.*).

462 Cf. §§ 12a und 39b dieser Arbeit.

463 Cf. § 31 dieser Arbeit.

gen sind (sie handeln von dem Objekt einer positiven Tatsache). Aber nichtsdestotrotz *drückt* jeder wahre Satz eine Tatsache *aus*.

Mit diesem Nachtrag ist Systematisierung der grundlegenden ontologischen Begriffe abgeschlossen und wir können im nächsten Paragraphen deren Ergebnisse für die idealistische Zielsetzung dieser Arbeit fruchtbar machen.

§ 41. Der globale Idealismus

Ziel dieser Arbeit ist es, einen globalen Idealismus zu belegen. Nicht nur „Teile“ der Wirklichkeit sollen von mentalen Begrifflichkeiten abhängig sein, sondern der Begriff der Wirklichkeit selbst soll auf den des Subjekts angewiesen sein. Im zweiten Teil dieser Arbeit zeigte sich, dass der Begriff des raumzeitlichen Einzeldings von dem des Subjekts abhängig ist. Motivation für den dritten Teil der Arbeit war die Frage, welche Rolle Einzeldinge im Gefüge der Wirklichkeit einnehmen. Diese Frage können wir nun nach der Systematisierung der grundlegenden ontologischen Begriffe beantworten. Da wir uns einer Tatsachenontologie zugewandt haben, schien es anfangs fraglich, wie wir einen globalen Idealismus noch aufrechterhalten können. Wenn die Welt die Gesamtheit der Tatsachen ist, scheint „Einzelding“ kein grundlegender Begriff der Realität zu sein. Nur noch die Tatsachen, die von raumzeitlichen Einzeldingen handeln (wie „Athen ist eine Stadt“) wären von Identitätspositionen abhängig. Die Wirklichkeit wäre nur in solchen Fällen abhängig vom Begriff des Subjekts.

Doch wie sich zeigte, leitet uns die sprachliche Oberfläche einiger Formulierungen in die Irre und gaukelt uns vor, dass es Tatsachen gebe, die nicht von Objekten handelten. Bei genauerem Hinsehen weist allerdings jede dieser Formulierungen eine logische Tiefenstruktur auf, die von Objekten handelt. Der Begriff der Tatsache und der des raumzeitlichen Einzeldinges lassen sich nicht voneinander trennen. Die Geistesabhängigkeit dieser Einzeldinge hat die der Tatsachen zur Folge. Und da die Wirklichkeit vom Begriff der Tatsachen abhängig ist, haben wir unser Ziel erreicht: Der Begriff der Wirklichkeit ist vom Begriff des Subjekts abhängig.

§ 42. Inhaltlicher Exkurs IV: Die Anomalie des Subjekts

In der hier entworfenen Tatsachenontologie haben wir Gegenstände über das existentielle Sein der Tatsachen bestimmt. Sie sind die Träger von Eigenschaften und werden im Falle von Objekten dadurch gebildet, dass bestimmte Prädikate gemäß Identitätspositionen für sie wesentlich sind. Demnach erschöpft sich ein Objekt in all den Tatsachen, die von ihm handeln. Ein Objekt ist die Gesamtheit seiner Tatsachen.

Diese Position ließe sich aus einer phänomenologischen Perspektive kritisieren. Eine solche Kritik wäre, dass uns Einzeldinge als Phänomene oder als Erscheinungen gegeben seien, nicht aber Tatsachen. Oder in schwächerer Form: Uns sind *nicht nur* Tatsachen als Phänomene gegeben, sondern auch Einzeldinge *unabhängig von Tatsachen*. Reformuliert im semantischen Aufstieg: Wenn wir beobachten, wie unsere Alltagssprache den intentionalen Bezug zur Welt be-

schreibt, so ist dort die Rede von Einzeldingen mindestens ebenso häufig wie die von Tatsachen. Wir treffen Aussagen wie „Ich sehe den Berg“ oder „Ich will dieses Stück Torte“. Die Begriffe, die das intentionale Verhältnis ausdrücken („sehen“, „wollen“), haben in diesen Beispielen ein Einzelding, keine Tatsache als Bezugsgegenstand. Um wieder von der semantischen Ebene herabzusteigen: Heißt dies, dass wir Einzeldingen und nicht (nur) Tatsachen als Phänomenen begegnen?

Die beiden obigen Beispielaussagen lassen sich als Kritikpunkte gegen eine Tatsachenontologie zurückweisen: Wenn ich einen Berg sehe, so geschieht dies nicht unabhängig von Tatsachen. Vielmehr sehe ich, *dass* der Berg diese oder jene Form hat. Ich sehe, dass ab einer bestimmten Höhe Schnee auf ihm liegt. Ich sehe, dass sein Gestein diese oder jene Farbe hat. Ich kann den Berg nicht sehen, ohne dass ich eine Tatsache, oder genauer gesagt eine Vielzahl von Tatsachen sehe. Wie soll ich einen Berg sehen, ohne dass ich eine Tatsache über seine Form oder seine Farbe wahrnehme? Die Aussage „Ich sehe den Berg“ ist daher lediglich eine abstrakte (also informationsärmere) Beschreibung eines vielfach komplexeren Phänomens. Dass wir solch eine verkürzende Beschreibung verwenden, welche die intentional erlebten Tatsachen außen vor lässt, hat gute Gründe: Wollte man all die Tatsachen explizieren, die man beim Anblick eines Berges sieht, so würde man ewig für solch eine Beschreibung benötigen. Also lässt die Ökonomie unserer Sprache zu, dass wir intentionale Verhältnisse als auf Einzeldinge ausgerichtet beschreiben, obwohl wir eigentlich nur über Tatsachen zu Einzeldingen im Weltbezug stehen.

Eine ähnliche Analyse können wir auch für unser zweites Beispiel von Intentionalität geben. Der Satz „Ich will dieses Stück Torte“ kann für „Ich will dieses Stück Torte essen“ stehen. Die Tatsache, dass Person *x* dieses Stück Torte isst, bildet dann die ontologische Grundlage für das intentionale Verhältnis des Wollens. Auch hier scheint es plausibel, dass all die Tatsachen, welche sich hinter der verkürzten sprachlichen Beschreibung verstecken, eine adäquate sprachliche Wiedergabe faktisch (nicht jedoch prinzipiell) sprengen.⁴⁶⁴

464 Gegen diese Analyse der Phänomenologie von Intentionalität ließe sich einwenden, dass auch die Möglichkeit der Nicht-Erfüllung des Wunsches bestehe. Wenn ich letztlich das Stück Torte nicht esse, so kann es auch nicht möglich sein, dass meine Intentionalität die *Tatsache* zum Gegenstand hat, dass ich das Stück Torte esse. Es ist dann keine Tatsache. Ähnlich beim Berg: Wenn ich zu sehen *scheine*, dass der Berg eine bestimmte Form habe, dies aber nicht der Fall ist, dann ist es offenbar wiederum keine Tatsache, die diesem Weltbezug zu Grunde liegt.

Wie in Fällen falscher Urteile, Wahrnehmungen und unerfüllter intentionaler Zustände der Weltbezug zu beschreiben ist, hängt davon ab, welche Position man zum Innen-/Außenweltdualismus einnimmt. Ist er nicht abzulehnen, so stellt sich das Problem nicht, da dann ohnehin nicht die ontologisch grundlegenden Entitäten Gegenstand unserer intentionalen Akte sind, sondern die Repräsentationen. Gilt es ihn jedoch zurückzuweisen, lässt sich der Weltbezug disjunktiv beschreiben: Wenn ich das Stück Torte tatsächlich esse, habe ich den intentionalen Akt des Erfolgreich-Wunschs bezogen auf die Tatsache, dass ich die Torte esse. Sollte jedoch mein Wunsch nicht in Erfüllung gehen, so habe ich den intentionalen Akt des Erfolglos-Wunschs im Bezug auf die Tatsache, dass ich nicht die Torte esse (für eine solche disjunktive Konzeption von Weltbezügen cf. WILLASCHKE, *Der mentale Zugang zur Welt*, 207-288).

Soweit greift der phänomenologische Befund die hier vertretene Tatsachenontologie nicht an. Es gibt jedoch Fälle von Intentionalität, die sich nicht auf diese Art analysieren lassen. Problematisch für unsere Tatsachenontologie wird es, wenn sich unsere Intentionalität nicht auf Alltagsgegenstände wie Berge oder ein Stück Torte bezieht, sondern auf Subjekte. Dann wird eine Analyse, wie soeben vorgeschlagen, unplausibel. Im Folgenden wollen wir dafür zwei Argumente vorbringen: ein intuitives und ein altbekanntes.

c. Subjektivität jenseits von Tatsachen I: Zwei Formen der Liebe

Für das intuitive Argument wollen wir zwei scheinbar sehr ähnliche Fälle vergleichen. Während sich der eine nahtlos in unsere bisherige Theorie fügt, erweist sich der andere als widerspenstig. Gehen wir davon aus, die folgenden beiden Sätze seien wahr:

- (a) Theseus liebt Athen.
- (b) Theseus liebt Ariadne.

In beiden Fällen handelte es sich um Tatsachen, und beide weisen die gleiche logische Struktur auf: Das scheinbar gleiche relationale Prädikat („x liebt y“) verbindet dasselbe Einzelding (Theseus) mit einem jeweils anderen Einzelding (Athen beziehungsweise Ariadne). Beide Einzeldinge werden durch Eigennamen ausgedrückt. Im ersten Fall lässt sich der Gegenstand der Liebe wie oben in Tatsachen zerlegen. Die Tatsache „Theseus liebt Athen“ lässt sich als Abstraktion einer ganzen Menge anderer Tatsachen begreifen, beispielsweise der Tatsachen „Theseus liebt, dass Athen diese oder jene Architektur aufweist“ oder „Theseus liebt, dass die Athener sich so und so verhalten“ etc. Es gibt nichts, was Theseus an Athen über all diese Tatsachen hinaus liebt. Die Aussage „Theseus liebt Athen“ ist nichts weiter als eine Abstraktion der vielen einzelnen Tatsachen.

Wenden wir uns nun dem zweiten Fall zu. Auch hier lassen sich neben der Tatsache „Theseus liebt Ariadne“ Tatsachen finden wie „Theseus liebt, dass das Haar der Ariadne diese oder jene Farbe hat“, „Theseus liebt, dass Ariadnes Stimme diesen oder jenen Klang hat“ oder „Theseus liebt, dass Ariadne so und so mit anderen Menschen umgeht“ etc. Intuitiv erscheint es unplausibel, dass Theseus‘ Liebe zu Ariadne sich auf solche Tatsachen reduzieren lässt. Wenn wir jemanden lieben, so lieben wir nicht ein Bündel von Eigenschaften. Die Tatsache zu lieben, dass Ariadne eine bestimmte Haarfarbe hat, ist kategorisch von der Tatsache verschieden, Ariadne selbst zu lieben. Sie ist nicht *Teil* der Liebe zu Ariadne wie Teil der Wahrnehmung eines Berges ist, zu sehen, dass er diese oder jene Form hat.

Dies darf nicht falsch verstanden werden. Es soll nicht dafür argumentiert werden, dass Theseus‘ Liebe zu Ariadne *unabhängig* von seiner Liebe zu ihrem Haar ist (oder ihrer Stimme oder ihrem Umgang mit Menschen). Theseus liebt Ariadne *wegen* ihres Haares (oder Welch bessere Gründe er auch immer haben mag).

Die Intuition, die hier ausgedrückt werden soll, ist letztlich, dass ein Subjekt mehr ist, als die Konjunktion all der Tatsachen, die es beschreiben (während dies für Objekte nicht gilt). Athen ist nichts weiter als all die Tatsachen, welche die Stadt bestimmen. Diese Intuition lässt sich noch unterstreichen: Während es für

Objekte weniger unplausibel erscheint, beliebige Eigenschaften als wesentlich anzusehen, solange sie eine eindeutige Bezugnahme auf das Einzelding ermöglichen, scheint dies für Menschen absurd. Für einen Stuhl mag es wesentlich sein, dass Artus auf ihm sitzt. Wäre dies nicht der Fall, wäre es nicht derselbe Stuhl. Jedoch für Artus selbst ist Analoges unplausibel. Für einen Menschen scheint es uns intuitiv nicht wesentlich, in welchem räumlichen Verhältnis er zu anderen Einzeldingen steht – wesentlich ist dies höchstens, wofür wir den Menschen benötigen.

Man mag all die hier ausgedrückten Intuitionen nicht teilen. Man mag abstreiten, dass beliebige Eigenschaften für Objekte wesentlich sein können (wobei wir bereits im zweiten Teil dieser Arbeit gesehen haben, dass es dafür keinen Grund gibt und darüber hinaus erklärt haben, wo solche Intuitionen herrühren). Man mag sogar der Ansicht sein, auch für Menschen lassen sich beliebige Eigenschaften als wesentlich annehmen. Dies wird bisweilen von unserem alltäglichen Sprachgebrauch gestützt. Wir reden manchmal davon, dass „jemand nicht mehr dieselbe Person sei“, nachdem sie sich eklatant verändert hat. Da die Intuitionen soweit auseinanderdriften können, wäre es wünschenswert, neben einem Appell an die Intuitionen diese Sonderrolle des Subjekts noch anderweitig argumentativ zu untermauern. Um solch ein Argument müssen wir nicht verlegen sein.

d. Subjektivität jenseits von Tatsachen II: Nochmals die Antinomie des Ununterscheidbaren

An früherer Stelle unserer Untersuchungen sind wir bereits auf eine Anomalie des Subjektiven gestoßen, die wir hier fruchtbar machen können: nämlich bei Anton Friedrich Kochs Lösungsversuch der Antinomie des Ununterscheidbaren.⁴⁶⁵ Zur Erinnerung: Wir haben die Frage diskutiert, wie sich in einem Universum, in dem sich der gleiche Weltverlauf immer und immer wiederholt und in dem es keinen ersten und letzten Weltverlauf gibt, die Einzeldinge voneinander unterscheiden lassen. Denn jedes Einzelding innerhalb eines Weltverlaufs hat die exakt gleichen Eigenschaften wie seine Gegenstücke in all den anderen identischen Weltverläufen, womit das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren in Frage gestellt wurde. Die bereits zitierte Lösung Kochs ist:

*Nehmen wir an, wir lebten (ohne es zu ahnen) in einer Welt mit ewiger Zweibahn-Wiederkehr. Berlin besäße dann, wie alle Städte, Länder, Flüsse und wie wir selber, unendlich viele ununterscheidbare Duplikate in anderen Weltepochen. Schwierigkeiten, uns auf Berlin zu beziehen, hätten wir trotzdem nicht. Berlin wäre nicht an sich, wohl aber für mich aus der Menge seiner Duplikate eindeutig hervorgehoben, dadurch daß es in der selben Weltepoche wie ich existierte. Ebenso wäre jedes Duplikat nicht an sich, wohl aber für mich eindeutig gekennzeichnet durch den zeitlichen Abstand, den es von mir und meiner Epoche hat.*⁴⁶⁶

⁴⁶⁵ Cf. § 9d, Punkt iii dieser Arbeit.

⁴⁶⁶ KOCH, *Wahrheit und Zeit*, 331; Hervorhebung im Original.

Diese Beobachtung deckt ein Phänomen auf, dessen Tragweite weit über die Antinomie des Ununterscheidbaren hinausreicht. Selbst in einem solchen Universum ewiger Zweibahnwiederkehr, wäre es mir möglich, mich von all meinen Duplikaten zu unterscheiden, und darüber hinaus prinzipiell alle Duplikate aller Einzeldinge auseinanderzuhalten.⁴⁶⁷ Wie Koch anmerkt, wäre mir dies durch den Bezug zu *mir*, zu dem *Ich*, das ich bin, möglich. Die indexikalische Eigenschaft ermöglicht Unterscheidbarkeit. Aber was für Eigenschaften sind indexikalische Eigenschaften? Wie lassen sie sich in die oben dargestellte Tatsachenontologie einbetten? Ein Gedankenexperiment:

Nehmen wir eine Welt ewiger Zweibahnwiederkehr. In dieser Welt sieht sich Theseus im Spiegel. Dabei schiefen den unendlich vielen Theseus-Duplikaten folgende zwei Gedanken durch den Kopf:

G1: „Ich sehe mich im Spiegel.“

G2: „Der Sohn des Aigeus sieht den Sohn des Aigeus im Spiegel.“

Beide Aussagen sind wahr. Sie bringen also eine Tatsache zum Ausdruck. Zwischen ihnen besteht jedoch ein fundamentaler Unterschied. Die zweite Aussage trifft auf alle Theseus-Duplikate dieses Universums ewiger Zweibahnwiederkehr zu. Sie ermöglicht keine eindeutige Bezugnahme auf ein Einzelding. Anders dagegen bei der ersten Aussage. Sie greift ein Theseus-Duplikat treffsicher heraus. Wie gelingt ihr dies? Die erste Aussage versucht die Bezugnahme durch ein relationales Prädikat („... ist Sohn von ...“) im Bezug auf ein anderes Einzelding (Aigeus) herzustellen. Handelt es sich bei dem eindeutigen „Ich“ in der ersten Aussage ebenfalls um ein Prädikat, das hier die eindeutige Bezugnahme ermöglicht? Dagegen spricht, dass es sich prinzipiell nicht von mehreren Einzeldingen prädisziplinieren lässt. Doch genau dies macht Prädikate aus. Man kann sie Einzeldingen zusprechen. Falsch wäre der Einwand, dass „Ich“ auch Prädikat anderer Subjekte sein kann. Der Punkt ist, dass es sich dabei immer um ein jeweils *anderes* Ich handelt. Genau das, was eindeutig in der Bezugnahme von Theseus ist, wenn er „Ich“ sagt, verhindert, dass dieses „Ich“ auch von einer anderen Person ausgesagt werden kann. Die scheinbare Identität der sprachlichen Oberfläche des Wortes „Ich“ ist eine Verlegenheit unserer Sprache, weil sie den Unterschied nicht fassen kann. Und sie kann ihn prinzipiell nicht fassen: Da „Ich“ kein Prädikat ist, muss es ein Einzelding sein. Im Gegensatz zu Objekten kann es jedoch nicht durch wesentlich zukommende Prädikate gebildet werden. Denn jede beliebige Kombination an Prädikaten, die auf einen Theseus zutrifft, kommt auch all seinen Duplikaten zu. Damit schreibt dieses „Ich“ kein Prädikat zu, sondern ist eine Bezugnahme auf ein Einzelding – und zwar ein Einzelding, das nicht in seinen Eigenschaften aufgeht. „Ich“ bezeichnet ein *reines Einzelding*. Während alle Objekte von wesentlichen Eigenschaften gebildet werden, sind für Subjekte keine

⁴⁶⁷ Dass wir dafür argumentiert haben, dass temporale Problemwelten nicht unter die möglichen Welten zu rechnen sind, tut Kochs Erkenntnis keinen Abbruch. Sie lässt sich ohne Abstriche auch auf räumliche Problemwelten übertragen. Schon Strawson stellte fest, dass räumliche Symmetrie der Bezugnahme von Subjekten keinen Abbruch tut (cf. *Individuals*, 19-23, besonders 22 [23-27, besonders 26]).

Eigenschaften wesentlich. Diese Erkenntnis wollen wir als *Anomaliethese* festhalten:

Anomaliethese: Subjekte sind reine Einzeldinge.

Zusammen mit den Überlegungen im ersten Teil birgt diese Erkenntnis eine gewisse Ironie in sich. Während die vermeintlich „objektiven“ Objekte relativ sind, erweisen sich die Subjekte als der einzig unverrückbare Fels in der Brandung. Sie haben einen festen, unumstößlichen Kern, der Träger der Eigenschaften ist. Objekte dagegen sind wegen der Identitätspositionen auf schwankende, subjektive Interessen angewiesen, die ihren Kern (ihre wesentlichen Eigenschaften) festlegen.

Wenn wir sagen, dass Subjekte keine wesentlichen Prädikate haben, darf man dies nicht mit der deutlich stärkeren These verwechseln, dass Subjekte *völlig unabhängig* von Eigenschaften seien. Hier soll nicht einer „unsterblichen Seele“ das Wort geredet werden, die unabhängig von ihrem Körper weiterexistieren kann. Tatsächlich scheint eher das Umgekehrte der Fall zu sein. Das „Ich“ zeigt sich nur in seinen Eigenschaften. Wie Hume richtig anmerkte, können wir nicht in einem Akt der Introspektion in uns hineinschauen und dort unsere Subjektivität *an sich* erblicken.⁴⁶⁸ Aber ich sehe mich, indem ich *meinen* Körper sehe – also raumzeitliche Eigenschaften, die ich verkörpere. Oder wie Descartes uns lehrte, begegne ich meinem Ich bei jedem Gedanken, den ich denke.⁴⁶⁹ Im semantischen Aufstieg finden wir das Ich in jeder Aussage, die wir treffen. Denn wie Moores Paradox zeigt, impliziert meine Aussage „Athen existiert“ die Aussage „Ich bin der Überzeugung, dass Athen existiert“.⁴⁷⁰ In all diesen Fällen begegnet uns das Ich also anhand seiner Eigenschaften – nämlich, dass es einen Gedanken denkt oder eine Aussage tätigt. Doch obgleich das Subjekt (wahrscheinlich)⁴⁷¹ auf Eigenschaften angewiesen ist, geht es nicht in ihnen auf – es ist vielmehr ein reines Einzelding.

e. Kritik an der Anomaliethese

Im Folgenden wollen wir uns möglicher Kritik an der Anomaliethese annehmen. Zuerst gilt es zu zeigen, dass unsere Position nicht wie andere Konzeptionen reiner Einzeldinge einen Mystizismus darstellt. Der zweite Kritikpunkt wird sich der Frage widmen, ob unsere bisherige Ontologie durch die Anomalie gesprengt wird.

Wenn wir uns bereit zeigen, Subjekte als reine Einzeldinge zu begreifen, so stellt sich die Frage, wie sich dies mit unserer bisherigen Kritik an der Theorie reiner Einzeldinge zusammenfügen soll. Haben wir nicht im ersten Teil dieser Arbeit reine Einzeldinge als wilde ontologische Spekulation abgetan? Dies ist in der Tat richtig. Allerdings trifft die dort geäußerte Kritik auf die Anomaliethese nicht zu.

468 Cf. T I.4.6.

469 Cf. *Meditationes* II.3.

470 Cf. MOORE, *Moore's Paradox*.

471 Die bisherigen Argumente haben zwar gezeigt, dass sich Subjektivität uns faktisch nur anhand von Eigenschaften zeigt, konnten aber nicht ausschließen, dass sie auch ohne Eigenschaften vorkommen kann. Allerdings haben wir keinen *Grund*, Subjekte ohne Eigenschaften anzunehmen und können sie daher mit Ockhams Rasiermesser wegschneiden.

Wenn man Alltagsgegenstände wie Bäume, Berge und Wiesen als reine Einzeldinge auffassen wollte – so unsere Kritik –, wären ihre Identitätsbedingungen *unaussprechlich* und *unzugänglich*. Denn über reine Einzeldinge kann man *per definitionem* nichts Sachhaltiges sagen, da man dafür immer auf Prädikate zurückgreifen müsste. Und da uns Alltagsgegenstände nur anhand ihrer Prädikate epistemisch zugänglich sind, wäre uns ihr Kern unzugänglich. Dies ist *in nuce* unsere Kritik an der Position, Objekte als reine Einzeldinge zu verstehen: Man müsste an etwas glauben, worüber man nichts Sachhaltiges sagen kann und das einem kognitiv verschlossen ist.

Doch hier zeigt sich eine wesentlicher Unterschied: Subjektivität ist uns nicht kognitiv verschlossen. Zwar ist auch sie unaussprechlich (wir können das Indexwort „Ich“ nicht in jeder Situation durch Prädikate substituieren), jedoch ist sie nicht unzugänglich. Das „Ich“ begleitet uns in jeder Hinsicht und ist uns bei den intentionalen Akten zugegen. Deswegen können wir es als ein reines Einzelding einstufen, ohne uns in ontologische Spekulationen zu verstricken.⁴⁷²

Gegen die Anomalithese ließe sich noch einwenden, dass sie eben das darstellt, was ihr Name bereits nahelegt: eine Anomalie. In diesem Teil der Arbeit haben wir eine Konzeption von Einzeldingen entwickelt, die sie an den Begriff der Tatsache rückbindet. Tatsächlichkeit wurde als grundlegende Seinsform der Wirklichkeit ausgewiesen. In Anlehnung an Wittgenstein hatten wir gefolgert, dass die Welt die Gesamtheit der Tatsachen sei. Dies wird durch unsere Analyse von Subjektivität wieder in Frage gestellt. Neben Tatsächlichkeit zeigt sich nun Subjektivität als eine zweite Form des Seins. Unsere Ontologie scheint damit in zwei Teile zu zerfallen. Ein Dualismus droht, und wie bei jedem Dualismus stellt sich die Frage, wie die beiden Teile zusammenhängen und in Wechselbeziehung treten können. Ist daher die Anomalithese aufzugeben und nach einer anderen Erklärung der beschriebenen Phänomene zu suchen, um eine einheitliche Tatsachenontologie zu gewährleisten?

Genau genommen unterminiert die Anomalithese nicht die Überlegungen dieser Arbeit. Würde man die Tatsachenontologie des dritten Teils isolieren wollen, so wäre die Anomalithese in der Tat eine Gefahr. Jedoch im Kontext des zweiten Teils dieser Arbeit erweist sie sich letztlich als Bindeglied zwischen diesem und dem dritten Teil, also zwischen Idealismus der Einzeldinge und Tatsachenontologie. Der Leitgedanke des zweiten Teils war, dass raumzeitlichen Einzeldinge auf Subjekte angewiesen sind, da uns sonst die wesentlichen Eigenschaften abhanden kommen. Da der dritte Teil gezeigt hat, dass Tatsachen auf raumzeitlichen Einzeldinge angewiesen sind, erweisen sich auch Tatsachen als abhängig von Subjektivität. Dass nun auch aus der Anomalithese folgt, dass Subjektivität eine Sonderrolle in der Ontologie zukommt, ist somit wenig verwunderlich.

Das resultierende Gesamtbild stellt nicht Subjektivität derart als eine zweite Seinsform neben Tatsachen, sodass wir uns fragen müssten, wie beides zusammenhänge. Für beides, Subjektivität und Tatsächlichkeit, hat sich gezeigt, dass

472 Die Phänomenologie der Intersubjektivität ließe sich als ein weiterer Beleg dafür anführen, dass uns Subjektivität zugänglich sei. Eine solche Phänomenologie ragt jedoch weit über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Exemplarisch sei hier lediglich auf Jean-Paul Sartres Abhandlung des Blickes verwiesen (*Das Sein und das Nichts*, Kap. 3.1.4).

das eine das andere immer mit impliziert. Tatsachen implizieren durch den Begriff des Objekts Subjektivität. Diese zeigt sich umgekehrt nur in Form der Intentionalität, die wiederum auf Tatsachen der raumzeitlichen Logik als Bezugspunkt angewiesen ist. Tatsächlichkeit und Subjektivität gehen Hand in Hand. Keine Tatsache ohne Subjekt. Kein Subjekt ohne Tatsache.

Teil IV. Die Apologie des Idealismus

Kapitel 1. Idealismus, Irrtumsimmunität und Multiperspektivität

§ 43. Zwischenüberlungen: Ein Sieg nach Punkten

In den ersten drei Teilen dieser Arbeit wurde eine idealistische Ontologie entwickelt und die zentrale Rolle geklärt, die Subjektivität in ihr spielt. Speziell im zweiten Teil dieser Arbeit haben wir dafür argumentiert, dass eine Ablehnung des Auge Gottes ontologisch sparsamer sei. Es ist ein „Sieg nach Punkten“ gegenüber realistischen Alternativpositionen.

Solch ein „Sieg nach Punkten“ einer Position ist jedoch gefährlich. Sollte sie auch nur die geringsten Nachteile haben, hätte man gute Gründe, die ontologische Sparsamkeit als letztes Kriterium zurückzuweisen. Die Einfachheit hätte dann einen zu hohen Preis. Daher werden wir uns im letzten Teil dieser Arbeit mit den vielen Vorwürfen auseinandersetzen müssen, denen der Idealismus ausgesetzt ist. Nur indem wir zeigen, dass sie unsere Position nicht treffen, kann der „Sieg nach Punkten“ errungen und eine „K.O.-Niederlage“ abgewandt werden.

Wie wir eingangs geschrieben haben, ist der Idealismus seit seinem Aufkommen ungewöhnlich harschen Anfeindungen seitens der Realisten ausgesetzt.⁴⁷³ Drew Khlentzos (selbst ein Realist) schreibt nicht völlig zu Unrecht, dass der Realismus ein wenig einer Religion gleiche.⁴⁷⁴ Die Realisten plump für irrational zu halten, ginge jedoch am Problem vorbei. Sie unterstellen dem Idealismus nicht unmotiviert Absurdität. Vielmehr führen sie eine ganze Reihe schwerwiegender Kritikpunkte an. Eben diese Kritikpunkte haben den Idealismus in ein so abwegiges Licht gerückt.

Die Trennlinie zwischen den einzelnen Argumenten gegen den Idealismus lässt sich nicht leicht ziehen. Im Folgenden wollen wir daher zwischen zwei großen Kritikpunkten unterscheiden. Für diese Argumente gegen den Idealismus ist George Berkeleys Philosophie von besonderer Bedeutung. Historisch gesehen wurden die auch heute noch aktuellen Kritikpunkte nicht nur erstmalig gegenüber seinem Idealismus geäußert, sondern es war Berkeley selbst, der sie thematisierte – freilich um sie umgehend zurückzuweisen. Zudem bietet Berkeleys Philosophie den heuristischen Vorteil, dass sich die vermeintlichen Schwächen idealistischer Theorien deutlich nachzeichnen lassen.

Im Folgenden wollen wir daher die Kritik am Idealismus an zwei historischen Positionen konturieren: an der Berkeleys und an Putnams begrifflichem Relativismus. Beide zeichnet eine gewisse Nähe zur hier vertretenen Position aus: Aufbauend auf Putnam haben wir vom Argument äquivalenter Beschreibungen Gebrauch gemacht, um unseren Idealismus der Einzeldinge zu begründen. Doch in anderer Beziehung gleicht unsere Position eher dem Berkeley zugeschriebenen *esse est percipi* als dem begrifflichen Relativismus: Einige unserer intentionalen Zustände (nämlich die Identitätspositionen unserer Interessen) sind hinrei-

⁴⁷³ Cf. § 2b dieser Arbeit.

⁴⁷⁴ KHLENTZOS, *Naturalistic Realism*, vii.

chend für die Wahrheit der Sätze, die Gegenstand des intentionalen Zustands sind. Putnams Position haben wir bereits im zweiten Teil dieser Arbeit vorgestellt. Berkeleys *esse est percipi* gilt es kurz im nächsten Paragraphen vorzustellen, bevor wir uns den beiden großen Kritikpunkten widmen wollen.

§ 44. George Berkeleys *esse est percipi*

Als Kern von Berkeleys Idealismus gilt die berühmte Formel *esse est percipi*. Er selbst spricht allerdings nicht vom Idealismus, sondern vom Immaterialismus. Die beiden maßgeblichen Werke, in denen Berkeley seine Metaphysik entwickelt, sind *A Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge* und die *The Three Dialogues Between Hylas and Philonous*. Die *Three Dialogues* arbeiten die Philosophie der *Principles* in Dialogform für eine breitere Öffentlichkeit auf. Außerdem finden sich vereinzelt bedeutsame Stellen in den sogenannten *Philosophical Commentaries*, seinen philosophischen Tagebüchern.

Blickt man in diese Werke, wird man allerdings mit Verwundern feststellen, dass sich die exakte Formulierung *esse est percipi* nirgends findet. Als Quelle für *esse est percipi* wird meist ein Eintrag in den *Philosophical Commentaries* zu Grunde gelegt. Dort heißt es: „Existence is percipi or percipere [...] or velle, i.e. agere.“⁴⁷⁵ Ähnlich, wenn auch nicht so ausführlich, steht in den *Principles*: „[...] *esse is percipi*“⁴⁷⁶, wobei man das Lateinische *percipi* standardmäßig mit „wahrgenommen werden“ und *percipere* mit „wahrnehmen“ ins Deutsche übersetzt.⁴⁷⁷

Besonders die Stelle in den *Philosophical Commentaries* zeigt, dass die populäre Formulierung *esse est percipi* Berkeley nur verkürzt wiedergibt. Ähnlich wie die Anomalie these zieht auch Berkeley eine ontologische Trennlinie zwischen Subjekten und anderen Gegenständen. Das *esse* (Schulübersetzung: „sein“) der Gegenstände wird durch *percipi* angegeben, das der Subjekte durch *percipere* (Schulübersetzung: „wahrnehmen“), *velle* (Schulübersetzung: „wollen“) und *agere* (Schulübersetzung: „handeln“).

Um seine Position richtig zu verstehen, gilt es diese Begrifflichkeiten jenseits simpler Schulübersetzungen zu konturieren. Beim Begriff des *esse* ist dies verhältnismäßig leicht. Die oben wiedergegebene Formulierung der *Philosophical Commentaries* weist uns schon darauf hin, dass Berkeley mit *esse* „Existenz“ meint. Dies wird auch von Berkeleys eigener Behandlung des Problems nicht wahrgenommener Gegenstände belegt.⁴⁷⁸

Schwieriger ist der Begriff des *percipere*. „Wahrnehmung“ bringen wir üblicherweise mit Tätigkeiten der „äußeren“ Sinne wie Schmecken, Sehen, Riechen etc. in Verbindung. Auf der Gegenseite stehen die sogenannten „inneren“ Prozesse, bezeichnet mit Begriffen wie „fühlen“, „sich einer Sache bewusst sein“ etc. Die Forschung betont jedoch, dass „Wahrnehmung“, verstanden als Tätigkeiten äu-

475 PC 429 und 429a.

476 P § 3. Kursivierung im Original. An dieser Stelle spricht Berkeley aber nur vom Sein nicht denkender Dinge.

477 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 38f.

478 Cf. § 47 dieser Arbeit.

berer Sinne, Berkeleys Position nicht richtig treffe. Arend Kulenkampff weist uns in seiner Interpretation Berkeleys darauf hin, dass Berkeley einen viel weiteren Wahrnehmungsbegriff habe, als wir im alltäglichen Sprachgebrauch, da er den Unterschied zwischen innerer und äußerer Kognition bestreite.⁴⁷⁹ Auf Ähnliches macht uns auch Kenneth P. Winkler aufmerksam: „In this [Berkeley] follows Locke and Malebranche, who regard every act of the understanding as a perception.“⁴⁸⁰

So verstanden meint *percipere* sämtliche intentionalen Akte, die *veridisch* sind – also Akte, die in einem wörtlichen oder übertragenden Sinne wahr oder falsch sein können. Nicht nur wenn ich etwas höre oder sehe, sondern auch wenn ich etwas meine oder imaginiere, existiert es. Damit wären wir auch schon beim ersten großen Kritikpunkt am Idealismus: Wie kann noch zwischen wahren und falschen Meinungen beziehungsweise Wahrnehmungen unterschieden werden?

§ 45. Irrtum und widersprüchliche Perspektiven: Wenn zwei sich streiten

Wenn intentionale Zustände als *hinreichend* für die Existenz des Repräsentierten angenommen werden, so hat dies absurde Konsequenzen. Hieße dies nicht, dass auch Schimären, Illusionen und Halluzinationen wahre Aussagen wären? Wenn ein Verdurstender in der Wüste das Meer sieht, ist dann dort tatsächlich das Meer – ganz gleich, ob es sich um eine Fata Morgana handelt oder nicht? Und da Berkeley nicht nur die „äußeren“ Sinne unter seinen Perzeptionsbegriff fallen lässt: Wenn ich meine Augen schließe und mir das Bild von einem Barren Gold in meiner Hand vorstelle, ist er dann tatsächlich dort?⁴⁸¹

Berkeley läuft Gefahr, mit *esse est percipi* nicht mehr den Unterschied zwischen korrekter und Fehlwahrnehmung nachzeichnen zu können. Und da Berkeleys Perzeptionsbegriff Meinungen mit einschließt, wären wir auch immun gegen Irrtümer. Unsere Meinungen wären prinzipiell wahr. Schon nur, dass wir einen Sachverhalt für wahr *halten*, garantierte seine Wahrheit.

Berkeley selbst sah bereits diese Gefahr. In den Dialogen lässt er Hylas⁴⁸², den Kritiker seiner Position, fragen:

HYLAS. What say you to this? Since, according to you, men judge of the reality of things by their senses, how can a man be mistaken in thinking the moon a plain lucid surface, about a foot in

479 Cf. KULENKAMPFF, *esse est percipi*, 74.

480 WINKLER, *Berkeley*, 206. Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 41f.

481 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 39.

482 In den drei Dialogen ist ein gewisser Philonous der Fürsprecher von Berkeleys Position und ein gewisser Hylas deren Widersacher. „Philonous“ leitet sich dabei von gr. „φίλος“, das mit „Freund“ und „voûs“, das mit „Geist“ übersetzt werden kann, ab. „Hylas“ kommt von gr. „ὕλη“, das mit „Materie“ übersetzt werden kann. Siehe auch Jessops Anmerkungen zur Dialogform (cf. LUCE und JESSOP, *The Works Of George Berkeley*, Bd. 2, 154-156).

*diameter; or a square tower, seen at a distance, round; or an oar, with one end in the water, crooked?*⁴⁸³

Prima Facie scheint das Problem der Irrtumsimmunität nicht auf Berkeley beschränkt zu sein, sondern im Begriff des Idealismus zu liegen. Wenn die Wirklichkeit von Subjektivität abhängig ist, scheint Subjektivität die Wirklichkeit zu diktieren. Daher kommt auch Putnam nicht umhin, sich dem Problem der Irrtumsimmunität zuzuwenden. Er wehrt sich dagegen, dass sich aus seinem begrifflichen Relativismus die Losung „Anything goes“ folgern lasse.⁴⁸⁴ Putnam sieht die Gefahr, dass man allein aus dem Für-wahr-Halten die Wahrheit eines Satzes ableite – beispielsweise dass man aus der Meinung, man könne aus dem Fenster springen und fliegen, auch ihre Wahrheit folgere.⁴⁸⁵

Diese vermeintliche Irrtumsimmunität ist einer der Gründe, weswegen uns der Idealismus intuitiv so absurd erscheint. Was an ihr aber dubios ist, lässt sich nicht so leicht sagen. Man könnte versucht sein, sie als ein Verstoß gegen den Nonkontradiktionssatz anzusehen. Immerhin stellen wir bisweilen fest, dass wir uns geirrt haben. Wir zählen die Münzen in unserer Hosentasche und kommen auf fünf Münzen. Wenn wir jedoch nachzählen, stellt sich heraus, dass es sechs Münzen sind. Angenommen, wir wären irr tumorsimmun, hätte dies nicht die widersprüchliche Folge, dass sich genau fünf Münzen *und* genau sechs Münzen in der Tasche befänden? Wir stellen aber nicht nur fest, dass wir uns irren, auch ist es bisweilen der Fall, dass zwei Personen konträre Meinungen vertreten. Nach einem Unfall meint einer der Beteiligten, die Ampel sei rot gewesen, der andere ist davon überzeugt, dass sie grün gewesen sei. Wenn wir irr tumorsimmun wären, müsste sie zugleich rot und grün gewesen sein.⁴⁸⁶

Idealismen halten die Realität in irgendeiner Form für subjektabhängig. Nun gibt es aber eine Vielzahl von Subjekten. Da unterschiedliche Subjekte verschiedene Meinungen haben und voneinander abweichende Perspektiven einnehmen, stellt sich die Frage, wie idealistische Theorien damit umgehen können. Wie lassen sich bei einer solchen Multiperspektivität die verschiedenen Perspektiven ineinander übersetzen, ohne einen Verstoß gegen den Nonkontradiktionssatz zu riskieren?

Doch auf diese Frage ließe sich mit einer radikalen Zuspitzung von *esse est percipi* antworten. Eben das sei der Fall, was *mir jetzt* der Fall zu sein scheine. Darin sei ich unfehlbar. Wenn ich nochmals zählte und feststellte, dass sechs Münzen in der Hosentasche seien, so habe ich mich beim ersten Mal geirrt und läge *jetzt* richtig. Wenn mir die Ampel grün zu sein scheint, wäre sie grün. *Ich* sei gegen Irrtum gefeit, nicht der andere. Nach dieser Position ist Wirklichkeit radikal nunczentrisch. Etwas wäre immer nur indexikalisch auf *ein* Subjekt bezogen der Fall.

Spricht aber nicht gegen diese Position, dass es auch beim ersten Zählen „zu einem Jetzt“ der Fall gewesen sei, dass ich fünf Münzen zählte, und dass es sich

483 3D 238.

484 Cf. PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 54 [81].

485 Cf. *ibid.*

486 Dieses Beispiel ist angelehnt an HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 29.

auch bei dem zweiten Unfallbeteiligten um „ein Ich“ handle? Kommt es so nicht doch zum Verstoß gegen den Nonkontradiktionsatz?

Wer Irrtumsimmunität vertreten wollte, könnte versucht sein, die Frage als Strohpuppe zurückzuweisen. Sie versuche die indexikalischen Begriffe „Ich“ und „Jetzt“ durch andere Begriffe zu substituieren. Für „Ich“ werde der andere Unfallbeteiligte eingesetzt, für „Jetzt“ der Zeitpunkt der ersten Münzzählung. Solche Substituierungen seien aber bei einem radikalen Nunczentrismus unzulässig. Wer so substituere, löse die Abhängigkeit vom Ich und Jetzt in eine Abhängigkeit von Person x und Zeitpunkt t auf.

Wie wir gesehen haben, ist eine Substitution von Subjekten anhand individuierender Prädikate in der Tat kritisch.⁴⁸⁷ Aber dennoch geschieht diese Substitution im Kontext dieses Problems zurecht: Wäre sie unzulässig, so wäre die These der Irrtumsimmunität keine *Theorie* im prägnanten Sinne. Ihr fehlte jegliche Allgemeinheit. Es wäre lediglich die Aussage, dass ich mich jetzt in diesem Moment notwendigerweise nicht irre. Sie wäre somit die Aussage über ein einziges Einzelding (nämlich mich) und einen einzigen Zeitpunkt (nämlich jetzt). Die radikalste Form des Nunczentrismus gibt die sprachlichen Möglichkeiten auf, ihre eigene Allgemeinheit auszudrücken. Doch die Beweggründe für all die bisher genannten idealistischen *Theorien* sind allgemeiner Natur und verlangen Konsequenzen von einer ausreichenden Allgemeinheit. Der radikalste Nunczentrismus kann sie jedoch nicht bieten und ist daher im Kontext dieser Arbeit irrelevant. Lässt man jedoch eine Irrtumsimmunität von der benötigten Allgemeinheit zu, kommt es zur Verletzung des Nonkontradiktionsatzes: Die Ampel ist zugleich grün und rot, die Zahl der Münzen in der Hosentasche ist genau fünf und sechs.

Berkeley und Putnam tun also nicht nur um unserer Intuitionen, sondern auch um der Konsistenz ihrer Theorien willen gut daran, sich der Frage der Irrtumsimmunität anzunehmen. Beide versuchen sie auf ganz unterschiedliche Weise zu beantworten.

Wenden wir uns zuerst nochmals der oben aufgeworfenen Frage zu, wie Berkeleys Idealismus den imaginierten Barren Gold von einem echten unterscheiden kann. Berkeley führt dazu eine Unterscheidung zwischen den *Ideen der Sinne* und den *Ideen der Vorstellung* ein:

*But whatever power I may have over my own thoughts, I find the ideas actually perceived by sense have not a like dependence on my will. When in broad day-light I open my eyes, it is not in my power to choose whether I shall see or no, or to determine what particular objects shall present themselves to my view; and so likewise as to the hearing and other senses, the ideas imprinted on them are not creatures of my will.*⁴⁸⁸

Berkeley führt noch eine ganze Reihe weiterer Unterscheidungskriterien an. Die Ideen der Sinne wichen von den Ideen der Vorstellung dadurch ab, dass sie „more strong, lively and distinct“ seien; sie zeichneten sich durch „steadiness, order, and coherence“ aus.⁴⁸⁹ Mit dieser Unterscheidung vermag Berkeley dem

487 Cf. § 42 dieser Arbeit.

488 P § 29.

489 P § 33.

Unterschied zwischen Vorstellungen und Realem (zwischen dem imaginierten Barren Gold und der realen leeren Hand) Rechnung zu tragen: Der Unterschied bestehe im qualitativen Charakter der Phänomene, nicht darin, dass das Reale durch eine geistesunabhängige Wirklichkeit abgesichert sei, doch Vorstellungen dagegen nicht. Damit ist jedoch nur das Problem willentlich von mir evozierter Vorstellungen wie der des Goldbarrens angegangen. Um den Unterschied zwischen der Fata Morgana und der leeren Wüste zu klären, müssen wir einen Blick darauf werfen, was Berkeley damit meint, dass die Ideen der Sinne „geordneter“ und „zusammenhängender“ seien.⁴⁹⁰

*Now the set of rules or established methods, wherein the mind we depend on excites in us the ideas of sense, are called the Laws of Nature; and these we learn by experience, which teaches us that such and such ideas are attended with such and such other ideas, in the ordinary course of things.*⁴⁹¹

Die Illusion bestehe darin, dass die gewohnte Korrelation („ordinary course of things“) der Ideen nicht bestehe, und unser Irrtum, dass wir von ihr dennoch annahmen, sie läge vor. Um diesen Punkt klar zu machen, verweist Kulenkampff auf Russell:⁴⁹²

*Etwas Unwirkliches, ein „Hirngespinnst“, bemerkt Russell, ist ontologisch betrachtet ebenso sehr ein Teil der Welt wie ein normales Sinnesdatum. Es tritt jedoch nicht „in den gewohnten Korrelationen“ auf und ist deshalb Ursache falscher Schlüsse.*⁴⁹³

Die Unterscheidung zwischen Ideen der Sinne und denen der Vorstellung vermag auch das Problem des Ampelsignals während des Unfalls zu lösen. Es ließe sich sagen, dass wir zwar zwei widersprüchliche Perzeptionen haben, wenn beide Ideen der Sinn wären, aber nur eine sich kohärenter zu anderen Perzeptionen verhielte. Nur sie wäre eine Idee der Sinne, die andere eine der Vorstellung.

Wie wir bisher den Fall beschrieben haben, scheinen zwar die Perzeptionen bei der Unfallbeteiligter gleich kohärent zu sein, jedoch ist hier einzuwenden, dass nicht alle Details genannt wurden. Es ist auch aufzuführen, ob einer der beiden eine Sehschwäche, Farbenblindheit oder (besonders relevant) eine Rot-Grün-Blindheit habe; außerdem wäre zu nennen, wer den besseren Blickwinkel in der Situation hatte etc. Mit diesen Informationen ließe sich schnell herausfinden, welche der beiden Positionen ungeeignet war, um die Ampel mit einer Idee der Sinne zu perzipieren. Bei diesem Urteil handelte es sich um den Irrtum. Die widersprüchlichen Perspektiven ließen sich zu Gunsten einer der beiden ineinander übersetzen.

So verstanden, ist Berkeley zufolge Irrtum möglich, doch nicht auf Ebene der *Sinneswahrnehmung*, sondern nur auf der Ebene der *Schlussfolgerungen*, die wir

490 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 39f.

491 P § 30, nur die erste Hervorhebung findet sich auch im Original.

492 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 40.

493 KULENKAMPFF, *esse est percipi*, 69f. Zitiert wird dort aus RUSSELL, *The Philosophy Of Logical Atomism*, 258.

daraus ziehen. Explizit wird Berkeley in den *Three Dialogues*. Dort antwortet Philonous auf die oben zitierte Frage von Hylas, wie es möglich sei, dass sich jemand irrt, wenn er den Stab im Wasser gekrümmt wahrnehme:

*PHILONOUS. He is not mistaken with regard to the ideas he actually perceives; but in the inferences he makes from his present perceptions. Thus in the case of the oar, what he immediately perceives by sight is certainly crooked; and so far he is in the right. But if he thence conclude, that upon taking the oar out of the water he shall perceive the same crookedness; or that it would affect his touch, as crooked things are wont to do: in that he is mistaken.*⁴⁹⁴

Diese Passage weist Züge auf, die sehr nahe am Realismus liegen. Irrtumsimmunität haben im Bezug auf unsere wahrgenommenen Ideen. Ähnliches kann auch ein Realist in Anspruch nehmen. Er könnte ebenfalls behaupten, dass wir uns nicht irren können, wenn wir beschreiben, was uns der Fall zu sein *scheint*. Unfehlbarkeit bei Aussagen des Typs „Mir scheint, dass *p*“ sind mit einem Realismus *prima facie* vereinbar. Für den Realisten besteht die Irrtumsmöglichkeit darin, dass es zwischen Erscheinung und Sein einen Unterschied gibt, für Berkeley darin, dass aus einer Erscheinung falsche Schlussfolgerung für eine andere Erscheinung abgeleitet werden. Genau hier zeigt sich ein stark realistisches Moment in Berkeleys Philosophie. Ein Teil des Wirklichen ist nicht von meiner Subjektivität abhängig: nämlich die Zusammenhänge der Erscheinungen. Jemand hat eine *visuelle Perception*, dass der Stock im Wasser gekrümmt ist. Er schließt daraus auf bestimmte Abfolgen von Erscheinungen (nämlich dass gekrümmte Stöcke weiterhin gekrümmt seien, wenn man sie aus dem Wasser zieht). Er hat sozusagen eine *logische Perception* dieser Erscheinungsabfolge. Aber diese Perception ist falsch. Die korrekte Schlussfolgerung wäre, dass der Stock nicht gekrümmt erscheint, wenn man ihn aus dem Wasser zieht. Das Sein der Zusammenhänge der Erscheinungen ist nicht ihr *percipi durch uns*. Berkeley kann dem Problem der Irrtumsimmunität zwar ausweichen, doch nur indem er seinen Idealismus *prima facie* einschränkt. Die Sinneserscheinungen gehen ganz in ihrer Perception auf, die Gesetze ihrer Abfolge nicht. Letztlich wird Berkeley auch für diese Gesetze Perceptionen angeben, in denen sie völlig aufgehen: nämlich die Perceptionen Gottes. Die Naturgesetze sind Gottes Wille, der die Konstanz der Abfolge unserer Ideen der Sinne gewährleistet. Da wir aber solch eine anspruchsvolle These nicht vertreten wollen, können wir uns Berkeleys Lösung des Problems nicht zunutze machen.

Auch Putnams Lösung des Problems zeigt seine Dringlichkeit: Um bei seinem begrifflichen Relativismus einen Beschreibungspluralismus zuzulassen, der die Möglichkeit des Irrtums nicht ausschließt, nimmt er Zuflucht zu einer epistemischen Wahrheitstheorie: der Kohärenztheorie der Wahrheit. Ganz allgemein gesprochen lauten die Wahrheitsbedingungen eines Satzes gemäß dieser Theorie:

Kohärenztheorie der Wahrheit: Ein Satz ist genau dann wahr, wenn er Element einer kohärenten Satzmenge ist.

494 3D 238; Hervorhebungen nicht im Original.

Putnam selbst spricht mehrheitlich von „rationaler Akzeptierbarkeit“. Ein Satz wäre demzufolge wahr, wenn er rational akzeptabel ist. Da Putnam aber den Begriff der rationalen Akzeptierbarkeit anhand des Kohärenzbegriffs erläutert, tut man kein Unrecht, ihn als Vertreter der Kohärenztheorie zu bezeichnen.⁴⁹⁵

Putnam ist sich bewusst, dass Kohärenz (beziehungsweise rationale Akzeptierbarkeit) in der oben beschriebenen Form schnell verfänglich werden kann, da sich für eine ganze Menge offenkundig falscher Sätze kohärente Satzmengen bilden lassen. Oder um das Problem in Putnams eigenen Worten auszudrücken:

*Truth cannot simply be rational acceptability for one fundamental reason; truth is supposed to be a property of a statement that cannot be lost, whereas justification can be lost. The statement „The earth is flat‘ was, very likely, rationally acceptable 3,000 years ago; but it is not rationally acceptable today. Yet it would be wrong to say that „the earth is flat‘ was true 3,000 years ago; for that would mean that the earth has changed its shape.*⁴⁹⁶

Daher fordert Putnam eine *idealisierte* rationale Akzeptierbarkeit.⁴⁹⁷ Ein Satz wäre demnach genau dann wahr, wenn eine ideal rationale Person ihn unter idealen Erkenntnisbedingungen für wahr hielte. Übertragen auf das Beispiel des Unfalls: Welcher Unfallteilnehmer Recht hatte, entscheidet sich danach, wie ein ideal rationales Wesen unter idealen Erkenntnisbedingungen die Situation beurteilt hätte. Auch bei Putnam lässt sich der Widerspruch verschiedener Perspektiven auflösen. Maßgeblich ist die eine privilegierte Perspektive: die eines ideal rationalen Wesens unter idealen Erkenntnisbedingungen.

Doch auch idealisierte rationale Akzeptierbarkeit hat ihre Gegner gefunden. Robert Brandom argumentiert speziell gegen solche Idealisierungen, und es gibt eine Vielzahl von Argumenten gegen die Kohärenztheorie im Allgemeinen, die auch gegen Putnams idealisierte Version in Stellung gebracht werden können.⁴⁹⁸ Putnams Idealismus im Detail zu diskutieren, ginge es über die Zielsetzung dieser Arbeit hinaus. Aus Putnams wie Berkeleys Behandlung des Themas sollte aber klar geworden sein, dass das Problem der Irrtumsimmunität für Vertreter idealistischer Positionen Ernst zu nehmen ist. Wie kann die hier erarbeitete Spielart des Idealismus damit fertig werden?

§ 46. Irrtum und unterschiedliche Identitätspositionen

Der in dieser Arbeit vertretene Idealismus der Einzeldinge kennt vier Grade der Abhängigkeit von Subjektivität.⁴⁹⁹ Durch und durch subjektiv sind die Identitäts-

495 Cf. PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 54f. [82].

496 Cf. *op. cit.*, 55 [82]; Hervorhebungen im Original.

497 Cf. *op. cit.*, 55f. [83].

498 Für Brandoms Kritik cf. BRANDOM, *Articulating Reason*, 219 (Fußnote 3) und dafür relevant: BRANDOM, *Unsuccessfull Semantics*. Für eine Übersicht über die verschiedenen Kritikpunkte an der Kohärenztheorie der Wahrheit cf. YOUNG, *The Coherence Theory Of Truth*, Kap. 3.

499 Vorausgesetzt mathematische Wahrheiten lassen sich nominalistisch, das heißt als Aussagen über Objekte verstehen. Andernfalls haben wir fünf Grade der Abhängigkeit (cf. Fußnote 449 dieser Arbeit).

positionen unserer Interessen. Sie gehen völlig in Subjektivität auf. Da sie jedoch nicht wahrheitsfähig sind, führen unterschiedliche Identitätspositionen nicht zu Widersprüchen. Wie zwei Imaginationen nicht miteinander versöhnt werden müssen, so auch nicht zwei Identitätspositionen.

Nicht völlig subjektiv, aber dennoch stark von Subjektivität geprägt, sind Sätze, die eine Identitätsaussage implizieren, beispielsweise partikularisierende Veränderungssätze wie „Das Schiff des Theseus fährt über das Meer“. Ihre Behandlung soll noch kurz aufgeschoben werden.

Noch ein wenig weiter entfernt von Subjektivität sind die übrigen partikularisierenden Aussagen, also Aussagen über Objekte wie „Das Schiff des Theseus ist eine Galeere“. Solche partikularisierenden Aussagen sind insofern auf Subjektivität angewiesen, als sie von bestimmten persistierenden Objekten handeln. Sie implizieren den Begriff der Identität von Einzeldingen und somit den der Identitätspositionen, ohne aber auf eine *bestimmte* Identitätsposition angewiesen zu sein.⁵⁰⁰ Noch ein wenig weiter entfernt von Subjektivität ist die Wahrheit generalisierender Aussagen wie „Eine Galeere ist ein Schiff“. Zwar werden auch hier Objekte thematisiert, aber keine *bestimmten* Objekte. Der Begriff der Identitätsposition ist hier noch einen Schritt weiter entfernt. Generalisierende Aussagen sind abhängig vom Begriff des Objekts, der vom Begriff der Identität von Einzeldingen abhängig ist, welcher in letzter Instanz seinerseits vom Begriff der Identitätsposition abhängig ist.

Der Wahrheitswert der partikularisierenden Aussagen, die keine Identitätsaussagen beinhalten, und der generalisierenden Aussagen wird in keiner Weise von Subjektivität beeinflusst. Welche Identitätspositionen man auch immer heranzieht, der Satz „Eine Galeere ist ein Schiff“ ist in jedem Falle wahr.

Damit bleiben als kritischer Punkt die Identitätsaussagen implizierenden Sätze, also beispielsweise die partikularisierenden Veränderungssätze. Der Wahrheitswert solcher Sätze hängt von den Identitätspositionen ab. Ziehen wir zwei Sätze heran:

- (a) Das Schiff, mit dem Theseus aufbrach, steht renoviert im ersten Dock.
- (b) Das Schiff, mit dem Theseus aufbrach, steht wieder zusammengesetzt im zweiten Dock.

Für ihre Wahrheit ist je eine andere Identitätsposition notwendig. Der Satz *a* erlaubt keine Identitätsposition, welche den Ursprung des Materials als wesentlich ansieht. Für den Satz *b* darf nicht Besitz wesentlich sein. Anderweitig sind beide Sätze falsch. Diese Abhängigkeit von den Identitätspositionen verhindert zudem, dass sich die beiden Sätze widersprechen. Würde man sie als vollständige Aussagen begreifen, so stünden sie im konträren Widerspruch. Da sie aber als elliptisch zu verstehen sind und zur Vervollständigung einer Identitätsposition als Operator bedürfen, lassen sie sich im Bezug auf Konsistenz miteinander versöhnen.

500 Dies setzt voraus, dass die Begriffe unserer Alltagssprache wie „Schiff“ keine komplexen Eigenschaften sind, die Identitätspositionen beinhalten (cf. § 22 dieser Arbeit).

Doch obgleich ihr Wahrheitswert von Identitätspositionen beeinflusst wird, geht er nicht völlig in Subjektivität auf. Ob er von einem Objekt handelt und welche Prädikate ihm zukommen – darauf haben wir keinen „Zugriff“. Meine Perspektive entscheidet nur darüber, welche Prädikate wesentlich sein können. Sind sie erst einmal festgelegt, entziehen sich all die Prädikate, welche dem Schiff zukommen, meiner Perspektive. Um herauszufinden, in welchem Dock das Objekt steht, bleibt mir nichts anderes übrig, als in die Docks zu gehen und nachzusehen. Eine bloße Sichtung meiner Überzeugungen hilft mir nichts. Diese sind der Wirklichkeit herzlich gleichgültig. Wenn ich meine, dass das Schiff, dessen Wesen durch meine Identitätspositionen festgelegt ist, im ersten Dock steht, kann ich ganz bitterlich falsch liegen.

Selbst wenn aus meiner Perspektive die abstrusesten Prädikate wesentlich sind, werde ich damit nicht imstande sein, sie „zum Leben zu erwecken“. Meine Identitätspositionen können dazu führen, dass es wesentlich für ein Objekt mit Menschenleib und Stierkopf ist, dass es in einem Labyrinth auf Minos lebt. Daraus folgt jedoch nicht, dass ein Wesen mit Menschenleib und Stierkopf *existiert*; und somit auch nicht, dass es in einem Labyrinth auf Minos lebt. Metaphorisch gesprochen: Wenn meine Identitätspositionen solch abstruse Eigenschaften als wesentlich festlegen, ist die Tatsache, welche die Realität daraus formt, eine negative Existenz Tatsache (beispielsweise ausgedrückt in der negativen Existenzaussage „Ein Wesen mit Menschenleib und Stierkopf, das in einem Labyrinth auf Minos lebt, existiert *nicht*“). Unsere Perspektive bringt einen Stein ins Rollen. Wohin er jedoch rollt, ist Sache der restlichen Wirklichkeit. Und wir können uns irren, wenn wir meinen, wir wüssten, wohin er rollt.

Kapitel 2. Idealismus und fehlende Subjektivität

§ 47. Verschwindet die Welt, wenn niemand hinsieht?

Esse est percipi wird gemeinhin als eine Identitätsaussage verstanden. Sein ist mit Perzipiert-Werden identisch.⁵⁰¹ Perzeption ist demnach notwendig und hinreichend für Sein. Im letzten Abschnitt haben wir uns mit den Problemen beschäftigt, die aus den hinreichenden Bedingungen entstanden sind – also dem Problem, dass alles der Fall ist, was mir der Fall zu sein scheint. In diesem Abschnitt wenden wir uns dem Problem zu, das sich aus der Notwendigkeit zu ergeben scheint: Nur das ist der Fall, was mir (oder sonst jemandem) der Fall zu sein scheint. Doch wenn nur dies der Fall ist, was war dann der Fall als mir (oder sonst jemandem) noch gar nichts der Fall zu sein schien.

Gab es die Sonne schon, bevor es den Menschen gab? Begannen die Dinosaurier erst zu dem Zeitpunkt „existiert zu haben“, als der Mensch ihre Überreste entdeckte? Oder ins Kontrafaktische gewendet: Gäbe es die Sonne auch dann, wenn der Mensch nicht existierte? Hätten ohne den Menschen die Sätze der Physik dennoch Geltung?⁵⁰²

Wie das Problem der Fehlwahrnehmung sah Berkeley auch dieses Problem auf sich zukommen:

*[...] it will be objected that from the foregoing principles it follows, things are every moment annihilated and created anew. The objects of sense exist only when they are perceived: the trees therefore are in the garden, or the chairs in the parlour, no longer than while there is some body by to perceive them. Upon shutting my eyes all the furniture in the room is reduced to nothing, and barely upon opening them it is again created.*⁵⁰³

Berkeleys Formulierung des Problems ist seinem empiristischen Ansatz geschuldet. Er beschäftigt sich nur mit Sinneswahrnehmung. Meinungen finden daher in seiner Formulierung des Problems keine Beachtung, ließen sich aber leicht integrieren: Wenn ich (und auch niemand sonst) sich eine Meinung über einen Gegenstand bildet oder sie auch nur erwägt, kann er dann existieren?

Für einen begrifflichen Relativismus à la Putnam stellt sich diese Frage ebenfalls. Putnam selbst äußert sich zwar nicht zu diesen Schwierigkeiten, aber Ernest Sosa widmet sich ihnen in seinen Überlegungen zu Putnams Philosophie.⁵⁰⁴ Da Michael Lynchs metaphysischer Pluralismus auf Putnam und Sosa aufbaut, nimmt Lynch sich ebenfalls dem Problem an und legt den Finger in die Wunde. Da seine Beschreibung besonders anschaulich ist, geben wir ihr hier den Vorzug vor Sosas:

501 Identität verstanden als eine Identität von Eigenschaften nicht von Objekten.

502 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 27.

503 P § 45.

504 Cf. SOSA, *Putnam's Pragmatic Realism*, 621-624.

[...] I have said that pluralism involves the relativity of facts to conceptual schemes. [...] Hence it may seem that according to the pluralist, if there are no minds, then there are no concepts; if there are no concepts, there are no conceptual schemes; and if there are no conceptual schemes, then presumably there are no facts. In particular, if there were no minds, the earth would not be spherical, nor rotate around the sun, nor occupy an orbit between that of Venus and Mars. And surely this is absurd.⁵⁰⁵

Wenn wir von Berkeley, Putnam oder Lynch einen Schritt abstrahieren, lässt sich das Problem ganz allgemein formulieren: Wenn ein Idealismus behauptet, dass die Wirklichkeit auf Subjektivität angewiesen sei, muss er sich die Frage gefallen lassen, was wäre, wenn es keine Menschen oder Subjekte gäbe – wobei man nicht einmal Zuflucht zur Kontrafaktizität nehmen muss. Die Frage lässt sich auch für unsere Welt vor der Ankunft des Menschen oder anderer Subjekte stellen: Existierte etwas, als es noch keine Subjekte gab?

Wie wir oben gesehen haben, hält Lynch eine Verneinung dieser Frage für absurd. Er dürfte damit nicht alleine sein. Mit welchem Recht aber erscheint uns diese Position so abwegig? Angenommen, ein Forscher hat viele Spuren auf unserem Planeten gesichtet. Er kommt zu dem Schluss, dass sich die Erde vor zwei Milliarden Jahren in einer Eiszeit befand. In dieser Frühgeschichte der Erde gab es aber keine Subjekte. Wenn man mit *esse est percipi* ernst machen wollte, hieße dies allem Anschein nach, dass es demzufolge auch keine Erde und somit keine Eiszeit gab. Wenn man aber behaupten wollte, dass es zwar vor zwei Milliarden Jahren keine Tatsache war, dass sich die Erde in einer Eiszeit befand, heute dagegen schon, so macht man von einem unzulässigen Tatsachenbegriff Gebrauch. Man setzt ein merkwürdiges Verhältnis von Tatsachen und Zeit voraus. So verstanden, bewegen sich Tatsachen durch die Zeit. Sie „entstehen“ zu einem gewissen Zeitpunkt und „verschwinden“ wieder an einem anderen. Doch wie wir gesehen haben, sind nicht Tatsachen *in* der Zeit. Die Wirklichkeit (und somit auch die Zeit) ist die Gesamtheit der Tatsachen. Es sind die Tatsachen, welche die Zeit festlegen (nämlich darüber welche Objekte zu welchen Zeitpunkten welche Eigenschaften haben).⁵⁰⁶ Die Zeit ist ein „Teil“ der Tatsachen. Daher verkennt jede Aussage, dass etwas zu einem Zeitpunkt eine Tatsache sei, die ontologische Struktur von Tatsachen.

Dieser Weg ist für einen Anhänger von *esse est percipi* nicht gangbar. Bleibt also scheinbar nur die Möglichkeit, dass sich der Forscher irre. Die Erde und ihre frühen Eiszeiten hätten vor zwei Milliarden Jahren tatsächlich nicht existiert. Zwar gibt es Spuren, die Gegenteiliges vermuten lassen, aber solche Vermutungen sind falsch. Von gegenwärtigen Zuständen oder Ereignissen auf frühere zu schließen, wäre nur zulässig, wenn sie auch in der Vergangenheit Gegenstand von Perzeptionen waren.

Mit diesem Schritt ließe sich zwar der unzulässige Tatsachenbegriff umgehen, jedoch nur um den Preis einer gewaltigen Erklärungslücke. Wir könnten keine Gründe dafür angeben, weswegen heute Spuren zu finden sind, welche auf die

⁵⁰⁵ LYNCH, *Truth in Context*, 97.

⁵⁰⁶ Cf. § 11d dieser Arbeit.

frühen Eiszeiten schließen lassen. Noch schlimmer wird es jedoch in Fällen von unterbrochener Perzeption. Wenn jemand in einem Haus ein Feuer legt, den Ort des Geschehens für eine gewisse Zeit verlässt, dann wieder zurückkehrt und feststellt, dass das ganze Haus lichterloh in Flammen steht, so gibt es für Letzteres keinen Grund. Es gibt während der Abwesenheit des Brandstifters keine Perzeptionen am Ort des Geschehens. Also gibt es auch kein Haus und erst recht kein Feuer, das sich ausbreiten könnte. Weswegen brennt das Haus aber lichterloh, wenn der Brandstifter zurückkommt? Die einzig sinnvolle Erklärung ist, dass sich der Brand in der Abwesenheit des Brandstifters ausgebreitet hat. Diese Erklärung steht Berkeley aber scheinbar nicht offen. Er könnte demnach nur ein Schulterzucken bieten und das Klaffen der Erklärungslücke eingestehen.

Oben haben wir gesehen, dass sich Berkeley des Problems bewusst ist. Es herrscht in der Gelehrtenwelt allerdings Uneinigkeit darüber, wie er es angeht. Die älteste Interpretation von Berkeleys Lösung stammt von John Stuart Mill.⁵⁰⁷ Ihr zufolge ist die These *esse est percipi* phänomenalistisch zu lesen: Nur das existiert, was auch perzipiert werden *kann*. Berkeley wäre demnach Verifikationsist. Diese Lösung schafft dem Problem fehlender Subjektivität ohne Schwierigkeiten auszuweichen. Auch wenn es keine Subjekte gibt, wäre es dennoch zumindest prinzipiell möglich, dass die Dinge perzipiert werden. Allerdings lehnt Berkeley selbst diese Interpretation ab:

HYLAS: Yes, Philonous, I grant the existence of a sensible thing consists in being perceivable, but not in being actually perceived.

*PHILONOUS: And what is perceivable but an idea? And can an idea exist without being actually perceived? These are points long since agreed between us.*⁵⁰⁸

Jenseits des Phänomenalismus bietet Berkeley eine andere Lösung für das Problem. Sie findet sich am deutlichsten in den *Three Dialogues*:

HYLAS. Supposing you were annihilated, cannot you conceive it possible, that things perceivable by sense may still exist?

PHILONOUS. I can; but then it must be in another mind. [...] There is therefore some other mind wherein they exist, during the intervals between the times of my perceiving of them: as likewise they did before my birth, and would do after my supposed annihilation. And as the same is true, with regard to all other finite cre-

507 Cf. MILL, *Berkeley's Life And Writings*, 460f. Mills Berkeley-Interpretation ist allerdings etwas vielschichtiger als im Folgenden dargestellt. Er liest Berkeley als Phänomenalisten, wenn es um die Frage geht, ob *wir* die Dinge tatsächlich wahrnehmen müssen oder ob die Möglichkeit schon ausreicht. Es sei aber notwendig, dass *Gott* sie immerfort faktisch perzipiere.

508 3D 234. Winkler fasst den Forschungsstand zur phänomenalistischen Lesart wie folgt zusammen: „[T]he perception interpretation is better supported by the texts, while the phenomenalist interpretation, considered purely as a philosophical view, is more adequate or attractive“ (WINKLER, *Berkeley*, 206f.). Für eine weitergehende Kritik der phänomenalistischen Lesart Berkeleys cf. Kulenkampff, *esse est percipi*, 85-97.

ated spirits; it necessarily follows, there is an omnipresent eternal Mind, which knows and comprehends all things [...].⁵⁰⁹

Gemäß dieser Lösung verschwinden die Dinge nicht, da ein allgegenwärtiger, ewiger Geist, meist identifiziert mit Gott, sie immerwährend perzipiert. Gleichsam einem *deus ex machina*⁵¹⁰ bewahrt er alles Existierende vor der Auslöschung.

Diese *deus ex machina*-Lösung hat in der Forschung nicht viele Freunde gewonnen.⁵¹¹ Schlüsselt man Berkeleys Argumentation nach ihren einzelnen Prämissen auf, so zeigen sich gleich mehrere Schwachpunkte:

(p1) „*I deny sensible things an existence outside of the mind.*“

(p2) „*[I]t is plain they have an existence exterior to my mind, since I find them by experience to be independent of it.*“

(c1) (aus p1 und p2): „*There is therefore some other mind wherein they exist, during the intervals between the times of my perceiving them.*“

(p3) „*[T]he same is true, with regard to all other finite created spirits.*“

(c2) (aus c1 und p3): „*[T]here is an omnipresent eternal Mind, which knows and comprehends all things.*“⁵¹²

Ein erster Einwand richtet sich nicht gegen die Prämissen dieses Arguments, sondern den Schluss, der aus ihnen gezogen wird. Zwar würden die Prämissen einen Schluss darauf erlauben, dass die Ideen der Sinne nicht in einem *menschlichen* Geist existierten, doch wäre Berkeley dadurch noch lange nicht dazu berechtigt, auf die Existenz eines *monotheistischen Gottes* zu schließen.⁵¹³ Beispielsweise würde auch ein animistisches Weltbild, wo jedem Ding ein eigener Geist innewohnt (in dessen Geist es fortbestehen könnte), den Prämissen des Arguments genügen.⁵¹⁴

Der Hauptangriff richtet sich jedoch gegen die Prämisse *p2*. Welche Erfahrung haben wir dafür, dass die Dinge nicht verschwinden, wenn wir nicht hinsehen? Das Problem fehlender Subjektivität stellt doch die Frage, was mit jenen Fällen ist, für die wir *keine Erfahrungen* haben. Daher bereitet diese Prämisse auch den Berkeley-Exegeten Unbehagen: Tipton sieht *p2* als Teil eines Zirkelschlusses. Berkeley will demnach von der Existenz Gottes auf den Fortbestand der Dinge schließen und vom Fortbestand der Dinge auf die Existenz Gottes.⁵¹⁵ Bennett

509 3D 230f; Nur die letzte Hervorhebung befindet sich im Original.

510 Die Bezeichnung „*deus ex machina*“ stammt in diesem Zusammenhang von Arthur Aston Luce (cf. LUCE, *Berkeley's Immaterialism*, 68).

511 Für Kritik an dem Argument cf. beispielsweise TIPTON, *Berkeley*, 322 und BENNETT, *Locke, Hume, Berkeley*, 169ff.

512 3D 230f. Hervorhebung im Original.

513 Cf. TIPTON, *Berkeley*, 299.

514 Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 49.

515 Cf. *op. cit.*, 322.

sieht Berkeley einer Äquivokation auf den Leim gehen, welche verschiedene Argumentationszweige seiner Theorie unzulässiger Weise vermische.⁵¹⁶

Welcher Interpretation dabei zu folgen ist, braucht uns hier nicht weiter zu interessieren. Denn jede davon räumt ein, dass *p2* von keiner validen Begründung gestützt ist. Ohne diese Prämisse hängt der *deus ex machina* jedoch in der Luft. Er erweist sich als eine *ad hoc*-Lösung für das Problem fehlender Subjektivität. Gegen diesen *ad hoc*-Vorwurf könnte man einwenden wollen, dass die Existenz Gottes nicht nur ein Problem, sondern gleich zwei Probleme löse: Wie wir im Paragraphen 45 gesehen haben, erklärt sein Wille die Naturgesetze. Nun verhindert er auch die Auslöschung der Welt bei fehlender Subjektivität. Die Annahme der Existenz Gottes wäre also durch zwei unabhängige Erklärungen gestützt und hätte somit keinen *ad hoc*-Charakter. Dabei übersieht man jedoch, dass es zwei *unterschiedliche Eigenschaften* sind, welche die verschiedenen Probleme lösen: zum einen die Eigenschaft, die Dinge konstant zu perzipieren, und zum anderen, seinen Willen in Form der Naturgesetze walten zu lassen. Damit die *deus ex machina*-Lösung jedoch wirkliche Erklärungskraft hätte, müsste es *dieselbe* Eigenschaft sein, welche *unterschiedliche* Tatsachen erklärt. Einfach mehrere Eigenschaften *ad hoc* derselben Entität zuzusprechen, ist nicht hinreichend dafür, dass sich diese Eigenschaften gegenseitig stützen.

Auf Grund dieser massiven Schwierigkeiten der *deus ex machina*-Lösung führt Bennett eine andere Lesart auf. Sie steht allen bisherigen Lesarten diametral gegenüber. Bennett vertritt die These, dass Berkeley nicht an der kontinuierlichen Existenz unperzipierter Gegenstände interessiert sei. Dieser Lesart zufolge biete Berkeley keine Lösung des Problems. Er leugnet es vielmehr. Als Beleg zitiert Bennett die *Principles*, in denen Berkeley die Existenz Gottes nur im Konjunktiv als Lösung für das Problem fehlender Subjektivität anführt. Berkeley stelle nur eine denkbare Alternative zur Auslöschung und Wiedererschaffung der Welt vor. In den gesamten *Principles* lege er sich nicht darauf fest, dass Gott die Gegenstände der Welt ununterbrochen perzipiere.⁵¹⁷ Lediglich die oben zitierte Textstelle aus den Dialogen lässt er als Beleg für die *deus ex machina*-Lösung gelten. Er betont allerdings ihren dezentralen Charakter für die Dialoge und für das Gesamtwerk. Es sei immerhin verwunderlich, dass Berkeley nirgendwo sonst von dem (fehlerhaften) Argument Gebrauch mache, und sie sei daher als eine „momentary aberration“ anzusehen.⁵¹⁸

Wenn Bennett damit recht behält, bietet Berkeley keine Lösung für das Problem, sondern leugnet es. Somit befindet er sich aber in der oben aufgezeigten Erklärungsnot.

516 Auf Grund einer Doppeldeutigkeit des Wortes „dependent“ ziehe Berkeley unzulässiger Weise Ergebnisse eines anderen Arguments (Bennett nennt es das Passivitätsargument) in das Kontinuitätsargument (cf. BENNETT, *Locke, Hume, Berkeley*, 170ff.).

517 Cf. BENNETT, *Locke, Berkeley, Hume*, 174f.

518 Cf. *op. cit.*, 170ff. Diese These wird allerdings von Tipton heftig kritisiert (cf. TIPTON, *Berkeley*, 325ff.) Tipton führt besonders die *Philosophical Commentaries* an, gesteht aber eine unterschiedliche Gewichtung der Kontinuität in den verschiedenen Werken zu.

Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 43f.

§ 48. Zurückweisung des Problems fehlender Subjektivität

Versucht man das Problem fehlender Subjektivität auf die in dieser Arbeit vertretene Position zu übertragen, so wird man schnell feststellen, dass das Problem einer Reformulierung bedarf. Während bei Berkeley noch die *Existenz der Dinge* von Perzeptionen abhängig war, ist unsere Position dagegen, dass nicht nur Dinge, sondern *Tatsachen* auf Subjektivität angewiesen sind. Da aber Tatsachen sowohl positiv als auch negativ sein können, führt dies zu einer anderen Problematik als bei Berkeley.

Berkeleys Idealismus führt eine *notwendige Bedingung* für *Existenz* an. Es verhält sich dabei ganz ähnlich, wie wenn man eine Definition für einen Alltagsbegriff gibt. Für einen Junggesellen ist es notwendig, dass er ein unverheirateter Mann ist. Wird diese Bedingung von einem Gegenstand nicht erfüllt, handelt es sich nicht um einen Junggesellen. Bei Berkeley ist Perzeption notwendig für Existenz. Liegt keine Perzeption eines Gegenstand vor, so existiert er nicht.⁵¹⁹

Bindet man jedoch den Begriff der Tatsache an notwendige Bedingungen, so ist es prinzipiell nicht möglich, dass die Bedingung nicht erfüllt wird. Denn dass etwas *keine* Tatsache ist, ist wiederum eine Tatsache. Verdeutlichen wir dies an einer Existenzaussage:

(a) Athen existiert.

Nach Berkeley führt das Fehlen von Perzeption scheinbar dazu, dass *a* keine Tatsache ausdrückt, sondern folgender Satz:

(b) Athen existiert nicht.

Wenn wir nun aber den Begriff der Tatsache von Subjektivität abhängig machen, ist deswegen *b* nicht im Falle des Fehlens von Subjektivität wahr. Denn wenn *b* wahr wäre, so würde auch dieser Satz eine Tatsache beschreiben, nämlich die Tatsache, dass Athen nicht existiert.

Daher sind notwendige Bedingungen für den Begriff der Tatsache nicht zu vergleichen mit den notwendigen Bedingungen für Existenz oder gar denen von Alltagsbegriffen wie „Junggeselle“. ⁵²⁰ Die Notwendigkeit ist vielmehr ähnlich der Notwendigkeit des Nonkontradiktionssatzes. Dieser gilt notwendigerweise – und zwar mit einer *unbedingten* Notwendigkeit. Er gilt nicht notwendig, damit dies oder jenes der Fall sein kann. Sondern er gilt notwendig punktum. Man kann keine Konsequenzen dafür angeben, was der Fall wäre, wenn der Nonkontradiktionssatz nicht gälte. Gleiches gilt auch für die notwendigen Bedingungen des Begriffs der Tatsache. Es ist nicht möglich, dass sie nicht erfüllt sind.

Bei Berkeley lautete die Frage, was passiert, wenn niemand hinsieht. Versucht man diese Frage auf die hier entwickelte Position zu übertragen, müsste sie wie folgt lauten: Was ist der Fall, wenn kein Subjekt eine Identitätsposition bezieht? Wird ein Idealismus der Einzeldinge nicht von Fällen von Tatsachen ohne Subjektivität widerlegt? Schon lange vor Ankunft des Menschen und sogar der ersten Lebewesen gab es die Erde. Und sind nicht Welten, in denen es keine Subjekte gibt, ebenfalls zu den möglichen Welten zu rechnen? Ein Universum wie

⁵¹⁹ Cf. HERRMANN, *Wie viel Idealismus verträgt die Wahrheit*, 58.

⁵²⁰ Cf. *op. cit.*, 58f.

das unsere mit dem geringfügigen Unterschied, dass es keine Subjekte enthält, scheint keinen Widerspruch in sich zu bergen.

Um dem Problem fehlender Subjektivität Herr zu werden und mit den genannten Gegenbeispielen fertig zu werden, ist es notwendig, weiter auszuholen. Den ersten Wink in die richtige Richtung erhalten wir in Henry Allisons Abhandlung über Kants transzendentalen Idealismus. Allison macht dort ebenfalls von Putnams Metapher des „Gottesauge“ Gebrauch. Den transzendentalen Realismus, die Gegenposition zu Kant, bezeichnet er als ein „commitment to a theocentric [...] model of cognition.“⁵²¹ Dieses theozentrische Modell sei ein „ideal of an eternalistic, *God's eye view* of things.“⁵²² Der für unsere Überlegungen relevante Gedanke findet sich in Allisons Einordnung von Berkeleys *esse est percipi*. Dieser sei nämlich ein transzendentaler *Realismus*. Indem Berkeley die Objekte des Alltags wie Bäume oder Häuser auf bloße Vorstellungen „in uns“ reduziere, mache er sie von unseren menschlichen Erkenntnisbedingungen unabhängig. Denn denen zufolge sind die Objekte *unabhängig* von unseren Vorstellungen.⁵²³ Um dem Vokabular der Kantexegese zu entgehen: Wir sehen den Baum hier oder dort stehen. Wir sehen ihn als materielles Gebilde etc. Zu behaupten, er sei *in Wirklichkeit* in unserem Geist und in Wirklichkeit nichts als eine Idee, bedeutet, die Gegenstände von dem, wie sie sich in unserer Perspektive zeigen, zu lösen und an einen Standpunkt außerhalb unserer Perspektive zu binden. Der metaphysische Realist behauptet, wir nähmen die Dinge so und so wahr, aber *in Wirklichkeit* seien sie, wie durch die geistesunabhängige Welt festgelegt. Der Berkeley'sche Idealist sagt, wir nähmen die Dinge als materiell und außer uns wahr, aber *in Wirklichkeit* seien sie nichts als Vorstellungen in uns. Beide versuchen eine ontologische Reduktion der Gegenstände unserer Erfahrung auf etwas außerhalb unserer Perspektive vorzunehmen. Daher sieht Allison beide (den metaphysischen Realisten wie auch den Berkeley'schen Idealisten) als Vertreter einer im Kern identischen Position an, die er mit dem Kant'schen Begriff des transzendentalen Realismus identifiziert.⁵²⁴

Diese Feststellung lässt sich nun auf die vermeintlichen Fälle fehlender Subjektivität übertragen. Wenn man die Frühgeschichte der Erde vor Erscheinen des Menschen oder mögliche Welten ohne Subjekte heranzieht, verlässt man ebenfalls den idealistischen Standpunkt und versucht die Perspektive des Gottesauge einzunehmen. Man blendet aus, dass diese Frühgeschichte und die möglichen Welten Teil unserer Perspektive sind.

Damit ist die Richtung unserer Lösung für das Problem fehlender Subjektivität vorgegeben. Doch unsere Redeweise, dass die Fälle fehlender Subjektivität „Teil unserer Perspektive“ sind, lässt noch an Präzision zu wünschen übrig. In welchem Sinne kann hier von einem „Teil“ gesprochen werden und was ist mit „Perspektive“ gemeint? Erste Antworten auf diese Fragen finden wir bei Ernest

521 ALLISON, *Kant's Transcendental Idealism*, 28.

522 *Op. cit.*, 28f.

523 *Op. cit.*, 27.

524 Putnam sieht Berkeley ebenfalls als Vertreter eines Reduktionismus, der mit dem metaphysischen Realisten vereinbar sei (cf. PUTNAM, *Reason, Truth And History*, 56f. [84]). Dieser Absatz ist fast wörtlich entnommen aus HERRMANN, *Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus*, 56f.

Sosa und Michael Lynch. Wie im letzten Paragraphen erwähnt, thematisieren beide das Problem fehlender Subjektivität im Kontext von Putnams begrifflichem Relativismus. Wenn die Realität von Begriffsschemata abhängig sei – so ihre Frage – gäbe es dann keine Realität, wenn keine Menschen als Schöpfer der Begriffsschemata existierten? Beide denken, dass sich ein begrifflicher Relativismus gegen den Vorwurf solch absurder Konsequenzen verteidigen lasse.⁵²⁵ Auch hier geben wir Lynchs prägnantere Formulierung der Lösung wieder, obgleich sie im Kern von Sosa stammt:

*Consider a possible world where humans don't exist. We would agree, of course, that our absence in this world has no effect at all on whether there are stars in that world. But our agreement about what could or could not exist without humans around is made in the actual world, and hence within a conceptual scheme. What we suppose would or could be the case independently of a conceptual scheme is itself relative to a conceptual scheme [...]. It is consistent with pluralism to acknowledge that, relative to one's own conceptual scheme, there would be stars without conceptual schemes. Yet this modal fact is relative as any other metaphysical fact.*⁵²⁶

Ähnlich unserer Interpretation Allison's sehen es Sosa und Lynch als unzulässig an, das Begriffsschema als den Rahmen auszublenken, innerhalb dessen sich die *Möglichkeit des Fehlens* dieses Begriffsschemas ergibt.

So formuliert bleibt aber eine Frage offen: Warum ist es zulässig, aus einem *notwendigen* „Begriffsschema“ auf die *Möglichkeit* seiner Inexistenz zu schließen? Heißt dies nicht, in einem Atemzug zu behaupten, dass ein Begriffsschema zugleich notwendig und nicht notwendig sei?

Ironischer Weise beruht diese Frage, welche *gegen* den Idealismus zielt, auf exakt dem gleichen Fehler, dessen sich Berkeley bei seinem sogenannten Masterargument *für* den Idealismus schuldig macht. Um diesen Fehler genau zu verstehen, wollen wir im Folgenden zuerst einen Blick auf Berkeleys Masterargument werfen. Im Anschluss daran werden wir die daraus gewonnen Erkenntnisse auf das Problem fehlender Subjektivität übertragen.

a. Die Lehren aus Berkeleys Masterargument

Das sogenannte Masterargument findet sich an zwei Stellen, einmal in den Paragraphen 22 bis 24 der *Principles* und einmal am Ende des ersten Dialogs der *Three Dialogues*. In beiden Werken wird es auf dramatische Weise eingeführt. Dieser Umstand dürfte dem Argument in der Rezeptionsphase auch seinen Namen beschert haben, der sich so bei Berkeley nicht findet.

Da die Textstelle in den *Three Dialogues* anschaulicher ist und eine exakte Berkeley-Exegese an dieser Stelle nicht von Belang ist, sondern wir lediglich heuristische Beweggründe haben, lassen wir die Version der *Principles* außen vor.⁵²⁷

⁵²⁵ Es ist allerdings anzumerken, dass Sosa deutlich vorsichtiger dabei ist, Putnam zuzustimmen als Lynch (cf. Sosa, *Putnam's Pragmatic Realism*, 623-625).

⁵²⁶ LYNCH, *Truth in Context*, 98; Hervorhebung im Original.

Nachdem sich Hylas bei jedem seiner Punkte geschlagen geben musste, aber dennoch unwillig ist, seine Position aufzugeben, spitzt Berkeley die Dramaturgie des Dialoges zu.⁵²⁸ Philonous will alles von seinem folgenden Masterargument abhängig machen:

PHILONOUS. [...] But (to pass by all that hath been hitherto said, and reckon it for nothing, if you will have it so) I am content to put the whole upon this issue. If you can conceive it possible for any mixture or combination of qualities, or any sensible object whatever, to exist without the mind, then I will grant it actually to be so.

HYLAS. If it comes to that, the point will soon be decided. What more easy than to conceive a tree or house existing by itself, independent of, and unperceived by any mind whatsoever? I do at this present time conceive them existing after that manner.

PHILONOUS. How say you, Hylas, can you see a thing which is at the same time unseen?

HYLAS. No, that were a contradiction.

PHILONOUS. Is it not as great a contradiction to talk of conceiving a thing which is unconceived?

HYLAS. It is.

PHILONOUS. The tree or house therefore which you think of, is conceived by you?

HYLAS. How should it be otherwise?

PHILONOUS. And what is conceived, is surely in the mind?

HYLAS. Without question, that which is conceived is in the mind.

PHILONOUS. How then came you to say, you conceived a house or tree existing independent and out of all minds whatsoever?

HYLAS. That was I own an oversight; but stay, let me consider what led me into it.—It is a pleasant mistake enough. As I was thinking of a tree in a solitary place, where no one was present to see it, methought that was to conceive a tree as existing unperceived or unthought of, not considering that I myself conceived it all the while. But now I plainly see that all I can do is to frame ideas in my own mind. I may indeed conceive in my own thoughts the idea of a tree, or a house, or a mountain, but that is all. And this is far from proving, that I can conceive them existing out of the minds of all spirits.⁵²⁹

527 Andreas Kemmerling argumentiert zudem dafür, dass die Formulierung des Masterarguments in den *Three Dialogues* ohnehin vorzuziehen sei (cf. KEMMERLING, *A Pleasant Mistake Enough*, 26f., Fußnote 7).

528 Katia Saporiti betont die Wichtigkeit des Kontextes, innerhalb dessen Berkeley das Masterargument präsentiert (cf. SAPORITI, *Wirklichkeit der Dinge*, 159–161, im Besonderen 160).

529 3D 200. Hervorhebungen im Original.

Katia Saporiti hat in ihrer Untersuchung zu Berkeleys Idealismus die gängige Meinung der Forschung zu diesem Argument in drei prägnanten Thesen zusammengefasst:⁵³⁰

Idealismusthese: Das Masterargument ist ein Argument für Berkeleys idealistische Philosophie.

Diese erste These folgt scheinbar aus der Konklusion des Arguments, dass es nicht möglich sei, den Begriff eines Gegenstandes zu bilden, der sich „außerhalb des Geistes“ befinde.

Dekontextualisierbarkeitsthese: Das Argument lässt sich losgelöst von Berkeleys sonstigen Ansichten darstellen und bewerten.

Diese zweite These speist sich aus Berkeleys expliziter Bereitschaft, auf seine bisherigen Beweisgänge zu verzichten („to pass by all that hath been hitherto said, and reckon it for nothing, if you will have it so“⁵³¹).

Fehlschlusssthese: Das Argument ist ein kruder Fehlschluss.

Und die dritte These will Berkeley nicht weniger als einen recht offenkundigen logischen Schnitzer unterstellen. Eben dieser logische Schnitzer ist es, dessen Verständnis wir für die Verteidigung unserer eigenen Position nutzbar machen wollen.

Saporiti hegt Zweifel daran, dass jede der drei Thesen einer genaueren Betrachtung Stand halte, und glaubt, dass die klassische Rekonstruktion das Masterargument nicht treffend wiedergebe.⁵³² Da für unsere Zwecke die klassische Rekonstruktion des Arguments relevant ist, können wir an dieser Stelle den Streit um die korrekte Berkeley-Exegese ruhen lassen.

Der Berkeley unterstellte logische Fehler lässt sich zeigen, indem man den Kern des Masterarguments wie folgt aufschlüsselt:

- (p1) Die Vorstellung, dass ein Gegenstand über bestimmte Eigenschaften verfügt, hat aus begrifflichen Gründen als notwendige Bedingung, dass sich jemand diesen Gegenstand vorstellt.
- (p2) Die Vorstellung, dass sich ein Gegenstand von niemandem vorgestellt wird, hat aus begrifflichen Gründen als notwendige Bedingung, dass sich jemand diesen Gegenstand vorstellt.
- (p3) Die Vorstellung, dass sich ein Gegenstand von niemandem vorgestellt wird, ist aus begrifflichen Gründen die Vorstellung, dass wenn sich ein Gegenstand von niemandem vorgestellt wird, er sich von jemandem vorgestellt wird.
- (c) Die Vorstellung, dass sich ein Gegenstand von niemandem vorgestellt wird, ist widersprüchlich.

Der Übergang von *p2* zu *p3* ist der kritische Punkt. Diesem Übergang liegt die versteckte Prämisse zugrunde, dass eine begrifflich notwendige Bedingung eines

530 Cf. SAPORITI, *Wirklichkeit der Dinge*, 159.

531 3D 200.

532 Cf. SAPORITI, *Wirklichkeit der Dinge*, 159-169.

Vorstellung, Meinung etc. ohne Einschränkung in ihren Gehalt gezogen werden darf. Dagegen lassen sich leicht Gegenbeispiele finden. Angenommen Theseus hat die Meinung, dass Athen in Griechenland liege. Dies setzt begrifflich voraus, dass Theseus eine Meinung über Griechenland hat. Dennoch dürfen wir diese Bedingung nicht in den Gehalt der Meinung importieren. Wir dürfen nicht auf folgende Meinung *M* von Theseus schließen:

M: „Wenn Athen in Griechenland liegt, dann meine ich, Theseus, dass ich eine Meinung über Griechenland habe.“

Damit wäre Theseus unterstellt, er wäre Anhänger von *esse est percipi*. Oder am Fall eines Traums: Wenn Theseus träumt, dass er über das Meer segelt, so hat dies als begriffliche Voraussetzung, dass Theseus einen Traum vom Meer träumt. Das heißt aber nicht, dass Theseus träumt, dass er vom Meer träume, wenn er über das Meer segle.

Was ist bei diesen Schlüssen schief gelaufen? Wir haben in beiden Fällen einen Akt, bei dem der Akt mithilfe eines grammatischen Prädikats wie „meinen“ oder „träumen“ beschrieben wird. In beiden Fällen wird zudem der Gehalt des Aktes in einem nachfolgenden dass-Satz in ungerader Rede ausgedrückt. Der Fehler besteht nun darin, begriffliche Bedingungen für diesen Akt in den dass-Satz zu importieren. Gleiches liegt beim Masterargument vor (zumindest wenn wir es wie oben rekonstruierten). Die Bedingungen dieses Aktes dürfen nicht mit einem bedingten dass-Satz verwechselt werden. Welche Bedeutung hat dies für das Problem fehlender Subjektivität?

b. Der intensionale Kontext modaler Aussagen

Der in dieser Arbeit vertretene Idealismus fußt auf der These, dass die Identitätspositionen, die ich als Subjekt einnehme, *ohne Bedingung notwendig* sind. Es handelt sich dabei also um eine modale These. Recht zu Beginn dieser Arbeit mussten wir jedoch schon feststellen, dass Modalaussagen intensionale Kontexte aufspannen – ähnlich den Akten des Wünschens oder Träumens. Wir hatten im Zusammenhang von Quines Kritik am Essenzialismus festgestellt, dass man den Notwendigkeitsoperator in Modalaussagen sehr genau platzieren muss. Stellen wir uns das Problem nochmals vor Augen. Aus der Aussage

- (a) *Notwendigerweise* gilt für alle Eigenschaften, dass mehr als 4 Gegenstände unter sie fallen, wenn 9 Gegenstände unter sie fallen

folgt nicht die Aussage

- (a') Für alle Eigenschaften gilt, dass *notwendigerweise* mehr als 4 Gegenstände unter sie fallen, wenn 9 Gegenstände unter sie fallen.

Auch sind beide Aussagen weit davon entfernt äquivalent zu sein. Denn sonst hätte dies die abstruse Konsequenz, dass die Zahl der Planeten in unserem Sonnensystem notwendigerweise größer als vier wäre.⁵³³ Der Notwendigkeitsoperator steht *vor* dem dass-Satz, und es ist unzulässig, ihn bedenkenlos in diesen zu importieren oder Elemente des dass-Satzes aus ihm zu exportieren.

⁵³³ Cf. § 12c dieser Arbeit.

Wenden wir uns jetzt, dem in dieser Arbeit vertretenen Idealismus zu. Tatsachen der raumzeitlichen Logik sind abhängig von Identitätspositionen. Ohne Identitätspositionen ist nichts der Fall. Ganz gleich, ob Athen in Griechenland liegt *oder* Athen *nicht* in Griechenland liegt – beides hat als notwendige Bedingung, dass jemand eine bestimmte Identitätsposition bezieht. Formal ausgedrückt lautet dies:

$$(c) \quad (p \vee \neg p) \rightarrow q$$

In dieser Form ist der in dieser Arbeit vertretene Idealismus jedoch noch nicht zu Gänze korrekt wiedergegeben. Der Einfachheit halber haben wir einige modale Faktoren unterschlagen. So handelt es sich um eine *metaphysische* Wahrheit. Sie gilt also in *allen* möglichen Welten. Außerdem ist es für eine Identitätsposition nicht notwendig, dass sie jemand faktisch bezieht. Das korrekt wiedergegebene Konsequens des Konditionalsatzes ist nicht, dass jemand eine bestimmte Identitätsposition bezieht, sondern die Möglichkeit, dass jemand eine bestimmte Identitätsposition bezieht. Der Satz *b* lautet also korrekt:

$$(b') \quad (p \vee \neg p) \rightarrow \Diamond q$$

Der Einfachheit halber unterschlagen wir vorerst diese modalen Faktoren und nehmen mit dem dem Satz *b* in seiner kürzeren Version vorlieb.

Alle Tatsachen sind von Identitätspositionen abhängig. Wie kann es also möglich sein, dass niemand eine Identitätsposition bezieht? Dass es *möglich* sei, dass niemand eine Identitätsposition bezieht, ist eine modale These. Wir haben es also mit einem intensionalen Kontext zu tun. Das modale Wort „möglich“ zieht einen dass-Satz nach sich. Formal ausgedrückt lautet die modale These:

$$(d) \quad \Diamond \neg q$$

Wie alle Tatsachen ist auch sie, davon abhängig, dass jemand eine bestimmte Identitätsposition bezieht. Wir kommen also zur These *d*:

$$(e) \quad \text{Die Möglichkeit, dass niemand eine Identitätsposition bezieht, hat als notwendige Bedingung, dass jemand eine Identitätsposition bezieht.}$$

$$(d\text{-formal}) \quad \Diamond \neg q \rightarrow q$$

Ein Widerspruch folgt aus dieser These allerdings nur, wenn wir die notwendige Bedingung in den intensionalen Kontext des modalen Operators ziehen. Wie wir aber bei unserer Behandlung des Masterarguments gesehen haben, ist ein solcher Import unzulässig. Der Satz *d* ist nicht zu verwechseln mit dem scheinbar ähnlichen, aber widersprüchlichen Satz:

$$(d^*) \quad \text{Es ist möglich, dass niemand eine Identitätsposition bezieht, wenn jemand eine Identitätsposition bezieht.}$$

$$(d^*\text{-formal}) \quad \Diamond (\neg q \rightarrow q)$$

Wie so häufig klären sich modale Verwirrungen auf, wenn man sie in der Semantik möglicher Welten ausdrückt. Dann lautet die These, auf die wir festgelegt sind:

(d-mögliche Welten) Wenn es *eine mögliche Welt* gibt, in der niemand eine Identitätsposition bezieht, dann bezieht jemand *in der faktischen Welt* eine Identitätsposition.

Dagegen lautet die widersprüchliche These *d'*:

(d'-mögliche Welten) Es gibt eine mögliche Welt, in der jemand eine Identitätsposition bezieht, wenn niemand eine Identitätsposition bezieht.

Die Beschreibung anhand des Vokabulars möglicher Welten lässt den Unterschied zwischen *d* und *d'* offen zu Tage treten. Lediglich *d'* ist widersprüchlich.

Genau genommen sind wir nicht einmal auf eine so starke These wie *d* festgelegt. Denn wie oben erwähnt, haben wir einiges an modalem Vokabular der Einfachheit halber unterschlagen. Die Rede von der *faktischen* Welt ist strenger als nötig. Korrekt lautet die These, welcher der hier vertretene Idealismus impliziert:

Möglichkeit fehlender Subjektivität: Wenn es eine mögliche Welt gibt, in der niemand eine Identitätsposition bezieht, dann gibt es eine mögliche Welt, in der jemand eine Identitätsposition einnimmt.⁵³⁴

Oder formal:

Möglichkeit fehlender Subjektivität (formal): $\Diamond \neg q \rightarrow \Diamond q$

Natürlich gibt diese These nicht den hier vertretenen Idealismus zu Gänze wieder, sondern ist ungleich schwächer (nahezu schon trivial). Aber sie gibt jene Abhängigkeiten vollständig wieder, die für das Problem fehlender Subjektivität relevant sind und auf die wir festgelegt sind.

Solange wir bei intensionalen Kontexten genau unterscheiden, wo die modalen Operatoren zu platzieren sind, stellt sich das Problem nicht. Die Welt verschwindet nicht, wenn niemand hinsieht. Fälle fehlender Subjektivität können nicht als Gegenbeispiel gegen den hier vertretenen Idealismus dienen. Welten sind möglich, in denen es keine Subjekte gibt – ebenso wie die Frühgeschichte unserer Erde stattfinden konnte, ganz ohne dass damals Subjekte Identitätspositionen bezogen hatten.

Damit lässt sich auch der zweite schwerwiegende Kritikpunkt am Idealismus auf die hier vertretene Position nicht übertragen. Er ist sparsamer als konkurrierende realistische Theorien, ohne dabei absurde Konsequenzen nach sich zu ziehen.

⁵³⁴ Da wir eingangs nicht nur den Möglichkeitsoperator beim Konsequens, sondern auch den Notwendigkeitsoperator der Gesamtaussage unterschlagen haben, könnte man versucht sein, dieser Formulierung eine Phrase wie „notwendigerweise gilt“ voranzustellen. Da es sich jedoch um eine Aussage über mögliche Welten handelt, wäre dies redundant.

Schlusswort

Eingangs stellten wir die Frage, was ein Wanderer auf der Akropolis sieht, wenn er den Parthenon betrachtet? Wenn wir den Dualismus von Innen- und Außenwelt einmal beiseite lassen, so sieht er den Parthenon selbst – so wie er ist. Doch er ist, was er ist, wegen des Wanderers. Sein Standpunkt – oder genauer: seine Interessen sind es, die das Wesen des Parthenons bestimmen. Ihm verdankt der Tempel seine Identität. Wenn wir subjektunabhängige Identitätskriterien angeben wollten, so müssten wir feststellen, dass uns dafür das Auge Gottes fehlt. Aus einem lokalen Idealismus der Identität folgt ein Idealismus der raumzeitlichen Einzeldinge. Die Welt der Objekte erweist sich als auf die Welt der Subjekte angewiesen. Die raumzeitliche Logik braucht die intentionale. Und da Tatsachen in letzter Instanz immer auf die subjektiv geprägten Objekte angewiesen sind, ist letztlich ein globaler Idealismus die Folge. Die Wirklichkeit selbst benötigt Subjekte.

So radikal diese idealistischen Thesen auf den ersten Blick auch klingen – die weltbewegenden Konsequenzen bleiben aus. Wenn es den Wanderer nicht gäbe, existierte der Parthenon dennoch. Und ganz gleich welche Perspektive er einnimmt, welche Identitätspositionen er bezieht, es ändert nichts an der Tatsache, dass ein Tempel auf der Akropolis steht. Wir können uns die Wirklichkeit nicht zurechtlegen – auch wenn sie auf uns angewiesen ist. Wenn wir wissen wollen, ob ein Tempel auf der Akropolis steht, müssen wir eben jene Erkenntniswege nutzen, die sich schon seit Jahrtausenden bewährt haben. Wir müssen *unsere* Augen benutzen. Daraus folgt nicht, dass wir ohne den bisweilen belächelten Lehnstuhl des Philosophen auskämen. Die einzige zu ziehende Lehre lautet, dass Physik und Metaphysik nicht ein und dieselbe Disziplin sind.

Metaphysik enthüllt uns aber nicht nur neue Erkenntnisse über die Dinge. Sie hat auch die Intuition bestätigt, dass wir als Subjekte grundverschieden von den Objekten der raumzeitlichen Welt sind. Während Berge, Flüsse und Täler in ihren wesentlichen Eigenschaften aufgehen, gilt dies nicht für uns. Wir sind reine Einzeldinge.

In der vorliegenden Arbeit wurde die Reichweite dieser Erkenntnis nur gestreift. Sie diene uns als weiteres Indiz dafür, was der bisherige Beweisgang bereits gezeigt hatte: die Abhängigkeit der Objekte von den Subjekten. Es ist aber zu erwarten, dass ein solches Verständnis des Menschen als reines Einzelding weit über die Auseinandersetzung zwischen Idealisten und Realisten hinausreicht. Es könnte der Ausgangspunkt einer metaphysischen Fundierung unseres Umgangs mit Menschen sein.

Literaturverzeichnis

- ALLISON, Henry E. [*Kant's Transcendental Idealism*]: Kant's Transcendental Idealism: An Interpretation and Defense. Überarbeitete Aufl. New Haven u. London, 2004. Druck.
- ALSTON, William P. [*A Realist Conception Of Truth*]: A Realist Conception Of Truth. Ithaca u. London, 1996. Druck.
- ANSELM von Canterbury [*De incarnatione verbi*]: „Epistolae de incarnatione verbi prior recensio.“ In: Opera Omnia. Bd. 1.1. Hrsg.: Franciscus Salesius Schmitt. Stuttgart-Bad Cannstatt, 1968. 277-290. Druck.
- ARMSTRONG, D[avid], M. [*Truth And Truthmakers*]: Truth And Truthmakers. Cambridge et al., 2004. Druck.
- [*Truthmakers For Negative Truths*]: „Truthmakers For Negative Truths, And For Truths Of Mere Possibility.“ In: *Metaphysics And Truthmakers*. Hrsg. Jean-Maurice Monnoyer. Frankfurt et al., 2007. 99-104. Druck.
- BAKER, Lynne Rudder [*Why Constitution Is Not Identity*]: „Why Constitution Is Not Identity.“ In: Journal Of Philosophy 44.12 (1997): 599-621. Druck.
- BALAGUAR, Mark [*Platonism in Metaphysics*]: „Platonism in Metaphysics.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 7.4.2009. Internet. 9.11.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/platonism>>.
- BARWISE, Jon u. John PERRY [*Semantic Innocence*]: „Semantic Innocence And Uncompromising Situations.“ In: Midwest Studies Of Philosophy 6 (1981): 387-403. Druck.
- BAYLE, Pierre [*Zeno*]: „Zeno.“ In: Historisches und Critisches Wörterbuch. Bd. 4. Hrsg. u. Übers. Gottsched, Johann Christoph. Hildesheim u. New York, 1978. 545-559. Druck.
- BENNETT, Jonathan [*Locke, Berkeley, Hume*]: Locke, Berkeley Hume: Central Themes. Oxford, 1971. Druck.
- BERGMANN, Gustav [*Realism*]: Realism: A Critique Of Brentano And Meinong. Madison et al., 1967. Druck.
- BERKELEY, George [3D]: „Three Dialogues Between Hylas And Philonous.“ In: The Works Of George Berkeley: The Bishop Of Cloyne. Hrsg. A[rthur] A[ston] Luce und T. E. Jessop. Bd. 2. London et al., 1949. 165-263. Druck.
- [P]: „A Treatise Concerning The Principles of Human Knowledge.“ In: The Works Of George Berkeley: The Bishop Of Cloyne. Hrsg. A[rthur] A[ston] Luce und T. E. Jessop. Bd. 2. London et al., 1949. 21-113. Druck.
- [PC]: „Philosophical Commentaries.“ In: The Works Of George Berkeley: The Bishop Of Cloyne. Hrsg. A[rthur] A[ston] Luce und T. E. Jessop. Bd. 1. London et al., 1948. 7-104. Druck.
- BIGELOW, John [*The Reality Of Numbers*]: The Reality Of Numbers: A Physicalist's Philosophy Of Mathematics. Oxford, 1988. Druck.
- BLACK, Max [*The Identity of Indiscernibles*]: „The Identity of Indiscernibles.“ In: Midwest Studies Of Philosophy 1 (1952): 153-164. Druck. [Übersetzung: „Die Identität der Ununterscheidbaren.“ In: Identität und Individuation. Bd. 1: Logische Probleme in historischem Aufriß. Hrsg. Kuno Lorenz. Stuttgart-Bad Cannstatt, 1982. 87-99. Druck.]

- BLANCHETTE, Patricia [*Relative Identity and Cardinality*]: „Relative Identity and Cardinality.“ In: Canadian Journal of Philosophy 29.2 (1999): 205-224. Druck.
- BRANDOM, Robert B. [*Articulating Reasons*]: Articulating Reasons: An Introduction To Inferentialism. Cambridge Mass. u. London, 2000. Druck.
- [*Holism and Idealism in Hegel's phenomenology*]: „Holism and Idealism in Hegel's phenomenology“ In: Hegel-Studien 36 (2001): 61-95. Druck.
- [*Unsuccessfull Semantics*]: „Unsuccessfull Semantics.“ In: Analysis 54.3 (1994): 175-178. Druck.
- BRICKER, Richard [*Identity*]: „Identity.“ In: Encyclopedia of Philosophy. 2. Ausg. Hrsg. Donald M. Borchert. Bd. 4. Detroit et al.: Thomson Gale, 2006. 567-572. Druck.
- BURKE, Michael B. [*One Object to a Place*]: „Preserving the Principle of One Object to a Place: A Noval Account of the Relations among Objects, Sorts, Sortals, and Persistence Conditions“ In: Philosophy and Phenomenological Research 54 (1994): 591-624. Druck.
- CARNAP, Rudolf [*Empirism, Semantics And Ontology*]: „Empirism, Semantics And Ontology.“ In: Metaphysics: An Anthology. Hrsg.: Jaegwon Kim u. Ernest Sosa. Oxford, 1999. 13-22. Druck. [Übersetzung: „Empirismus, Semantik und Ontologie.“ Übers. Wilhelm Bader. In: Bedeutung und Notwendigkeit. Eine Studie zur Semantik und modalen Logik. Wien u. New York, 1972. 257-278. Druck.]
- [*Überwindung der Metaphysik*]: „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache.“ In: Erkenntnis 2 (1931): 219-241. Druck.
- CARTWRIGHT, Richard [*Scattered Objects*]: „Scattered Objects.“ In: Analysis and Metaphysics. Hrsg.: Keith Lehrer. Dordrecht, 1975. 153-171. Druck.
- CHAKRAVARTY, Anjan [*Scientific Realism*]: „Scientific Realism.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 27.4.2011. Internet. 30.5.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/scientific-realism/>>.
- CHEYNE, Colin u. Charles PIDGEN [*Negative Truths From Positive Facts*]: „Negative Truths From Positive Facts.“ In: Australasian Journal Of Philosophy 84.2 (2006): 249-264. Druck.
- CLOEREN, Hermann J. [*Metaphysikkritik II*]: „Metaphysikkritik II.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5. Hrsg.: Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Basel, 1980. 1289-1294. Druck.
- COX, Damian [*Putnam, Equivalence, Realism*]: „Putnam, Equivalence, Realism.“ In: Southern Journal of Philosophy 25 (1997): 155-170. Druck.
- DAVID, Marian [*The Correspondence Theory of Truth*]: „The Correspondence Theory of Truth.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 2.7.2009. Internet. 12.11.20010. <<http://plato.stanford.edu/entries/truth-correspondence>>.
- DAVIDSON, Donald [*Causal Relations*]: „Causal Relations.“ In: The Journal Of Philosophy 64.21 (1967): 691-703. Druck. [Übersetzung: „Kausale Beziehungen.“ In: Handlung und Ereignis. Frankfurt a. M., 1998. 214-232. Druck.]
- [*The Logical Form Of Action Sentences*]: „The Logical Form Of Action Sentences.“ In: Essays On Actions And Events. 2. Ausg. Oxford. 2001, 105-148. Druck. [Übersetzung: „Die logische Form der Handlungssätze.“ In: Handlung und Ereignis. Frankfurt a. M., 1998. 155-213. Druck.]
- [*Truth And Meaning*]: „Truth And Meaning.“ In: Synthese 17 (1967): 304-323. Druck. [Übersetzung: „Wahrheit und Bedeutung.“ In: Wahrheit und Interpretation. Übers. Joachim Schulte. Frankfurt a. M., 1990. 40-67. Druck.]

- DELLA ROCCO, Michael [*Two Spheres*]: „Two Spheres, Twenty Spheres, And The Identity Of Indiscernibles.“ In: Pacific Philosophical Quarterly 86.4 (2005): 480-492. Druck.
- DEMOS, Raphael [*A Certain Type Of Negative Propositions*]: „A Discussion Of A Certain Type Of Negative Propositions.“ In: Mind 26.102 (1917): 188-196. Druck.
- DEVITT, Michael [*Realism And Truth*]: Realism And Truth: Second Edition. Princeton, 1991. Druck.
- [*Realism Without Representation*]: „Realism Without Representation: A Response To Appiah.“ In: Philosophical Studies 61 (1991): 75-77. Druck.
- DESCARTES, René [*Meditations*]: Meditationes de prima philosophia/Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Neubearbeitung. Hrsg. Lüder Gäbe. Hamburg, 1959. Druck.
- DEUTSCH, Harry [*Relative Identity*]: „Relative Identity.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 5.11.2007. Internet. 10.10.2009. <<http://plato.stanford.edu/entries/identity-relative>>.
- DIODEGENES LAERTIOS [Diog. Laert.]: Lives Of Eminent Philosophers. Bd. 2. Hrsg. u. Übers. R. D. Hicks. London u. Cambridge Mass., 1965. Druck.
- DUMMETT, Michael [*Realism*]: „Realism.“ In: Synthese 52.1 (1982): 55-112. Druck
- DIDEROT, Denis [*Brief über die Blinden*]: „Brief über die Blinden: Zum Gebrauch für die Sehenden.“ In: Philosophische Schriften. Hrsg. u. Übers. Theodor Lücke. Bd.1. Berlin, 1961. 49-110. Druck.
- FELDMANN, Fred [*Leibniz And „Leibniz‘ Law‘*]: „Leibniz And „Leibniz Law‘.“ In: The Philosophical Review 79.4 (1970): 510-522. Druck.
- FINE, Gail [*The One Over Many*]: „The One Over Many.“ In: The Philosophical Review 89.2 (1980): 197-240. Druck.
- FINE, Kit [*Essence And Modality*]: „Essence And Modality: The Second Philosophical Perspectives Lecture.“ In: Philosophical Perspectives 8 (1994): 1-16. Druck.
- FORREST, Peter [*The Identity Of Indiscernibles*]: „The Identity Of Indiscernibles.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 15.8.2010. Internet. 27.10.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/identity-indiscernible>>.
- FREGE, Gottlob [*Der Gedanke*]: „Der Gedanke: Eine logische Untersuchung.“ In: Logische Untersuchungen. Hrsg. Günther Patzig. Göttingen, 30-53. Druck.
- [*Die Grundlagen der Arithmetik*]: Die Grundlagen der Arithmetik: Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl. Hildesheim u. New York, 1977. Druck.
- GALLOIS, Andre [*Identity Over Time*]: „Identity Over Time.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 17.3.2011. Internet. 12.4.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/identity-time/>>.
- GALTON, Antony [*Temporal Logic*]: „Temporal Logic.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 7.2.2008. Internet. 27.4.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/logic-temporal/>>.
- GARRETT, B. J. [*The Best Candidate Approach*]: „Noonan, „Best Candidate‘ Theories And The Ship Of Theseus.“ In: Analysis 45.4 (1985): 212-215. Druck.
- GEACH, Peter Thomas [*Logic Matters*]: Logic Matters. Oxford, 1972. Druck.
- [*Ontological Relativity*]: „Ontological Relativity and Relative Identity.“ In: Logic and Ontology. Hrsg. Milton K. Munitz. New York, 1973. 287-302. Druck.
- GIBBARD, Allen [*Contingent Identity*]: „Contingent Identity.“ In: The Journal Of Philosophical Logic 4 (1975). 187-221. Druck.

- GOODMAN, Nelson [*Fact, Fiction, And Forecast*]: Fact, Fiction, And Forecast. 2. Ausg. Indianapolis u. New York, 1965. Druck. [Übersetzung: Tatsache, Fiktion, Vor-aussage. Übers. Hermann Vetter. Frankfurt a. M., 1975. Druck.]
- [*Of Mind And Other Matters*]: Of Mind And Other Matters. Cambridge Mass. u. London, 1984. Druck. [Übersetzung: Vom Denken und anderen Dingen. Übers. Bernd Philipp. Frankfurt a. M., 1987. Druck.]
- [*Ways Of Worldmaking*]: Ways Of Worldmaking. Sussex, 1978. Druck. [Übersetzung: Weisen der Welterzeugung. Übers. Max Looser. Frankfurt a. M., 1984. Druck.]
- GUPTA, Anil [*The Logic Of Common Nouns*]: The Logic Of Common Nouns: An Investigation In Quantified Modal Logic. New Haven u. London, 1980. Druck.
- HABERMAS, Jürgen [*Wahrheit und Rechtfertigung*]: Wahrheit und Rechtfertigung: Philosophische Aufsätze. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. Main, 2004. Druck.
- HACKING, Ian [*The Identity Of Indiscernibles*]: „The Identity Of Indiscernibles.“ In: Journal Of Philosophy 72.9 (1975): 249-256. Druck.
- HAWLEY, Katherine [*Identity and Indiscernibles*]: „Identity and Indiscernibles.“ In: Mind 118.469 (2009): 101-119. Druck.
- HEIDEGGER, Martin [*SuZ*]: Sein und Zeit. 9. Aufl. Tübingen, 1960. Druck.
- HEIL, John [*Recent Work In Realism And Anti-Realism*]: „Recent Work In Realism And Anti-Realism.“ In: Philosophical Books 30.2 (1989): 101-119. Druck.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich [*PhdG*]: „Phänomenologie des Geistes.“ In: Hegel: Gesammelte Werke. Bd. 9. Hrsg. Wolfgang Bonsiepen und Reinhard Heede. Hamburg, 1980. Druck.
- HELLER, Mark [*The Best Candidate Approach*]: „The Best Candidate Approach To Diachronic Identity“ In: Australasian Journal Of Philosophy 65.4 (1987): 434-451. Druck.
- HERRMANN, Markus [*Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus?*]: Wie viel Wahrheit verträgt der Idealismus?: Das Wahrheitsprädikat als Prüfstein für den metaphysischen Realismus. Unveröffentlicht (Schriftliche Arbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium, eingereicht an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Eberhard Karls Universität Tübingen, 2007).
- HIRST, R. J. [*Realism*]: „Realism.“ In: Encyclopedia Of Philosophy. Bd. 8. 2. Ausg. Hrsg. Donald M. Borchert. Detroit et al., 2006. 260-269. Druck.
- HOBBS, Thomas [*de corpore*]: „Elements Of Philosophy: The First Section: concerning Body.“ In: The English Works Of Thomas Hobbes Of Malmesbury. Bd. 1. Hrsg. William Molesworth. London, 1839. Druck.
- HOFMANN, Frank [*Die Metaphysik der Tatsachen*]: Die Metaphysik der Tatsachen. Paderborn, 2008. Druck.
- HOFWEBER, Thomas [*Logic And Ontology*]: „Logic And Ontology.“ In: Stanford Encyclopedia Of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 13.10.2004. Internet. 15.5.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/logic-ontology/>>.
- HÜBENER, Wolfgang [*Konzeptualismus*]: „Konzeptualismus.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Hrsg.: Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Basel, 1976. 1086-1091. Druck.
- HUME, David [E]: An Enquiry Concerning Human Understanding. Hrsg. Tom. L. Beauchamp. Oxford et al., 1999. Druck.
- [T]: A Treatise Of Human Nature. Hrsg. David Fate Norton u. Mary J. Norton. Oxford et al., 2000. Druck.

- HUSCHLE, Brian J. [*Goodman On Motion*]: „Goodman On Motion And Frames Of Reference: A Partial Analysis Of Goodman's Irrealism.“ In: Southwestern philosophy review 20.2 (2004): 39-52. Druck.
- JOYCE, Richard [*Moral Anti-Realism*]: „Moral Anti-Realism.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 30.7.2007. Internet. 2.6.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/moral-anti-realism/>>.
- KANT, Immanuel [*KrV*]: Kritik der reinen Vernunft. Hrsg: Jens Timmermann. Hamburg, 1998. Druck.
- KEMMERLING, Andreas [*A Pleasant Mistake Enough*]: „A Pleasant Mistake Enough': Zu Berkeleys sogenanntem Meisterargument.“ In: Idealismus als Theorie der Repräsentation? Hrsg: Ralph Schuhmacher. Paderborn, 2001. Druck.
- KHLENTZOS, Drew [*Naturalistic Realism*]: Naturalistic Realism and the Antirealist Challenge. Cambridge, Mass. u. London, England, 2004. Druck.
- KLIMA, Gyula [*The Medieval Problem of Universals*]: „The Medieval Problem of Universals.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 19.3.2008. Internet. 12.4.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/universals-medieval/>>.
- KNEBEL, Sven K. [*Universalien I*]: „Universalien I.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11. Hrsg.: Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel. Basel, 2001. 179-187. Druck.
- KOCH, Anton Friedrich [*Subjektivität in Raum und Zeit*]: Subjektivität in Raum und Zeit. Frankfurt a. M., 1990. Druck.
- [*Versuch über Wahrheit und Zeit*]: Versuch über Wahrheit und Zeit. Paderborn, 2006. Druck.
- KRAUT, Robert [*Indiscernibility and Ontology*]: „Indiscernibility and Ontology.“ In: Synthese 44 (1980): 113-135. Druck.
- KRIPKE, Saul A. [*Naming and Necessity*]: Naming and Necessity. Überarb. u. erw. Aufl. Oxford, 1980. Druck.
- [*Semantic Analysis Of Modal Logic I*]: „Semantic Analysis Of Modal Logic I: Normal Modal Propositional Calculi.“ In: Zeitschrift für mathematische Logik und Grundlagen der Mathematik 9 (1963): 67-96. Druck.
- KULENKAMPEFF, Arend [*esse est percipi*]: esse est percipi: Untersuchungen zur Philosophie George Berkeleys. Basel, 2001. Druck.
- KULIK, Martin [*Der heilige Gral der Wahrmachertheorie*]: Der heilige Gral der Wahrmachertheorie: Positive Wahrmacher für negative Tatsachen. Unveröffentlichte Seminararbeit, Seminar: „Was ist Wahrheit?“ im Wintersemester 2009/10 von Markus Herrmann gehalten.
- KÜNNE, Wolfgang [*Conceptions Of Truth*]: Conceptions Of Truth. Oxford, 2003. Druck.
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm [*Discours de Métaphysique*]: „Discours de Métaphysique.“ In: Kleine Schriften Zur Metaphysik, Hrsg. u. Übers. Hans Heinz Holz. Darmstadt, 1995. 49-172. Druck.
- LOWE, E. J. [*A Survey Of Metaphysics*]: A Survey Of Metaphysics. Oxford, 2002. Druck.
- LUCE, A[rthur] A[ston] [*Berkeley's Immaterialism*]: Berkeley's Immaterialism: A Commentary On His „A Treatise Concerning The Principles Of Human Knowledge“. London et al., 1945. Druck.
- LUCE, A[rthur] A[ston] u. JESSOP, T. E. [*The Works of George Berkeley*]: The Works Of George Berkeley: The Bishop Of Cloyne. 9 Bde. London et. al., 1949-1957. 21-113. Druck.

- LEWIS, David [*On The Plurality Of Worlds*]: On The Plurality Of Worlds. Oxford. 1986. Druck.
- LYNCH, Michael P. [*Truth in Context*]: Truth in Context: An Essay on Pluralism and Objectivity. Cambridge, Mass u. London, England, 2001. Druck.
- MACKIE, Penelope u. Mark JAGO [*Transworld Identity*]: „Transworld Identity.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 8.8.2013. Internet. 5.9.2013. <<http://plato.stanford.edu/entries/identity-transworld/>>.
- MACINTYRE, Alasdair [*Essence And Existence*]: „Essence And Existence.“ In: Encyclopedia Of Philosophy. Bd. 3. 2. Ausg. Hrsg. Donald M. Borchert. Detroit et al., 2006, 349-351. Druck.
- MEINONG, Alexius [*Über Gegenstandstheorie*]: „Über Gegenstandstheorie.“ In: Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie. Hrsg. Rudolf Haller, Rudolf Kindinger u. Roderick M. Chisholm. Graz, 1971. 481-530. Druck.
- MCDOWELL, John [*Mind And World*]: Mind And World. Mit neuer Einleitung. Cambridge, Mass., 1996. Druck. [Übersetzung: Geist und Welt. Übers. Thomas Blume, Holm Bräuer, Gregory Klass. Paderborn et al., 1998. Druck.]
- MCGINN, Colin [*Can We Solve The Mind-Body Problem*]: „Can We Solve The Mind-Body Problem.“ In: Philosophy of Mind: A Guide And Anthology. Hrsg. John Heil. Oxford, 2004. 781-797. Druck.
- MCTAGGART, John Ellis [*The Unreality Of Time*]: „The Unreality Of Time.“ In: Mind 17.4 (1908): 457-474. Druck.
- MELLOR, D. H. [*Facts And Causation*]: Facts And Causation. London et al., 1985. Druck.
- MILL, John Stuart [*Berkeley's Life And Writings*]: „Berkeley's Life And Writings.“ In: Essays On Philosophy And The Classics. Hrsg. J. M. Robson. Toronto et al., 1978. 449-471. Druck.
- MILLER, Alexander [*Realism*]: „Realism.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 16.4.2010. Internet. 15.6.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/realism/>>.
- MOLNAR, George [*Truthmakers For Negative Truths*]: „Truthmakers For Negative Truths.“ In: Australasian Journal Of Philosophy 78.1 (2000): 72-86. Druck.
- MORELAND, P. J. [*Theories Of Individuation*]: „Theories Of Individuation: A Reconsideration Of Bare Particulars.“ In: Pacific Philosophical Quarterly 79.3 (1998): 251-263. Druck.
- MOORE, George Edward [*Moore's Paradox*]: „Moore's Paradox.“ In: Selected Writings. Hrsg. Thomas Bladwin. London u. New York, 1993. 207-212. Druck.
- [*Proof Of An External World*]: „Proof Of An External World.“ In: Selected Writings. Hrsg. Thomas Bladwin. London u. New York, 1993. 147-170. Druck.
- MORMANN, Thomas [*Equivalent Theories*]: „Incompatible Empirically Equivalent Theories: A Structural Explanation.“ In: Synthese 103 (1995): 203-249. Druck.
- MULLIGAN, Kevin, Peter SIMMONS u. Barry SMITH [*Truth-Makers*]: „Truth-Makers.“ In: Philosophy And Phenomenological Research 44.3 (1984): 287-321. Druck.
- PLUTARCH [Plut. *Theseus*]: „Theseus.“ In: Große Griechen und Römer. Bd. 1. Übers. u. Hrsg. Konrat Ziegler. Zürich u. Stuttgart, 1954. 41-75. Druck.
- PRIOR, Arthur [*Time And Modality*]: Time And Modality: Being The John Locke Lecture Of 1955-6. Oxford: Clarendon Press, 1957. Druck.
- [*Past, Present And Future*]: Past, Present And Future. Oxford: Clarendon Press, 1967. Druck.
- [*Papers On Time And Tense*]: Papers On Time And Tense. Oxford, 1968. Druck.

- PUTNAM, Hilary [*Equivalence*]: „Equivalence.“ In: Realism and Reason: Philosophical Papers, Volume 3. Cambridge, 1983. 26-45. Druck.
- [*Reason, Truth And History*]: Reason, Truth And History. Cambridge et al.: Cambridge University Press, 1981. Druck. [Übersetzung: Vernunft, Wahrheit und Geschichte. Übers. Joachim Schulte. Frankfurt a. M, 1990. Druck.]
- [*Simon Blackburn On Internal Realism*]: „Simon Blackburn On Internal Realism.“ In: Reading Putnam. Hrsg. Peter Clark u. Bob Hale. Cambridge, Mass u. Oxford, 1994. 242-254. Druck.
- [*The Many Faces Of Realism*]: The Many Faces Of Realism: The Paul Carus Lectures. La Salle, 1987. Druck.
- [*The Threefold Cord*]: The Threefold Cord: Mind, Body And World. New York, 1999. Druck.
- QUINE, Willard van Orman [*Ontological Relativity*]: „Ontological Relativity.“ In: Ontological Relativity And Other Essays. New York, 1969. 26-68. Druck. [Übersetzung: „Ontologische Relativität.“ In: Ontologische Relativität und andere Schriften. Übers. Wolfgang Spohn. Stuttgart, 1975. Druck.]
- [*On What There Is*]: „On What There Is.“ In: From A Logical Point Of View. 2. Aufl. Cambridge Mass. u. London, 1980, 1-19. Druck. [Übersetzung: „Was es gibt.“ Übers. Walter Hoering. In: Das Universalien-Problem. Hrsg. Wolfgang Stegmüller. Darmstadt, 1978. 102-123. Druck.]
- [*Things And Their Place In Theories*]: „Things And Their Place In Theories.“ In: Theories And Things. Cambridge Mass. u. London, 1981. 1-23. Druck. [Übersetzung: „Dinge und ihr theoretischer Ort.“ In: Theorien und Dinge. Übers. Joachim Schulte. Frankfurt a. M., 1985. 11-38. Druck.]
- [*Word And Object*]: Word And Object. New York u. London, 1960. Druck. [Übersetzung: Wort und Gegenstand. Übers. Joachim Schulte und Dieter Birnbacher. Stuttgart, 1990. Druck.]
- RAMI, Adolf [*Offensichtliche Probleme*]: „Offensichtliche Probleme einer offensichtlichen Lösung des Rätsels um Theseus' Schiff.“ In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 28 (2003): 273-286. Druck.
- RAMSEY, Frank P. [*Facts And Propositions*]: „Facts And Propositions I.“ In: Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes 7 (1927): 156-170. Druck.
- RECANATI, François [*Perspectival Thought*]: Perspectival Thought: A Plea For (Moderate) Relativism. Oxford u. New York, 2007. Druck.
- REICHER, Maria [*Nonexistent Objects*]: „Nonexistent Objects.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 8.9.2010. Internet. 23.3.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/nonexistent-objects/>>.
- RENTSCH, Thomas [*Metaphysikkritik I*]: „Metaphysikkritik I.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5. Hrsg.: Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Basel, 1980. 1280-1289. Druck.
- ROBERTSON, Teresa [*Essential Vs. Accidental Properties*]: „Essential Vs. Accidental Properties.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 28.4.2008. Internet. 12.8.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/essential-accidental/>>.
- [*Arguments for Origin Essentialism*]: „Arguments for Origin Essentialism: Supplement to Essential vs. Accidental Properties.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 28.4.2008. Internet. 12.8.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/essential-accidental/origin-essentialism.html>>.

- ROBINSON, Howard [*Substance*]: „Substance.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 16.12.2009. Internet. 3.2.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/substance/>>.
- RODRIGUEZ-PEREYRA, Gonzales [*Mellor's Facts*]: „Mellor's Facts And Chances Of Causation.“ In: *Analysis* 58.3 (1998): 175-181. Druck.
- ROSENBERG, Jay F. [*Das Schiff des Theseus*]: „„Das Schiff des Theseus“: Eine Fallstudie.“ In: Philosophieren: Ein Handbuch für Anfänger. Übers. Brigitte Flickinger. Frankfurt a. M., 1986. 64-77. Druck.
- [*On A Certain Antinomy*]: „On A Certain Antinomy: Properties, Concepts And Items In Space.“ In: Philosophical Perspectives 10: Metaphysics. Hrsg. James E. Tomberlin. Cambridge, 1996. 357-383. Druck.
- RUSSELL, Bertrand [*An Inquiry Into Meaning And Truth*]: An Inquiry Into Meaning And Truth. London, 1940. Druck.
- [*On Denoting*]: „On Denoting.“ In: Mind 14.56 (1905): 479-493. Druck. [Übersetzung: „Kennzeichnungen.“ Übers. Eike von Savigny. In: Das Universalien-Problem. Hrsg. Wolfgang Stegmüller. Darmstadt, 1978. 21-40. Druck.]
- [*On Propositions*]: „On Propositions: What They Are And How They Mean.“ In: Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes 2 (1919): 1-43. Druck.
- [*The Philosophy Of Logical Atomism*]: „The Philosophy Of Logical Atomism.“ In: Logic And Knowledge. Hrsg. Robert Charles Marsh. London u. New York, 1956. 175-281. Druck.
- [*Truth And Falsehood*]: „Truth And Falsehood.“ In: The Problems Of Philosophy. Oxford et al., 1978. 69-75. Druck. [Übersetzung: „Wahrheit und Falschheit.“ Übers. Eberhard Bubser. In: Wahrheitstheorien: Eine Auswahl aus den Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert. Hrsg. Gunnar Skirbekk. Frankfurt a. M., 1977. 63-72. Druck.]
- SAPORITI, Katia [*Die Wirklichkeit der Dinge*]: Die Wirklichkeit der Dinge: Eine Untersuchung zum Begriff der Idee in der Philosophie George Berkeleys. Frankfurt a. M., 2006. Druck.
- SARTRE, Jean-Paul [*Das Sein und das Nichts*]: Das Sein und das Nichts: Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Übers. Hans Schöneberg u. Traugott König. Hrsg. Traugott König. Reinbek bei Hamburg, 1991. Druck.
- SCHANTZ, Richard und Oliver R. SCHOLZ [*Universalien II*]: „Universalien II.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11. Hrsg. Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Basel, 1976. 187-199. Druck.
- SCHOPENHAUER, Arthur [*Gegen Kant*]: „Gegen Kant.“ In: Der handschriftliche Nachlaß. Bd. 2. Hrsg. Arthur Hübscher. Frankfurt a. M., 1967. 398-425. Druck.
- SHIELDS, Christopher [*Aristotle*]: „Aristotle.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 25.9.2008. Internet. 23.11.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/aristotle/>>.
- SEARLE, John R. [*The Construction Of Social Reality*]: The Construction Of Social Reality. London et al., 1995. Druck.
- SEIBT, Johanna [*Non-Countable Individuals*]: „Non-Countable Individuals: Why „One‘ And „The Same‘ Is Not One And The Same.“ In: Southwest Philosophy Review 12.1 (1996): 225-236. Druck.
- SELLARS, Wilfried [*Time And The World Order*]: „Time And The World Order.“ In: Minnesota Studies In The Philosophy Of Science Vol. III: Scientific Explanation.

- Space, And Time. Hrsg.: Herbert Feigl u. Grover Maxwell. Minneapolis, 1962. 527-616. Druck.
- SIDER, Theodore [*Temporal Parts*]: „Temporal Parts.“ In: Contemporary Debates in Metaphysics. Hrsg. ders., John Hawthorne und Dean W. Zimmerman. Malden/MA, 2008. 241-262. Druck.
- SOSA, Ernest [*Subjects Among Other Things*]: „Subjects Among Other Things.“ In: Philosophical Perspectives 1 (1987): 155-187. Druck.
- [*Putnam's Pragmatic Realism*]: „Putnam's Pragmatic Realism.“ In: Journal of Philosophy 90.12 (1993): 605-626. Druck.
- STRAWSON, Peter Frederick [*Individuals*]: Individual: An Essay In Descriptive Metaphysics. London, 1964. Druck. [Übersetzung: Einzelnding und logisches Subjekt (Individuals): Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik. Übers. Freimut Scholz. Stuttgart, 1972. Druck.]
- [*On Referring*]: „On Referring.“ In: Mind 59.235 (1950): 320-344. Druck.
- SOTERIOU, Matthew [*The Disjunctive Theory of Perception*]: „The Disjunctive Theory of Perception.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta.. 10.7.2009. Internet. 17.5.2011. <<http://plato.stanford.edu/entries/perception-disjunctive/>>.
- TAYLOR, Richard [*Negative Things*]: „Negative Things.“ In: The Journal Of Philosophy 49.13 (1952): 433-449. Druck.
- THORBURN, W[illiam] M. [*The Myth Of Occam's Razor*]: „The Myth Of Occam's Razor.“ In: Mind 27.107 (1918): 345-353. Druck.
- TIPTON, I. C. [*Berkeley*]: Berkeley: The Philosophy Of Immaterialism. London, 1974. Druck.
- SWINBURNE, Richard [*Thisness*]: „Thisness.“ In: Australasian Journal of Philosophy 73.3 (1995): 389-400. Druck.
- UNGER, Peter [*There Are No Ordinary Things*]: „There Are No Ordinary Things.“ In: Synthese 41 (1979): 117-154. Druck.
- WASSERMAN, Ryan [*Material Constitution*]: „Material Constitution.“ In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg. Edward N. Zalta. 25.2.2009. Internet. 22.10.2010. <<http://plato.stanford.edu/entries/material-constitution/>>.
- WILLASCHEK, Marcus [*Der mentale Zugang zur Welt*]: Der mentale Zugang zur Welt: Realismus, Skeptizismus und Intentionalität. Frankfurt a. M., 2003. Druck.
- WIGGINS, David [*Sameness And Substance*]: Sameness And Substance Renewed. Cambridge, 2001. Druck.
- WINKLER, Kenneth P. [*Berkeley*]: Berkeley: An Interpretation. Korrigierte Paperback-Fassung. Oxford, 1994. Druck.
- WITTGENSTEIN, Ludwig [*PU*]: „Philosophische Untersuchungen.“ In: Werkausgabe. Bd. 1. Frankfurt a. M., 2006. 225-618. Druck.
- [*TLP*]: „Logisch-philosophische Abhandlungen: Tractatus logico-philosophicus.“ In: Werkausgabe. Bd. 1. Frankfurt a. M., 2006. 7-85. Druck.
- WOLF, Ursula [*Ontologie*]: „Ontologie.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 6. Hrsg. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Basel, 1984. 1189-1200. Druck.
- ZALTA, Edward N. [*Essence and Modality*]: „Essence and Modality“ In: Mind 115.459 (2006): 559-693. Druck.
- [*Stanford Encyclopedia of Philosophy*]: Stanford Encyclopedia Of Philosophy. 2011. Internet. 25.5.2011. <<http://plato.stanford.edu/>>.

- ZELTNER, Hermann [*Idealismus*]: „Idealismus.“ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Hrsg.: Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Basel, 1976. 30-33. Druck.
- ZIMMERMAN, Dean W. [*Criteria of Identity*]: „Criteria of Identity and the „Identity Mystics“.“ In: Erkenntnis 48 (1998): 281-301. Druck.